

SPRACHE DER GEGENWART

Schriften des Instituts für deutsche Sprache

Gemeinsam mit

Hans Eggers, Johannes Erben, Odo Leys und Hans Neumann

herausgegeben von Hugo Moser

Schriftleitung: Ursula Hoberg

Band XXX

STUDIEN ZUR TEXTTHEORIE
UND ZUR DEUTSCHEN GRAMMATIK

STUDIEN ZUR TEXTTHEORIE
UND ZUR
DEUTSCHEN GRAMMATIK

Festgabe für Hans Glinz zum 60. Geburtstag

Herausgegeben von
Horst Sitta und Klaus Brinker

PÄDAGOGISCHER VERLAG SCHWANN
DÜSSELDORF

© 1973 Pädagogischer Verlag Schwann Düsseldorf

Alle Rechte vorbehalten · 1. Auflage 1973

Umschlaggestaltung Paul Effert

Herstellung: Lengericher Handelsdruckerei, Lengerich (Westf.)

ISBN 3-7895-0250-2

In diesen Studien kommen Hans Glinz – vermehrt – Momente seines Wirkens zurück.

Das Denken, das er in Gang gesetzt hat, ist freilich damit nicht eingefangen; es ist eingegangen, unauffälliger und ohne daß sie dieses immer wußten, in das Tun von vielen: Freunden, Schülern und Kollegen.

Zum 60. Geburtstag überreichen wir – wenige für sehr viele – ihm diesen Band.

Aachen, am 1. Dezember 1973

INHALT

Klaus Brinker (Aachen): Zum Textbegriff in der heutigen Linguistik	9
Eduard Beneš (Prag): Thema – Rhema – Gliederung und Textlinguistik	42
Horst Sitta (Aachen): Kritische Überlegungen zur Textsortenlehre	63
Götz Beck (Aachen): Textsorten und Soziolekte. Funktion und Reziprozität in gesprochener und geschriebener Sprache	73
Jean Fourquet (Paris): Der Text und sein beiderseitiges Hinterland. Schöpfung und Nachschöpfung	113
Johannes Erben (Innsbruck): Sprechhandlungen der Nicht-Verständigung. Bemerkungen zu Gestalt und Leistung dialogischer Texte	122
Hennig Brinkmann (Münster): Information und Realisierung. Zum Zusammenhang zwischen Modalität und Kommunikation	130
Bernd Switalla (Aachen): Zu handlungslogischen Implikationen linguistischer Aussagen	160
János Juhász (Budapest): Sprachliche Einheiten – linguistische Begriffe. Ein Plädoyer für die Textlinguistik	192
Kaj B. Lindgren (Helsinki): Zur Klärung des Begriffes 'Satz'	199
Laurits Saltveit (Oslo): Der Imperativ als Ausdruck für Bedingung im Deutschen	209
Odo Leys (Löwen): Das Reflexivpronomen: Eine Variante des Personalpronomens	223

Werner Betz (München): Zur Überprüfung einiger Wortstellungsregeln	243
Leo Weisgerber (Bonn): Aus der Schublade der Popanze	268
Hans Glinz – Verzeichnis seiner wissenschaftlichen Schriften	281

ZUM TEXTBEGRIFF IN DER HEUTIGEN LINGUISTIK

1. Zur Aufgabenstellung dieses Beitrags

Wichtige Voraussetzungen für das Aufstellen einer linguistischen Theorie (wie für jegliche Theoriebildung) sind die Formulierung ihrer Aufgaben und Ziele sowie die Abgrenzung ihres Gegenstandsbereichs.¹ Wie die Ziele und Aufgaben einer Wissenschaft der Veränderung unterliegen, so ist auch der Gegenstand einer wissenschaftlichen Disziplin "eine sich historisch entwickelnde Kategorie".² Die jeweilige Gegenstandsbestimmung ist dabei nicht nur durch die Eigenschaften der Objekte (in der Realität) bestimmt, sondern hängt gerade auch vom historischen Standort und den Erkenntnisinteressen der Wissenschaftler ab.³ Man muß sich somit hüten, den jeweiligen Gegenstand einer Theorie direkt mit den "Objekten selbst" gleichzusetzen, was in den modernen strukturalistischen Richtungen der Linguistik nicht immer vermieden wurde,⁴ erkenntnis- und wissenschaftstheoretisch gesehen aber unhaltbar ist.

Der Forschungsgegenstand "Text" – so kann man wohl sagen – steht gegenwärtig im Zentrum der linguistischen Diskussion. Eine allgemein akzeptierte Textdefinition liegt allerdings bisher nicht vor.⁵ Es ist auch fraglich, ob es überhaupt möglich und sinnvoll ist, einen allgemeingültigen Textbegriff zu entwickeln, der es erlauben soll, zu bestimmen, was immer und überall als Text zu gelten hat. Eine solche Bestimmung würde wohl der angedeuteten Interdependenz von Zielsetzung und Gegenstandsbestimmung beim Aufbau einer Theorie nicht genügend Rechnung tragen.

Die strukturellen Richtungen der Linguistik haben zunächst den "Satz" als oberste linguistische Bezugseinheit betrachtet. Erst in den letzten Jahren hat sich vor dem sprachtheoretischen Hintergrund der strukturalistischen Linguistik eine explizit textorientierte linguistische Forschung, die sog. Textlinguistik, entwickelt.

Der vorliegende Beitrag konzentriert sich vor allem auf eine Explikation des Textbegriffs, wie er dieser Forschungsrichtung zugrunde liegt. Bei der Vielfalt der textlinguistischen Ansätze in diesem Bereich kann das allerdings nur in groben Zügen geschehen.

Die augenblickliche Wissenschaftssituation der Linguistik ist dadurch zu kennzeichnen, daß sich ein fundamentaler Wandel in der Aufgabenstellung und Gegenstandsbestimmung dieser Disziplin abzeichnet. Es wird mit Recht gefordert, daß sich linguistische Theoriebildung und Analyse stärker als bisher auf die pragmatische bzw. sozio-kommunikative Funktion von Sprache in konkreten Kommunikationssituationen konzentrieren. Die darin sich andeutende Überwindung einer fast ausschließlich sprachsystematisch ausgerichteten linguistischen Forschung zugunsten einer kommunikationsorientierten Linguistik läßt auch Änderungen in der Bestimmung des Forschungsgegenstandes "Text" erwarten.

Wir wollen abschließend einige Konsequenzen behandeln, die sich für die Fassung des Textbegriffs vor dem Hintergrund einer kommunikationsorientierten Linguistik ergeben.

2. Der Textbegriff im Rahmen sprachsystematisch orientierter linguistischer Forschung

2.1. Zur Zielsetzung und Gegenstandsbestimmung der strukturalistischen Linguistik

Die modernen strukturalistischen Richtungen der Linguistik gehen von der Hypothese aus, daß jeder Sprache eine bestimmte Struktur zukommt und als ein System beschrieben werden kann, in dem die einzelnen Elemente (die sprachlichen "Zeichen") untereinander komplexe Abhängigkeiten aufweisen. Vereinfacht läßt sich wohl sagen: Die strukturalistische Linguistik (bei aller Unterschiedlichkeit ihrer Richtungen im einzelnen) *setzt* als ihren spezifischen Gegenstand das Sprachsystem ("Langue", "Kompetenz") *an*, den Systemkomplex eines Sprachzustands, das einzelsprachliche "System" von Elementen und Relationen, Einheiten, Strukturen und Regeln, das der Sprachverwendung ("Parole", "Performanz") als der theoretisch unendlichen Menge der konkreten Sprech- und Verstehensakte und den durch sie entstandenen sprachlichen Gebilden (Texten) zugrunde liegen soll.⁶ Die Aufgabe der Linguistik wird darin gesehen, das jeweilige sprachliche System durch Anwendung intersubjektiver Methoden (Analyseverfahren, Operationen) aufzudecken (bewußt zu machen) bzw. — wie N. Chomsky formuliert — "aus den Daten der Sprachverwendung heraus das zugrunde liegende Regelsystem zu bestimmen, über das der Sprecher-Hörer verfügt und das er in der aktuellen

Sprachverwendung in Gebrauch nimmt”.⁷ Mit dieser Aufgabenstellung und Gegenstandsbestimmung ist in der Regel eine Idealisierung des Objektbereichs der Linguistik in doppelter Hinsicht verbunden: Es wird (1.) ein hinsichtlich der Aspekte der Kommunikation indifferenter Sprecher=Hörer und (2.) eine homogene Sprachgemeinschaft vorausgesetzt.⁸

2.2. Die Fixierung auf die Satzeinheit als der obersten linguistischen Bezugseinheit

Vor diesem hier nur ganz allgemein skizzierten sprachtheoretischen Hintergrund ist es erst in den letzten Jahren in der sog. Textlinguistik zu einer explizit textorientierten linguistischen Forschung gekommen.⁹ Bis dahin galt im allgemeinen der “Satz” als höchste Einheit für die linguistische Beschreibung; die linguistische Forschung konzentrierte sich fast ausschließlich auf die Analyse und Deskription der Struktur des Satzes, vor allem auf die Segmentierung und Klassifikation sprachlicher Einheiten unterhalb der Satzebene.¹⁰ Über den Satz hinausgehende sprachliche Phänomene wurden im allgemeinen an die literaturwissenschaftliche Stilistik verwiesen und sprachtheoretisch gesehen dem Bereich der Performanz als der jeweils individuellen Verwirklichung der Kompetenz in konkreten Situationen zugeordnet.¹¹

2.3. Die sog. Textlinguistik als Korrektiv zu einer auf die Domäne des Satzes beschränkten Grammatiktheorie

Die sog. Textlinguistik macht demgegenüber geltend, daß “die oberste und unabhängigste sprachliche Einheit”, “das primäre sprachliche Zeichen” nicht der “Satz”, sondern der “Text” sei, linguistische Analyse sich somit stärker als bisher auf den “Text” zu richten habe.¹² Eine prinzipielle Änderung der geltenden sprachtheoretischen Grundlagen ist mit dieser Forderung allerdings zunächst nicht verbunden. Die Textlinguistik versteht sich (wie vorher die “Satzlinguistik”) ausdrücklich als eine Linguistik der “Langue” bzw. der “Kompetenz”.¹³ Sie wendet sich im Grunde lediglich gegen einen Kompetenzbegriff, der auf Einheiten, Strukturen und Regeln unterhalb der Satzebene beschränkt ist. Sie versucht zu erweisen, daß den konkreten Texten als Ergebnissen der Performanz allgemeine Prinzipien der Textkonstitution zugrunde liegen, die ebenfalls in den Bereich der Sprachkompetenz gehören.¹⁴ Ihre Aufgabe sieht sie in einer systematischen Beschreibung dieser Prinzipien.

Der Versuch, den "Text" auf der Ebene der Langue zu erfassen, bedeutet letztlich, daß die Hierarchie der bis dahin angenommenen Ebenen des sprachlichen Systems¹⁵ um eine Ebene erweitert wird. Zu der phonologischen, der morphologischen und der satzsyntaktischen Ebene tritt die Textebene hinzu, der als spezifische Einheit der "Text" zugeordnet wird.¹⁶ Wie wird diese Einheit nun definiert?

2.4. Zum Textbegriff der sprachsystematisch orientierten Textlinguistik

2.4.1. Ausgangsdefinition: Text als kohärente Folge von Sätzen

Die sprachsystematisch orientierte Textlinguistik geht in der Regel von der folgenden Textdefinition aus: Text ist "eine kohärente Folge von Sätzen", wobei zunächst davon abstrahiert wird, ob er in schriftlicher Form vorliegt oder mündlich realisiert ist.¹⁷ Diese Definition der Einheit "Text" unterscheidet sich also im Prinzip nicht von der Definition sprachlicher Einheiten hierarchisch tieferstehender Ebenen: Der "Text" wird (wie vielfach auch der "Satz") durch seine Teile zu definieren versucht. Bei diesem definitorischen Vorgehen ist allerdings kritisch zu fragen, ob man überhaupt sagen kann, was Teil eines Textes ist, ehe man nicht bestimmt hat, was als Text zu betrachten ist.¹⁸ Wir kommen darauf noch zurück.

2.4.2. Zum Verhältnis von "Text" und "Satz"

Während z. B. H. Weinrich "der Satzgrenze jeden besonderen Respekt verweigert" und "Text" definiert als "sinnvolle (d.h. kohärente und konsistente) Abfolge sprachlicher Zeichen zwischen zwei auffälligen Kommunikationsunterbrechungen"¹⁹, betrachten die meisten Textlinguisten den Satz nach wie vor als "Markstein" in der Hierarchie sprachlicher Einheiten.²⁰ Es drückt sich darin die Auffassung aus, daß der Text nicht eine einfache Reihung oder Summe von sprachlichen Zeichen ein und derselben Ebene (etwa von Morphemen oder Wörtern) darstellt, sondern daß er sich aus Einheiten verschiedener Ebenen und verschiedener Komplexität konstituiert, also prinzipiell hierarchisch strukturiert ist.

Als die Struktureinheit auf der Textebene wird nun der Satz angesehen. Der Begriff "Satz" wird allerdings vielfach nicht weiter diskutiert. Für textlinguistische Untersuchungen ist m.E. die folgende an die Dependenzgram-

matik L. Tesnière (1959) anknüpfende Satzdefinition besonders tragfähig. "Satz" kann danach verstanden werden als eine sprachliche Einheit, die aus einem Verb (Prädikat) als dem strukturellen Zentrum und einer Reihe von Satzgliedpositionen besteht, die jeweils vom betreffenden Verb aus gesetzt sind. Sätze können demnach als einfache Sätze oder als Teilsätze (Haupt- oder Gliedsätze in sog. Satzgefügen) realisiert sein.²¹ Es handelt sich hier um eine grammatische Satzdefinition, deren Vorteil gegenüber der traditionellen Satzdefinition (Satz besteht aus Subjekt und Prädikat) darin besteht, daß sie den syntaktisch-semanticen Abhängigkeitsbeziehungen zwischen Verb und Satzgliedern Rechnung trägt. Sie ist auch dem auf der Interpunktion begründeten Satzbegriff vorwissenschaftlicher Art weit überlegen, der ohnehin nur auf geschriebene Sprache anwendbar ist und auch hier bei consequenter Anwendung zu erheblichen Abgrenzungsschwierigkeiten führt.

Was nun das Verhältnis von Text und Satz angeht, so muß gesehen werden, daß der "Text" grundsätzlich anders strukturiert ist als der "Satz". Es wäre ein fundamentaler Fehler, wenn man davon ausgehen würde, daß zwischen Text und Satz genau dasselbe Verhältnis bestehe wie zwischen dem Satz und der nächsttieferen Einheit, dem Satzglied.²² Die zunächst nur hypothetisch angesetzte Ebene des Textes stellt im Unterschied zur Satzebene nicht bestimmte (vorhersagbare), grammatisch definierbare Positionen bereit, in die dann bestimmte Sätze bzw. Klassen von Sätzen eintreten könnten. Mit dieser negativen Abgrenzung ist allerdings noch nicht geklärt, ob und inwiefern von einer Ebene des Textes überhaupt die Rede sein kann. Es sollen zunächst nur vorschnelle Analogieschlüsse zwischen Text- und Satzstruktur abgewehrt werden.²³

2.4.3. Der Begriff der Kohärenz als Kernbegriff der Textdefinition

Im Zentrum der sprachsystematisch orientierten Textlinguistik steht der Begriff der Kohärenz. Bei seiner Explikation geht man in der Regel von der noch recht allgemeinen empirischen Feststellung aus, daß es offenbar zur Kompetenz des Sprachteilhabers gehört, auf der einen Seite zusammenhängende Satzfolgen (Texte nach der oben gegebenen Definition) zu bilden und auf der anderen Seite eine vorgelegte Folge von Sätzen entweder als Text zu verstehen oder als eine zusammenhanglose oder gar sinnlose Häufung von Sätzen anzusehen.²⁴ Nicht jede beliebige Aneinanderreihung von Sätzen wird als Text akzeptiert (verstanden).²⁵

Den strukturalistisch ausgerichteten textlinguistischen Arbeiten ist gemeinsam, daß es ihnen um die Spezifizierung der Bedingungen geht, unter denen Satzfolgen als kohärente Satzfolgen, eben als Texte realisiert werden. Sie sehen ihre Aufgabe in der Eruierung und systematischen Beschreibung der die Kohärenz bewirkenden sprachlichen Elemente (Mittel).²⁶

2.4.4. Zur grammatischen Explikation des Kohärenzbegriffs (am Beispiel des Prinzips der Wiederaufnahme)

Es ist nun entscheidend, daß das Phänomen der Text-Kohärenz in der Regel grammatisch zu explizieren versucht wird, und zwar durch systematischen Aufweis der syntaktisch-semanticen Beziehungen zwischen Sätzen bzw. zwischen sprachlichen Einheiten in aufeinanderfolgenden Sätzen.

Unter den verschiedenen Phänomenen, die in diesem Zusammenhang angeführt werden, spielt der Bereich der Referenzbeziehungen zwischen Sätzen zweifellos die wichtigste Rolle innerhalb der textlinguistischen Diskussion der letzten Jahre.²⁷ Dieser Bereich erscheint in der Literatur auch unter den Termini “Koreferenz (von Oberflächenkonstituenten)” (Isenberg), “syntagmatische Substitution” (Harweg), “Anaphora” (Dressler), “Wiederaufnahme” (Brinkmann) usw. Wir wollen in aller Kürze auf diesen Problemkreis (wir sprechen von “Wiederaufnahme”) eingehen, da m.E. an seiner Behandlung das Vorgehen der sprachsystematisch orientierten Textlinguistik besonders gut zu verdeutlichen ist.

Man kann ganz vereinfacht zwischen expliziter und impliziter Wiederaufnahme unterscheiden.

Die explizite Wiederaufnahme besteht in der Referenzidentität bestimmter sprachlicher Einheiten in aufeinanderfolgenden Sätzen eines Textes, d.h. ein bestimmter Ausdruck wird durch einen oder mehrere Ausdrücke, die in einem oder mehreren nachfolgenden Sätzen auftreten, in Referenzidentität wieder aufgenommen. “Referenzidentität” meint die Identität der durch den wiederaufgenommenen und den wiederaufnehmenden Ausdruck jeweils bezeichneten Referenzträger. Das können Personen, Gegenstände oder Sachverhalte sein. Die Ausdrücke, die die Wiederaufnahme leisten, nennt man auch Pro-Formen oder Pro-Elemente (das sind nicht nur Pronomen!).²⁸

Beispiel:

- (1) E i n M a n n war zu Rad unterwegs und wollte auf einen Berg steigen; e r sah ein Anwesen liegen und stellte dort ein. D e r M a n n hieß Obersteihn und hielt von sich nicht mehr viel; e r konnte auch mit seinem Namen nicht Staat machen, der die Amtsstuben verdroß. ...
(aus: Gerd Gaiser, Eine Stimme hebt an, 1950 – Textanfang)

Die implizite Wiederaufnahme ist dadurch charakterisiert, daß zwischen dem wiederaufnehmenden Ausdruck und dem wiederaufgenommenen Ausdruck keine Referenzidentität besteht. Beide Ausdrücke beziehen sich auf verschiedene "Referenzträger" (Steinitz), d.h. es wird von verschiedenen Gegenständen und dergleichen gesprochen; zwischen diesen bestehen aber bestimmte Relationen (Enthaltenseinsrelation, antonymische Beziehung usw.). Man kann also sagen, daß beide Ausdrücke bestimmte semantische Merkmale gemeinsam haben.

Beispiel:²⁹

- (2) Am 8. November 1940 kam ich in S t o c k h o l m an. V o m B a h n h o f fuhr ich zu Schedins Pension in der Drottninggata, wo Max Bernsdorf e i n Z i m m e r für mich bestellt hatte. E s war e i n g r o ß e s E c k z i m m e r mit braunen Tapeten und braunen Samtgardinen a n d e n F e n s t e r n . Glanzflecken waren a n d e r W a n d über d e m h o h e n h ö l z e r n e n B e t t g e s t e l l und im Tuch d e r z e r b e u l t e n S e s s e l l e h n e n , und schwarze Male starrten aus dem zerkratzten Holz d e s S c h r a n k e s , in dessen Spiegel ich mich die Koffer abstellen sah. ...
(aus: Peter Weiß, Fluchtpunkt, 1962 – Textanfang)

Textlinguistische Untersuchungen konzentrieren sich nun vor allem darauf, d i e Bedingungen zu beschreiben, die ein sprachliches Element (ein Nomen, Pronomen, Verb, Adjektiv, Adverb usw.) erfüllen muß, um in der angedeuteten Weise als "Pro-Element" bzw. als wiederaufnehmender Ausdruck dienen zu können. Wir wollen das hier nicht weiter verfolgen.³⁰

Das Prinzip der Wiederaufnahme in seinen unterschiedlichen Formen ist bisher am explizitesten von R. Harweg behandelt worden. Harweg (er spricht von "syntagmatischer Substitution") erarbeitet eine verwickelte Klassifikation von Substitutionstypen, unter denen die Identitätssubstitution (etwa Wortwiederholung), die Similaritätssubstitution (etwa Wiederaufnahme durch sog. Synonyme) und die Kontiguitätssubstitution (verschiedene Formen der

impliziten Wiederaufnahme) die wichtigsten Grundtypen bezeichnen.³¹ Harweg gründet auf das Prinzip der Wiederaufnahme sogar seinen Textbegriff (genauer: seinen Begriff des “emischen Textes”), wenn er Text definiert “als eine Folge von Sätzen, die im Sinne syntagmatischer Substitution miteinander verbunden sind”.³²

Da das Prinzip der Wiederaufnahme allgemein als in besonderem Maße konstitutiv für die Textkohärenz betrachtet wird³³, wollen wir einige Bemerkungen zur Relevanz dieses Prinzips für das Problem der Kohärenz generell und für das Textverstehen anschließen.

1) Zur Relevanz für das Kohärenzproblem

Selbst wenn wir unter dem Prinzip der Wiederaufnahme nicht nur die “Koreferenz von Oberflächenkonstituenten” (Isenberg), sondern auch implizite semantische Verknüpfungen zwischen Ausdrücken (vergl. etwa Harwegs Kontiguitätssubstitutionen) fassen, liefert es kaum zwingende Bedingungen dafür, daß eine Folge von Sätzen eine kohärente Satzfolge darstellt, d.h. als Text verstanden wird. Denn einerseits werden nicht alle Satzfolgen, die durch das Prinzip der Wiederaufnahme verknüpft sind, als kohärent interpretiert, andererseits sind nicht alle Satzfolgen, die als kohärent interpretiert werden, durch das Prinzip der Wiederaufnahme verbunden.³⁴ Es gibt noch andere Verknüpfungsmöglichkeiten als das Prinzip der Wiederaufnahme (etwa Satzverknüpfung durch Konjunktionen oder durch sog. Adverbien); syntaktische Verknüpfungssignale können dabei auch völlig fehlen (vgl. Isenbergs “Vertextungstypen”).³⁵ Daran zeigt sich, daß der Textbegriff von Harweg insofern entschieden zu eng ist, als er voraussetzt, daß das Prinzip der Wiederaufnahme in seinen verschiedenen Formen das einzige Mittel der Satzverknüpfung darstellt, das für die Textkonstitution (und damit auch für die Textkohärenz) relevant wird.

2) Zur Relevanz für das Textverstehen

Die Frage lautet hier: Auf Grund welcher Indizien nimmt der Hörer oder Leser zwischen bestimmten Ausdrücken in aufeinanderfolgenden Sätzen eine Relation der Wiederaufnahme an? Sind diese Indizien rein grammatischer, d.h. syntaktischer und semantischer Art?

S e m a n t i s c h gesehen können textimmanente, sprachimmanente und sprachtranszendente Indizien voneinander abgehoben werden:

- textimmanent, das heißt: Die Äquivalenzbeziehung wird im Text selbst hergestellt; sie ist in dieser Form nicht im Sprachsystem, der Sprach-

kompetenz verankert. Mit dem wiederaufnehmenden Ausdruck (dem Pro-Element) gibt der Autor bzw. Sprecher vielfach eine Art von Interpretation des wiederaufgenommenen Ausdrucks.³⁶ sprachimmanent, das heißt: Die Äquivalenzbeziehung ist im Sprachsystem (Kompetenz) verankert. Hierher gehören die unter dem Begriff der impliziten Wiederaufnahme zusammengefaßten Fälle (also sog. Synonymie, Implikation, Kontrast usw.).

sprachtranszendent, das heißt: Die Äquivalenzbeziehung transzendiert die Sprachkompetenz im engeren Sinne und gründet auf enzyklopädischen Erfahrungen und Kenntnissen der Kommunikationspartner, d.h. auf einer "Semantik" im weitesten Sinn, die die Weltkenntnis von Sprecher und Hörer, also eine pragmatische Komponente, mit einschließt. Der Text wird in solchen Fällen nur dann als kohärent verstanden, wenn der Hörer auch über die Kenntnisse (das enzyklopädische Wissen) verfügt, die der Sprecher bei ihm voraussetzt (vgl. z.B. die Wiederaufnahme von *Nixon* durch *der Präsident* in Beispiel 3; grammatisch möglich wäre auch die Beziehung *W. Lippmann* – *der Präsident*).

(3) Aus: Die Zeit, Nr. 1, 1972: "Bomben für den Frieden. N i x o n s Kriegs-Philosophie"

Walter Lippmann, der große alte Mann der amerikanischen Publizistik, hat vor einigen Monaten über R i c h a r d N i x o n s Vietnampolitik ein herbes Urteil gefällt; er fand sie "verdreht, akrobatisch, absurd". Am Jahreswechsel verwirrte d e r P r ä s i d e n t die Weltöffentlichkeit aufs neue. ...

Es ist ausdrücklich zu betonen, daß man zwischen der sprachimmanenten (auf der Sprachkompetenz im engeren Sinne beruhenden) Erfahrung (dem lexikalischen Wissen) und der außersprachlichen (auf der allgemeinen Weltkenntnis beruhenden) Erfahrung (dem enzyklopädischen Wissen) nur eine mehr oder weniger willkürliche Grenze ziehen kann.

S y n t a k t i s c h gesehen leisten die sog. Artikel³⁷, Demonstrativa, Possessiva, Numerale usw. eine zusätzliche (z.T. notwendige) Determinationshilfe.

Zur Relevanz für das Textverstehen ergibt sich insgesamt, daß die herausgestellten syntaktischen und semantischen Bedingungen zwar wichtige, z.T. auch notwendige, aber vielfach eben nicht zwingende Bedingungen dafür sind, daß Wiederaufnahmen als solche realisiert werden. Es werden beim Textverstehen – bewußt oder unbewußt – die auf Grund syntaktischer und semantischer Indizien am wahrscheinlichsten durch das Prinzip der Wieder-

aufnahme verknüpften Ausdrücke eruiert und als (mehr oder weniger) identisch verstanden. Das scheint aber im Grunde nur vor dem Hintergrund eines "Gesamtverständnisses" möglich zu sein (s.u. zur Annahme einer semantisch-thematischen Textbasis).

Unter Aufnahme von Überlegungen, die U.L. Figge in seinem Aufsatz "Syntagmatik, Distribution und Text" (1971) anstellt, könnte man als letztlich entscheidend für das Funktionieren des Prinzips der Wiederaufnahme beim Textverstehen die "kommunikative Konvention" ansehen, daß "eine Folge von Sätzen erst dann sinnvoll wird, wenn sich in ihnen identische Gegenstände manifestieren".³⁸ Für Figge besteht die Kohärenz eines Textes bzw. einer Textsequenz somit in der bewahrten "Identität eines Gemeinten", in der "Einheitlichkeit des Kommunikationsgegenstandes", die sich sprachlich in den Wiederaufnahmen manifestiert.³⁹ Ein Text bzw. eine Textsequenz wird aufgefaßt "als eine Folge von Manifestationen desselben Kommunikationsgegenstandes in verschiedenen Situationen".⁴⁰ Dem "kommunikativen" Zusammenhang entspricht allerdings nach Figge nicht notwendigerweise ein "sprachlicher": "Weder müssen die einzelnen Manifestationen desselben Gegenstandes sprachlich aufeinander bezogen, noch die einzelnen Situationen dieser Manifestationen durch Satzjunktion miteinander verknüpft oder durch Satzpräsentation aufeinander abgestimmt sein. Es muß nicht einmal wenigstens eins dieser sprachlichen Mittel angewandt werden. Satzjunktion und Pronomina spielen zwar, wenn es um die Beziehung zwischen Sätzen geht, eine wichtige Rolle, aber allein durch ihre Beschreibung läßt sich eine Sequenz, und damit auch die Kombination von Sequenzen, die ein Text ist, nicht erfassen. Dazu bedarf es vielmehr einer Berücksichtigung der kommunikativen Textgegenstände."⁴¹ Kurz: Eine kohärente Satzfolge, also ein Text, wird "nicht durch sprachliche Mittel, sondern durch die kommunikative Konzentration auf einen einheitlichen Gegenstand erzeugt."⁴²

Figge deutet in seinem Aufsatz auch kurz an, daß nach seiner Meinung die relative Häufigkeit, mit der bestimmte Kommunikationsgegenstände wieder aufgenommen werden, Hinweise auf die kommunikativen Haupt- und Nebengegenstände von Texten gebe. Die Untersuchung des Verhältnisses von Haupt- und Nebengegenständen und der Art ihrer Kombination soll zur Aufstellung von "typischen Sequenzkombinationen" führen, die "syntagmatische Textstrukturen" erkennen ließen. Allerdings gehörten Analysen dieser Art nicht in den Bereich der Linguistik.⁴³

Figges Ausführungen sind in mancherlei Hinsicht zu kritisieren. Für besonders problematisch halte ich etwa die Gegenüberstellung von “sprachlich” (im Sinne der Ausdrucksseite des Textes) und “kommunikativ” (im Sinne der Inhaltsseite des Textes) oder die offensichtlich angenommene Parallelität quantitativer und qualitativer Erscheinungen bei der Bestimmung von kommunikativen Haupt- und Nebengegenständen eines Textes. Diese Kritik betrifft aber nicht die Grundthese Figges, daß es eine der Satzebene analoge sprachliche (ich würde allerdings sagen: grammatische) Ebene oberhalb der des Satzes nicht gibt.

Für das Phänomen der Textkohärenz ergibt sich zusammenfassend, daß es durch den Aufweis syntaktisch-semantic Beziehungen zwischen Sätzen bzw. zwischen Ausdrücken aufeinanderfolgender Sätze (zu denken wäre etwa an die verschiedenen Formen der Wiederaufnahme, an Fragen der Tempusfolge bzw. Tempuskontinuität, der Koordination und Subordination von Sätzen usw.) nicht hinreichend erfaßt werden kann.

2.4.5. Zur logisch-semantic bzw. thematischen Explikation des Kohärenzbegriffs durch Annahme einer semantic Textbasis

Wenn Figge das Problem der Textkohärenz durch Hinweis auf den “kommunikativen” Zusammenhang von Textgegenständen zu lösen versucht, so muß dabei gesehen werden, daß “kommunikativ” hier im Sinne von “thematisch” verwendet wird. Darin besteht eine gewisse Beziehung zu den nun zu besprechenden texttheoretischen Konzepten. Allerdings bleibt die thematische Ebene der “kommunikativen Textgegenstände” bei Figge noch ganz unspezifiziert.

Neuere Untersuchungen in diesem Zusammenhang gehen nun von der Annahme einer semantic-thematischen Textbasis aus.⁴⁴ Sie begründet sozusagen die Ebene des Textes (im Unterschied zur grammatisch definierbaren Ebene des Satzes).

Wir berühren damit einen Bereich, der innerhalb der textlinguistischen Forschung noch in keiner Weise als abgeklärt gelten kann. Den hier einzuordnenden Arbeiten (etwa von J.S. Petöfi oder von T.A. van Dijk) ist gemeinsam, daß sie – unter Berücksichtigung neuerer Konzepte einer generativen Semantik (McCawley, Lakoff, Fillmore, Brekle u.a.) – eine generative Textgrammatik aufzubauen versuchen. Ich möchte in diesem Zusammenhang nur auf die Überlegungen van Dijks näher eingehen.

Van Dijk geht davon aus, daß die Unterscheidung von Oberflächen- und Tiefenstruktur im Sinne der generativen Satzgrammatik auch für den Text fundamental ist.⁴⁵ Ein Text wird als "eine durch eine semantische Tiefenstruktur motivierte, 'gesteuerte' Oberflächenstruktur" definiert.⁴⁶ Es reicht allerdings nicht aus, einen Text als "eine Menge von Tiefenstruktursätzen" linearer Ordnung zu interpretieren⁴⁷; die Tiefenstruktursätze, die in einer "direkten semantischen Beziehung zueinander stehen", werden vielmehr zu Sequenzen zusammengefaßt⁴⁸, so daß ein Text als "geordnete Menge von Sequenzen" (genauer: von Sequenz-Tiefenstrukturen) erscheint⁴⁹, deren Ordnung auf Grund eines logisch-semantischen Relationenmodells zu beschreiben ist.⁵⁰ Die einem Text letztlich zugrunde liegende semantische Texttiefenstruktur wird als "a global semantic framework: a 'plan', underlying the series of respective SR's" vorgestellt⁵¹; sie stellt "die abstrakte logische Struktur des Textes" dar.⁵² Da van Dijk an anderer Stelle davon spricht, daß man "die semantische Tiefenstruktur eines gesamten Textes als Art abstrakter Paraphrase betrachten" könne⁵³, ist sie im Kern wohl als "thematisch" bestimmt zu denken.⁵⁴ Van Dijk gewinnt sie, indem er ein "Abstract" herstellt, das in einem "Basis-Satz", der das Textthema repräsentieren soll, bestehen kann oder in einer logisch verknüpften Folge thematischer Komplexe, die in Form von "Propositionen" gegeben werden.⁵⁵ Auf die mögliche Subjektivität in der Formulierung solcher "Abstracts" weist van Dijk ausdrücklich hin: "Of course, everybody will construct the macro-structure for a text which is relevant to him, personally, and these macro-structures will be different for the same text."⁵⁶

Van Dijk führt folgende Gründe an, die nach seiner Meinung die Hypothese einer textuellen Tiefenstruktur im beschriebenen Sinne stützen:⁵⁷

1. "Die Kohärenz von Texten" ("Die textuelle Kohärenz ist ein tiefenstrukturelles Phänomen und nicht direkt von Oberflächenlexemen abhängig.")⁵⁸
2. "Die Möglichkeit, einen Text in einer Kurzfassung, in einem Titel usw. zusammenzufassen"
3. "Die Möglichkeit, den 'Inhalt' eines langen Textes zu memorieren (sogar ohne die lexikalischen Einheiten des Textes selbst zu verwenden)"
4. "Die Möglichkeit, verschiedene Texte mit identischer semantischer Tiefenstruktur zu schreiben (wie etwa in Parodien, in der dramatischen oder filmischen Bearbeitung eines Romans usw.)"

Wenn die Annahme einer semantisch-thematischen Texttiefenstruktur auch plausibel erscheint, so herrscht doch über alles Weitere noch große Unklarheit.

Das betrifft einmal Form und Ableitung der semantischen Tiefenstruktur selbst, andererseits das Problem, wie aus der semantischen Tiefenstruktur durch textuelle Transformationen die Oberflächenstruktur eines Textes generiert werden kann. Van Dijks Ausführungen hierzu⁵⁹ bleiben noch sehr vage; er kommt selbst zu dem Schluß, „daß wir noch keine ausreichenden empirischen Daten besitzen, um diese hypothetischen Konstruktionen zu bestätigen. Vielleicht müssen wir daraus schließen, daß eine Formalisierung noch als verfrüht betrachtet werden muß.“⁶⁰

Im Zusammenhang mit der Hypothese einer Texttiefenstruktur in der neueren textlinguistischen Forschung soll noch kurz ein textanalytisches Verfahren erwähnt werden, das ich 1971 zur Diskussion gestellt habe.⁶¹ Es gründet sich ebenfalls auf die Annahme einer semantisch-thematischen Textbasis, erhebt allerdings nicht den Anspruch ein Textmodell im generativen Sinne zu sein. Es ist zunächst ausschließlich auf die konkrete Analyse gegebener Texte gerichtet.

Die semantisch-thematische Struktur von Texten (damals als „Informationsstruktur“ bezeichnet) wird hier beschrieben als die Aufeinanderfolge und Verknüpfung bestimmter allgemeiner Relationskonstanten (die konkreten Sachverhalte fungieren als Variablen), die die internen Relationen einzelner Textsegmente zur betreffenden „Grundinformation“ angeben (Begründung, Spezifizierung, Lokalisierung usw.). Die „Grundinformation“ wird repräsentiert durch einen durch paraphrasierende Reduktion⁶² gewonnenen textthematischen Basissatz. Aus der Beschreibung der logisch-semantisch definierten Relationen, in denen die einzelnen Propositionen bzw. propositionalen Komplexe des Textes zum abstrakten textthematischen Kern (dem Basis-Satz) stehen, ergibt sich unter Berücksichtigung ihrer Anordnung die Argumentationsstruktur eines Textes. Für ein und denselben Text können sich – dem Verständnis der jeweiligen Rezipienten entsprechend – durchaus unterschiedliche abstrakte Textstrukturen ergeben. Das findet seine Erklärung in der möglichen Verschiedenartigkeit der „komplexen Voraussetzungssituation“⁶³ der Rezipienten, die reflektiert werden muß. Subjektivität und Intersubjektivität bestimmter Verstehenszüge sind dann durch geeignete Diskursverfahren bewußt zu machen.⁶⁴

Zusammenfassend ergibt sich, daß bei der Lösung des Problems der Textkohärenz neben den syntaktisch-semantischen Beziehungen zwischen Sätzen bzw. zwischen Ausdrücken aufeinanderfolgender Sätze vor allem die logisch-semantischen Beziehungen der einzelnen Propositionen (Satzbegriffe, Satzin-

halte) zur abstrakten textthematischen Basis zu berücksichtigen sind. Der Textbegriff kann dann dahingehend präzisiert werden, daß man unter "Text" eine geordnete Menge von Propositionen bzw. von propositionalen Komplexen versteht, die vor dem Hintergrund einer thematischen Textbasis durch logisch-semantische Relationen miteinander verbunden sind. Zur Signalisierung der Verknüpfungen stehen im Sprachsystem bestimmte syntaktisch-semantische Mittel zur Verfügung, deren Anwendung z.T. notwendig, z.T. allerdings auch nur fakultativ ist. Daß für das Phänomen der Textkohärenz darüber hinaus auch pragmatische Faktoren (z.B. unsere außersprachliche Weltkenntnis) bestimmend sind (s.o.), soll damit nicht ausgeschlossen sein.

2.5. Kritische Bemerkungen zur sprachsystematisch orientierten Textlinguistik

Vor dem Hintergrund einer sprachsystematisch orientierten Textlinguistik sind eine Reihe von Problemen nicht befriedigend zu lösen. Das betrifft einmal die Beschreibung des Kohärenzphänomens, zum anderen die Erstellung einer Texttypologie, vor allem aber die Entwicklung eines zureichenden Textbegriffs selbst. Es bleibt hier vor allem die Frage der Delimitation von Texten offen. Die Versuche beschränken sich ja im wesentlichen auf eine Beschreibung der internen Struktur von Texten auf verschiedenen sprachtheoretischen Ebenen. Das heißt aber, daß "Text" im Grunde als gegeben vorausgesetzt wird.

Das wird in manchen Arbeiten durchaus gesehen, wie etwa die folgenden Bestimmungen zeigen:⁶⁵

"Der Ausdruck 'Text' bezieht sich in diesem Zusammenhang auf eine als ein Ganzes fungierende Folge gesprochener oder geschriebener sprachlicher Elemente, das auf der Grundlage eines beliebigen (meist außerlinguistischen) Kriteriums als 'Text' ausgewiesen ist" (Petöfi).

"Any sequence of sentences temporally or spacially arranged in a way to suggest a whole will be considered to be a text" (Koch).

"Text ist eine nach der Intention des oder der Sender und Empfänger sprachlich abgeschlossene Spracheinheit, die nach den Regeln der Grammatik der jeweils verwendeten Sprache gebildet ist" (Dressler).

Hinzuweisen wäre auch auf Harwegs Begriff des etischen Textes, der im Unterschied zum Begriff des emischen Textes (s.o.) texttranszendent definiert bzw. delimitiert ist, und zwar durch Kriterien wie inklusivste Überschrift oder bestimmte Druckanordnungs-konventionen (bei geschriebenen Texten)

oder durch das Kriterium der Sprechpause (bei gesprochenen Texten).

Als zureichende (pragmatische) Textdefinitionen können diese Bestimmungen allerdings kaum gelten.

Der sprachsystematisch orientierten Textlinguistik geht es um den Aufbau einer "Kompetenz-Grammatik des Textes", um die syntaktisch-semantischen "Regeln der Text-Kompetenz", auf die sich die "Text-Performanz" im Prinzip gründen soll.⁶⁶ Damit wird zwar der Bereich der Kompetenz um Strukturen und Regeln übersatzmäßiger Art (im Sinne einer Theorie der Textstruktur) erweitert (gegenüber der früheren "Kompetenz-Grammatik des Satzes"). Es muß aber gesehen werden, daß der eingangs skizzierte allgemeine sprachtheoretische Rahmen mit den genannten Idealisierungen des Objektbereichs (in der Sprachrealität gibt es ja weder einen idealen Sprecher-Hörer noch eine homogene Sprachgemeinschaft!) nicht grundsätzlich in Frage gestellt wird; er bleibt im wesentlichen erhalten. Texte werden als isolierte, statische Objekte behandelt, d.h. es wird weitgehend davon abstrahiert, daß sie immer eingebettet sind in eine Kommunikationssituation, daß sie immer in einem konkreten Kommunikationsprozeß stehen, in dem Sprecher und Hörer bzw. Autor und Leser mit ihren sozialen und situativen Voraussetzungen und Verbindungen die wichtigsten Komponenten darstellen.⁶⁷

3. Zum Textbegriff im Rahmen einer kommunikationsorientierten Linguistik

3.1. Zur gegenwärtigen Wissenschaftssituation der Linguistik

Es wurde bereits angedeutet, daß sich seit kurzem ein Wandel in der Aufgabenstellung und Gegenstandsbestimmung der Linguistik abzeichnet. Er besteht in der Forderung, die pragmatische Dimension von Sprache stärker als bisher zu berücksichtigen, d.h. sprachliche Gebilde nicht als isolierte Objekte, sondern in Bezug auf die sozio-kommunikativen Kontexte zu analysieren, in denen Sprachbenutzer sie verwenden.⁶⁸

Der gegenwärtige Ruf nach einer pragmatischen bzw. sozio-kommunikativen Orientierung der Linguistik ist zweifellos auf eine Vielzahl von Faktoren zurückzuführen.⁶⁹ Neben Anstößen von sprachphilosophischer und soziologischer Seite ist man gerade auch im Rahmen der bisherigen Linguistik auf sprachliche Erscheinungen gestoßen, die sich ohne eine Berücksichtigung

pragmatischer Aspekte (wie der Sprechsituation) nicht adäquat beschreiben lassen. D. Wunderlich führt in diesem Zusammenhang z.B. die deiktischen Ausdrücke, Formen der Kontaktaufnahme und der Redeerwähnung, performativische Ausdrücke und grammatische Modi an.⁷⁰ Entscheidender für die Forderung nach einer kommunikationsorientierten linguistischen Forschung dürfte aber wohl gewesen sein, daß in den letzten Jahren die Frage nach den tatsächlichen und möglichen Verwertungszusammenhängen von wissenschaftlicher Tätigkeit und ihren Ergebnissen, nach ihrer Relevanz für die gesellschaftliche Praxis und damit der gesellschaftspolitischen Verantwortung des Wissenschaftlers rigorosere als je zuvor gestellt wurde. Diese Reflexion führte im Bereich der Linguistik zu einer fundamentalen Kritik an der idealisierten Ausgangsbasis bisheriger linguistischer Theoriebildung, wie sie besonders deutlich in der generativen Transformationsgrammatik Chomskys zum Ausdruck kommt (s.o. Anm. 8), mehr oder weniger explizit aber auch für andere strukturalistische Richtungen der Linguistik gilt.⁷¹

Zweifelloos kann der Aufbau von Theorien in der Linguistik wie auch in anderen empirischen Wissenschaften nicht ohne idealisierende Bestimmungen des Objektbereichs erfolgen, und man muß auch konzedieren, daß die Beschränkung der linguistischen Theoriebildung und Analyse auf die Beschreibung der "langue" oder der Sprachkompetenz idealer Sprecher=Hörer in einer homogenen Sprachgemeinschaft den allgemein zu beobachtenden "Aufschwung der Linguistik als theoretisch orientierte Wissenschaft" ermöglicht hat.⁷² Auf der anderen Seite hat man dieser linguistischen Forschung (vor allem der generativen Transformationsgrammatik) aber mit Recht vorgeworfen, daß der Idealisierungsgrad hier eine gewisse Erträglichkeitsgrenze überschreitet und die linguistische Theorie damit empirisch inadäquat wird⁷³; sie kann so zur Lösung ihrer "eigentlichen" Aufgabenstellung nicht mehr viel beitragen, die darin gesehen wird, das Funktionieren von Sprache in der jeweiligen Gesellschaft zu beschreiben (d.h. bewußt zu machen), um schließlich auch Strategien zur Überwindung der Probleme bereitstellen zu können, die sich im Bereich der kommunikativen Praxis stellen.⁷⁴

Aus den kritischen Überlegungen kristallisiert sich etwa die folgende Gegenstandsbestimmung der Linguistik heraus: Ausgangspunkt für eine adäquate linguistische Theoriebildung und Analyse ist die sprachliche Kommunikation (sind die sprachlichen Kontakte zwischen Sprechern und Hörern bzw. Schreibern und Lesern) in konkreten Kommunikationssituationen.⁷⁵ Bei der Konzentration auf verbale Kommunikation muß allerdings beachtet werden, daß

sprachliche Kommunikation Teil sozialer Interaktionen ist, verbales Verhalten also in den Gesamtkontext kommunikativen Handelns eingebettet ist.

Bei der Entwicklung einer Theorie der sprachlichen Kommunikation kann es nun nicht einfach darum gehen, der bisherigen Theorie der sprachlichen Kompetenz eine Theorie der sprachlichen Performanz nebenzuordnen oder gegenüberzustellen. Pragmatik darf nicht ohne weiteres mit Performanz gleichgesetzt werden. Die neue Aufgaben- und Gegenstandsbestimmung bedeutet vielmehr, daß die herkömmliche Unterscheidung von Kompetenz und Performanz einer grundlegenden Revision unterzogen wird. Der bisherige Begriff der Sprachkompetenz ist um die Konzeption einer pragmatischen oder kommunikativen Kompetenz zu erweitern, die z.B. von D. Wunderlich als die Fähigkeit des Sprechers definiert wird, mit Hilfe sprachlicher Äußerungen in Kommunikation zu treten.⁷⁶ Die kommunikative Kompetenz umfaßt danach die Strukturen und Regeln, die die Aktivierung der sprachlichen Kompetenz in konkreten Kommunikationssituationen bestimmen.

Die Konzeption einer kommunikativen Kompetenz⁷⁷ bleibt insgesamt noch recht allgemein und unscharf; auch ist über das Verhältnis von sprachlicher und kommunikativer Kompetenz innerhalb einer Gesamttheorie des kommunikativen Verhaltens noch nicht viel Bestimmtes zu sagen. Das ist allerdings beim augenblicklichen minimalen Stand der theoretischen und empirischen Durchdringung des Bereichs der sozialen Kommunikation nicht anders zu erwarten. Immerhin läßt sich schon vermuten, daß eine bloß additive Erweiterung der bisherigen sprachsystematisch ausgerichteten grammatischen Theorien und Modelle um eine pragmatische Komponente wohl kaum zu einer adäquaten pragmatischen bzw. sozio-kommunikativen Sprachtheorie und -analyse führen wird.⁷⁸ Der pragmatische Aspekt sprachlicher Gebilde muß als "der umfassendste" betrachtet werden, während die anderen Aspekte (syntaktischer und semantischer Art) "erst bei Abstrahierung von allen Verwendungsweisen eines Zeichens oder sprachlichen Ausdrucks deutlich hervortreten".⁷⁹ Die bisherigen sprachsystematisch orientierten linguistischen Modelle sind somit daraufhin zu überprüfen, ob und inwieweit sie in eine (weitgehend noch zu entwickelnde) Theorie der sprachlich-sozialen Kommunikation integriert werden können.⁸⁰

3.2. Konsequenzen für den Textbegriff

Die Konsequenzen, die sich aus der modifizierten Aufgaben- und Gegenstandsbestimmung der Linguistik für die linguistische Textforschung ergeben, sind neuerdings vor allem von S.J. Schmidt ausführlicher ins Auge gefaßt worden.

Schmidt differenziert zwischen "Textlinguistik" und "Texttheorie": "Während die Textlinguistik beim Text als primärem sprachlichen Zeichen haltmacht, also innerhalb sprachsystematischer Forschung verbleibt, geht Texttheorie aus vom Text als funktionierendem Faktor in kommunikativen Handlungsspielen, also vom Text in kommunikativer Funktion. Textlinguistik bleibt zeichenorientiert, Texttheorie ist darüber hinaus funktionsorientiert. Ihr primäres Forschungsobjekt ist der Text als sozio-kommunikativer Bestandteil einer sozialen, kommunikativen Interaktion, bzw. die unverkürzte sprachlich vermittelte Kommunikation."⁸¹ Unter dem "texttheoretischen" (d.h. kommunikationsorientierten) Aspekt ergibt sich für Schmidt folgende Textdefinition: "Ein Text ist jeder geäußerte sprachliche Bestandteil eines Kommunikationsaktes in einem kommunikativen Handlungsspiel, der thematisch orientiert ist und eine erkennbare kommunikative Funktion erfüllt, d.h. ein erkennbares Illokutionspotential realisiert."⁸² Die Differenzierung zwischen Textlinguistik und Texttheorie soll nun nicht so verstanden werden, daß der bisherigen Textlinguistik (als Theorie der Textstruktur) eine sozio-kommunikative Komponente additiv hinzugefügt wird. Die Texttheorie repräsentiert für Schmidt vielmehr "die theoretische Basis einer kommunikationsorientierten Linguistik", vor der sich textlinguistische Forschungsaktivitäten erst zu legitimieren haben. Sie ist somit "Rahmen- oder Fundierungstheorie" auch für die textlinguistischen Forschungen, die den Text als "Textzeichenmenge" ("Textformular") aus konkreten Kommunikationsvollzügen isolieren und zum Gegenstand ihrer Untersuchungen machen.⁸³ Der in 2.4. explizierte Textbegriff stellt danach ein theoretisches Konstrukt dar und definiert im Grunde "Text" als "Textformular". "Der Ausdruck 'Formular' verweist auf den defizienten Status; ein Textformular hat den Status einer abstrakten geordneten Menge von Instruktionen und muß in kommunikativen Handlungsspielen 'ausgefüllt' werden, um sozio-kommunikativ relevant sein/ werden zu können. Das Textformular ist Forschungsgegenstand einer Textgrammatik als Teilforschungsbereich einer Texttheorie."⁸⁴

Angesichts der Disparatheit der Ansätze zu einer kommunikationsorientierten Linguistik und des in vielen Fragen noch außerordentlich lückenhaften

Kenntnisstandes in diesem Bereich erhebt Schmidts Beitrag, der hier nur recht global vorgestellt werden konnte, nicht den Anspruch, eine konsistente Theorie sprachlicher Kommunikation zu sein; er versteht sich vielmehr nur als Skizze einer notwendigen Forschungsperspektive und als Umriß eines möglichen Forschungsprogramms⁸⁵ und enthält noch keinerlei Erprobung an konkretem Textmaterial.

Unserem Thema entsprechend sollen abschließend einige Fragen erörtert werden, die sich im Zusammenhang mit der von Schmidt aufgestellten Textdefinition ergeben (s.o.).

Als die dem Text direkt übergeordnete Einheit wird der Kommunikationsakt betrachtet. Mit dem Begriff des Kommunikationsaktes knüpft Schmidt ausdrücklich an die innerhalb der angelsächsischen Sprachphilosophie (J.L. Austin, J.R. Searle) entwickelte Theorie der Sprechakte an. Sprechakte ("speech acts") sind für Searle die grundlegenden oder kleinsten Einheiten der sprachlichen Kommunikation ("... the basic or minimal units of linguistic communication").⁸⁶ Der Begriff des Sprechakts ist hier also ausschließlich sprachlich bestimmt und unterscheidet sich dadurch vom Begriff des Kommunikationsakts bei Schmidt, der "als komplexe Relation zwischen sprachlichen, sprachlich-sozialen und nicht-sprachlichen Konstituenten in einer Kommunikationssituation" definiert wird.⁸⁷

Den sprachlichen Bestandteil eines Kommunikationsaktes nennt Schmidt "Text", allerdings mit der Einschränkung, daß er ein "erkennbares Illokutionspotential" realisieren muß (s.o.). Nun ist es gerade in der mündlichen Kommunikation (vor allem der "face-to-face"-Kommunikation) gar nicht selten, daß der sprachliche Bestandteil eines Kommunikationsakts nicht allein, sondern nur zusammen mit außersprachlichen Kommunikationsformen und/oder beliebigen Handlungen eine kommunikative Funktion ausdrückt. In diesen Fällen wäre der sprachliche Bestandteil – bei konsequenter Anwendung der Textdefinition von Schmidt – kein Text und würde damit auch nicht in den Objektbereich der Texttheorie fallen. Die Textdefinition scheint also gerade die Erforschung der "face-to-face"-Kommunikation sehr zu beschränken.

Diese Überlegungen könnten nun für die von W. Klein (1972) gegebene Textdefinition sprechen, der den Begriff "Text" nicht nur für sprachliche Äußerungen verwendet, sondern unter "Text" "das Gesamt der in einem Kommunikationsakt verwendeten Zeichen" versteht. Als Begründung wird angeführt, daß vor allem in der mündlichen Kommunikation sprachliche Äußerungen vielfach "nur wirklich sinnvoll" seien in Verbindung mit nicht-sprachlichen

Zeichen.

Ein solcher Textbegriff ist aber in zweierlei Hinsicht äußerst problematisch: Einerseits weitet er den Gegenstandsbereich einer linguistischen Theorie so sehr aus, daß die Spezifika sprachlicher Kommunikation aus dem Blickfeld zu geraten drohen; andererseits ist er trotzdem zu eng, denn in "face-to-face"-Kommunikationen erscheinen sprachliche Äußerungen vielfach nur dann als "wirklich sinnvoll", wenn man neben den nicht-sprachlichen Handlungen mit (sozial festgelegtem) Zeichencharakter auch die nicht-sprachlichen Handlungen allgemein berücksichtigt (vgl. dazu das von B. Sandig analysierte familiäre Gespräch).⁸⁸

Die angedeuteten Schwierigkeiten könnten m.E. dadurch vermieden werden, daß man "Text" einfach als den sprachlichen Bestandteil eines Kommunikationsakts definiert. Diese Bestimmung soll durch einige Bemerkungen erläutert werden, die allerdings noch recht global formuliert sind.

1. Ein Kommunikationsakt ist eingebettet in einen Kommunikationsprozeß, der in einer abgrenzbaren Kommunikationssituation abläuft. Abgrenzungskriterien können etwa sein: Ort und/oder Zeit der Produktion und der Rezeption (gleich oder verschieden?); Art und Zahl der Kommunikationspartner incl. ihrer situativen und sozialen Beziehungen; ggf. thematische Orientierung des Kommunikationsprozesses; ggf. umgreifendes Handlungsziel (sozusagen das Gesamt-Illokutionspotential) des Kommunikationsprozesses.

Ein Kommunikationsprozeß wird konstituiert durch zumindest zwei Kommunikationspartner und wenigstens einen Kommunikationsakt.

2. Ein Kommunikationsakt ist einem Sprecher bzw. Schreiber zugeordnet und kann – je nach den Situationsbedingungen – sowohl durch sprachliche als auch durch nicht-sprachliche Kommunikationsmittel bzw. durch ein Zusammenwirken beider Arten von Kommunikationsmitteln vollzogen werden.⁸⁹

3. Kommunikationsakte sind am praktikabelsten auf Grund rein äußerlicher (sprachlicher und nicht-sprachlicher) Begrenzungsmerkmale abzugrenzen, etwa durch die konventionellen Anfangs- und Schlußsignale, wie sie bereits Harweg in seinem Begriff des "etischen" Textes (s.o.) zusammengefaßt hat.⁹⁰

4. Wie ein Kommunikationsakt aus einer bzw. mehreren verbalen und nicht-verbalen Handlungen bestehen kann (s.o.), so kann er auch einen oder mehrere illokutionäre Akte realisieren, wobei allerdings zwischen der Anzahl der Äußerungen (Sätze) bzw. Handlungen und der kommunikativen Funktion

bzw. den Funktionen eines Kommunikationsaktes prinzipiell kein 1:1-Verhältnis anzunehmen ist.

5. Wenn unter "Text" – wie vorgeschlagen – nur der sprachliche Bestandteil eines Kommunikationsaktes gefaßt wird, so ergeben sich für das Verhältnis von Kommunikationsakt und Text drei Grundmöglichkeiten:

- a) Kommunikationsakt und Text stimmen überein (z.B. bei zahlreichen schriftsprachlichen Kommunikationsakten);
- b) der Kommunikationsakt enthält außer dem Text noch andere (nicht-sprachliche) Elemente (z.B. in der "face-to-face"-Kommunikation, aber auch bei Bildergeschichten, Comics, Werbeanzeigen usw.);
- c) der Kommunikationsakt enthält keinen Text (z.B. Winken als Gruß, jem. einen Vogel zeigen usw.).

Die Möglichkeiten (a) und (b) stellen den primären Gegenstandsbereich der Linguistik dar. Das soll allerdings nicht bedeuten, daß der Bereich (c) unwichtig sei. Da bei einer kommunikationsorientierten Textanalyse von einem Kommunikationsprozeß in einer Kommunikationssituation auszugehen ist, werden auch Kommunikationsakte rein außersprachlicher Art mit berücksichtigt.

6. Aus der Textdefinition folgt, daß der Text zwar das "Illokutionspotential" des Kommunikationsaktes realisieren kann, daß sich aber die kommunikative Funktion (bzw. Funktionen) von Kommunikationsakt und Text nicht unbedingt (und in jedem Fall) zu entsprechen brauchen. Gerade in der mündlichen Kommunikation können recht unterschiedliche Kombinationen auftreten.

7. Zur Analyse des "Illokutionspotentials" (der sozio-kommunikativen Funktion) von Texten kann die Sprechakttheorie⁹¹ herangezogen werden.

Ein Sprechakt (wie eine Behauptung aufstellen, einen Befehl erteilen, eine Frage stellen, ein Versprechen geben, einen Wunsch äußern, einen Rat erteilen, einen Glückwunsch aussprechen usw.) besteht für Searle in der Regel aus zumindest drei verschiedenen Arten von Teilakten, die der Sprecher in einer normalen Kommunikation allerdings zusammen und gleichzeitig ausführt. Diese Teilakte sind:

- a) der Äußerungsakt ("utterance act")

Er betrifft die Ausdrucksseite der Äußerung (Phonologie, Morphologie, Syntax als Ausdruckssyntax).

b) der propositionale Akt (“propositional act”)

Er betrifft die Inhaltsseite der Äußerung (semantischer Aspekt) und vor allem den Sachverhalt selbst, den Inhalt der Äußerung; es wird hier unterschieden zwischen Referenz und Prädikation.

c) der illokutionäre Akt (“illocutionary act”)

Er betrifft die kommunikative Funktion, die pragmatische Seite der Sprechakte, die Sprechhandlung, die im Rahmen einer sozialen Interaktionsdisposition und Interaktionserwartung vollzogen wird. Die illokutionäre Rolle einer Äußerung bezeichnet also den Modus der Kommunikation zwischen Sprecher und Hörer; es handelt sich um das an einer Äußerung, was den Hörer eine sprachliche Äußerung als Behauptung, Frage, Aufforderung, Erklärung usw. auffassen läßt.

In der Literatur sind bisher kaum Kriterien für die Segmentierung von Sprechakten bei der konkreten Analyse von Kommunikationsprozessen aufgestellt worden. Die Sprechakttheorie wurde vielmehr bisher in erster Linie an einzelnen Sätzen entwickelt. Austin und Searle betrachten sogar den Satz als die grammatische Form des illokutionären Aktes. Das steht allerdings im Widerspruch zu dem äußerst fruchtbaren Grundgedanken, daß der Kommunikationsmodus einer Äußerung nicht mit ihrer grammatischen Erscheinung gleichzusetzen ist. Um dieser Schwierigkeit zu entgehen, könnte man von folgendem Grundsatz für die Segmentierung von Sprechakten ausgehen: Ein Sprechakt ist der kleinste Bestandteil eines Textes (im oben definierten Sinn), dem noch eine isolierbare illokutionäre Rolle zugeschrieben werden kann.

Ein Versuch, die Sprechakttheorie auch auf umfangreichere sprachliche Gebilde (als auf Äußerungen in Satzumfang) anzuwenden, hat vor kurzem B. Sandig (1973) unternommen. Sie möchte an einigen Beispielen erweisen, daß sprachliche Gebilde (“Texte”) aus “Folgen von Sprechakten” bestehen oder durch eine “Hierarchisierung von Sprechakten” gebildet sind. “Lineare und hierarchische Verbindung von Sprechakten scheinen somit die Grundprinzipien des Textaufbaus zu sein.”⁹² Dieser Ansatz scheint erfolgversprechend zu sein und wäre weiterzuverfolgen.

8. Schmidt fordert als Bedingung für den Textcharakter einer Äußerung die Erkennbarkeit ihres Illokutionspotentials durch den bzw. die Kommunikationspartner.

Der Begriff der Erkennbarkeit knüpft an die “happiness conditions” an, die Austin und Searle für das erfolgreiche Funktionieren von Sprechakten in der Kommunikation aufgestellt haben.⁹³ Es handelt sich dabei m.E. allerdings

um einen der angreifbarsten Punkte des Sprechaktkonzepts überhaupt. Man müßte auf jeden Fall die Hörerbezogenen Bedingungen gegenüber Searle neu formulieren und ganz deutlich zwischen Verstehensbedingungen, Akzeptionsbedingungen, Bedingungen des Gelingens und dem Faktum des Gelingens selbst (falls ein perlokutionärer Effekt überhaupt in Frage kommt) unterscheiden, und zwar in Bezug auf die verschiedenen Ebenen eines Sprechakts (Äußerungsakt, propositionaler Akt, illokutionärer Akt). Insgesamt ist allerdings folgendes festzuhalten: Ob ein Text (oder Kommunikationsakt) seiner Intention nach verstanden wird oder nicht bzw. welches "Illokutionspotential" er für den Rezipienten realisiert, charakterisiert vor allem den Kommunikationsprozeß als Ganzes, genauer: die Art des kommunikativen Kontaktes zwischen den Kommunikationspartnern. Auch diese Bedingung ist m.E. nicht in die Textdefinition aufzunehmen.⁹⁴

9. Mit der Analyse von Texten (und Kommunikationsakten) auf der "kommunikativen Ebene" ist die innerhalb der sprachsystematisch orientierten Textlinguistik entwickelte Beschreibung von Texten auf semantisch-thematischer und auf syntaktisch-semantischer Ebene in Beziehung zu setzen. Eine Hauptaufgabe künftiger textlinguistischer Forschung ist es m.E., die Relationen zwischen diesen aus wissenschaftsmethodischen Gründen scharf zu unterscheidenden Ebenen genau zu erforschen. Hier ist noch fast alles zu tun.

Was die innerhalb der sprachsystematischen Textforschung aufgestellten Textbegriffe betrifft (s.o. Abschnitt 2), so dürfte sich ergeben, daß sie unter einer kommunikationsorientierten Perspektive lediglich die sprachliche Struktur von bestimmten Texten bzw. Textklassen charakterisieren, nämlich von Texten, die nur unter ganz bestimmten situativen und sozialen Bedingungen sozio-kommunikativ relevant sind bzw. werden.

3.3. Schlußbemerkung

Da eine Gesamttheorie sprachlich-sozialer Kommunikation noch nicht vorliegt (und auch in absehbarer Zeit nicht zu erwarten ist), kann die Frage nach dem Stellenwert, den die bisherige sprachsystematisch ausgerichtete Textlinguistik innerhalb einer kommunikationsorientierten Linguistik einnehmen könnte, noch nicht genau beantwortet werden. Es wäre aber auf jeden Fall verfehlt, diese textlinguistischen Ansätze im Hinblick auf die notwendige Forschungsperspektive einer kommunikationsorientierten Linguistik vorschnell über Bord zu werfen.

Anmerkungen

- 1 Zum Aufbau einer linguistischen Theorie allgemein vgl. Apresjan 1971, S. 81 - 100; Wunderlich 1971 b, S. 105 ff., S. 120 f.; Heringer 1970 a, S. 58 ff.
- 2 Leont'ev 1971, S. 17.
- 3 Vgl. auch Wunderlich 1971 b, S. 120 f.
- 4 Vgl. dazu Heeschen/Kegel 1972, S. 43 f.; allgemein auch Eco 1972, S. 357 ff.
- 5 Das gilt in ähnlicher Weise auch für die Definition anderer sprachlicher Einheiten wie "Satz", "Wort", "Morphem" usw.
- 6 Vgl. dazu im einzelnen (mit entsprechenden Differenzierungen) Brinker 1972, S. 12 ff.
- 7 Chomsky 1965, dt. Übers. S. 14; vgl. dazu auch Brinker 1972, S. 70 ff.
- 8 Vgl. die vielzitierte Gegenstandsbestimmung der Linguistik, die Chomsky in seinen "Aspects" gibt: "Der Gegenstand einer linguistischen Theorie ist in erster Linie ein idealer Sprecher-Hörer, der in einer völlig homogenen Sprachgemeinschaft lebt, seine Sprache ausgezeichnet kennt ..." (1965, dt. Übers. S. 13).
- 9 Schmidt (1972 a, S. 7) datiert den Beginn der Textlinguistik auf das Jahr 1964. Die ersten eindeutig textlinguistischen Arbeiten seien P. Hartmanns Aufsatz "Text, Texte, Klassen von Texten" und H. Weinrichs Buch "Tempus". – Zur Vorgeschichte der Textlinguistik und zur Textorientiertheit der älteren linguistischen Forschung vgl. Brinker 1971, S. 217 ff. – L. Hjelmlev und K.L. Pike haben z.B. eine Ebene des Textes programmatisch angesetzt, H. Glinz, Ch.C. Fries u.a. haben bei ihren grammatischen Analysen vor dem textuellen Hintergrund gearbeitet. Eine explizite texttheoretische Grundlage wird hier allerdings noch nicht entwickelt, so daß die obige Verallgemeinerung der Tendenz nach zutreffend ist.
- 10 Vgl. etwa Lyons 1968, S. 172 f.; zur genaueren Begründung s. Brinker 1972, S. 2 ff., S. 32 ff.; vgl. auch Weinrich 1971, S. 8 f.
- 11 Vgl. dazu Dressler 1972, S. 10; Fries 1971, S. 220; Wienold 1972, S. 15 f.; van Dijk 1972 a, S. 93 f.: "Der Text wurde als Teil der Sprachverwendung (parole, performance) aufgefaßt und nicht als mögliche formale Einheit des Sprachsystems (langue, competence)."
- 12 Dressler 1970, S. 64; Hartmann 1964, 1968, 1971; vgl. dazu Brinker 1971, S. 217.
- 13 Vgl. z.B. Fries 1971, S. 220: "Für eine adäquate Textlinguistik ist die Forderung aufzustellen, daß sie eine Linguistik der 'langue' oder – in der dynamischen Betrachtungsweise der generativen Grammatik – der 'Kompetenz' zu sein hat, und sich als solche dann ebenbürtig und gleichberechtigt den 'Linguistiken' anderer schon seit langem geläufiger Ebenen, in denen ebenso zwischen 'langue' und

'parole' unterschieden wird (z.B. der Ebene des Satzes, des Syntagmas, der morphematischen und der phonologischen Ebene), gegenübersteht."

- 14 Vgl. Daneš 1970, S. 72; Fries 1971, S. 220.
- 15 Vgl. dazu etwa Neumann 1967.
- 16 Vgl. Fries 1971, S. 221; Koch 1966, S. 385: "Es gilt also zu fordern, daß der Text neben dem Logem (Ebene, die dem nahe kommt, was wir unter 'Wort' verstehen) und dem Syntaktem (Ebene, die dem nahe kommt, was wir unter 'Satz' verstehen) eine Ebene sui generis etabliert (Textem)."
- 17 Zitat bei Isenberg 1970, S. 1; vgl. ähnlich Steinitz 1968, S. 1; dies. 1969, S. 146; Dressler 1970, S. 64 ff.; Daneš 1970, S. 72; Harweg 1968 a, S. 11; Harweg 1968 b, S. 343 ff.
- 18 Vgl. dazu Heringers Kritik an bisherigen Satzdefinitionen (1970 b, S. 9).
- 19 Weinrich 1971, S. 9 und S. 11.
- 20 Vgl. Harweg 1968 a, S. 9; s. auch oben Anm. 17.
- 21 Vgl. dazu im einzelnen Brinker 1972, S. 108 f., S. 175 ff.
- 22 Vgl. dazu Figge 1971, S. 161 ff., bes. S. 166: "Es gibt keine sprachliche Ebene oberhalb der des Satzes, die Sätzen Kombinationen von Stellen zur Verfügung stellte und ihnen somit syntagmatische Möglichkeiten eröffnete."
- 23 Von einer Analogie zwischen Text und Satz (z.T. allerdings nur im heuristischen Sinn) wird z.B. bei Isenberg (1968), Koch (1966, S. 386 f.), van Dijk (1972 a, S. 110, vgl. aber auch S. 203) ausgegangen.
- 24 Vgl. etwa Nickel 1968, S. 15; Fries 1971, S. 220; van Dijk 1972 b, S. 2 ff.
- 25 Da zusammenhanglose Satzfolgen in der Sprachrealität selten sind, kann man das durch bestimmte Tests mit Informanten erweisen.
- 26 Vgl. auch Isenberg 1970, S. 1.
- 27 Aus der umfangreichen Literatur (mit z.T. unterschiedlichen Konzepten) seien genannt: Steinitz (1968, 1969), Harweg (1968 a), Isenberg (1968), Palek (1968), Dressler (1970, 1972), Karttunen (1972), Kallmeyer (1972), Meyer-Hermann (1972). – Auch die Analyse der Textstruktur unter dem Gesichtspunkt der "Mitteilungsperspektive" (sog. Thema-Rhema-Gliederung) bei Daneš u.a. gründet m.E. letztlich auf referentiellen Zusammenhängen zwischen Sätzen.
- 28 Das Prinzip der Wiederaufnahme ist nicht auf Äquivalenzbeziehungen zwischen Wörtern oder Wortgruppen aufeinanderfolgender Sätze beschränkt, also auf Beziehungen zwischen Teilen von Sätzen und Teilen von Sätzen. Es können auch ganze Sätze oder Satzfolgen, kurz: Informationseinheiten unterschiedlicher syntaktischer Prägung wiederaufgenommen werden. Als wiederaufnehmende Einheiten fungieren allerdings in der Regel einzelne Ausdrücke (Nomen, Pronomen, Ad-

jektive, Verben, Adverbien usw.).

- 29 Ein Beispiel für die Enthaltenseinsrelation oder Teil-von-Relation zwischen Ausdrücken. Zur antonymischen Beziehung vgl. die Satzfolge: *Wir hatten einen mühsamen Aufstieg. Der Abstieg war aber viel leichter.*
- 30 Vgl. dazu z.B. Steinitz (1968); ein Überblick zum gesamten Bereich bei Dressler 1972, S. 20 ff.
- 31 Vgl. Harweg 1968 a, S. 178 ff.
- 32 Harweg 1968 c, S. 8; vgl. zu Harweg meine ausführliche Besprechung in Brinker 1971, S. 224 ff.
- 33 Vgl. z.B. auch Raible 1971, S. 302: "Erzähltexte und generell Texte sind zu einem entscheidenden Teil deshalb Texte, weil bestimmte Informationseinheiten, die am Anfang als neu eingeführt wurden, im folgenden referenzidentisch wieder aufgenommen werden."
- 34 Vgl. dazu Brinker 1971, S. 223 f. (mit Beispielen; vgl. dazu Haueis 1972, S. 85 ff.); vgl. auch van Dijk 1972 a, S. 100.
- 35 Isenberg 1968, S. 4 ff. (Beispiele: *Die Lampe brennt nicht. Die Sicherung ist durchgebrannt* – kausale Verknüpfung; *Es hat ein Unglück gegeben. Zwei Autos sind zusammengestoßen* – Spezifizierung)
- 36 So trug z.B. ein Artikel in der "Zeit" vom 7.1.1972 über den Albrecht-Entführer Ollenburg, der Rechtsanwalt ist, die Schlagzeile "Schwarzes Schaf".
- 37 Der sog. Artikel ist ein Signal für den Hörer (Leser), daß der Sprecher (Autor) bestimmte Informationen beim Hörer (Leser) als bekannt (bestimmter Artikel) oder nicht bekannt (unbestimmter Artikel) voraussetzt. Die als bekannt vorausgesetzten Informationen können inner- oder außertextlicher Art sein.
- 38 Figge 1971, S. 177.
- 39 Figge 1971, S. 171.
- 40 Figge 1971, S. 181.
- 41 Figge, ebd.
- 42 Figge 1971, S. 171.
- 43 Vgl. dazu Figge 1971, S. 172.
- 44 Vgl. auch Dressler 1972, S. 17 ff. – Dressler nimmt "als Kern der semantischen Basis eines Textes oder Textstücks" ein "Thema" an. "Ein Thema ist am besten in Form eines einfachen oder komplexen Basis-Satzes zu repräsentieren."
- 45 Vgl. etwa van Dijk 1972 a, S. 101.
- 46 van Dijk 1972 a, S. 123.

- 47 Vgl. van Dijk 1972 a, S. 99 ff.
- 48 Vgl. van Dijk 1972 a, S. 101.
- 49 van Dijk 1972 a, S. 111.
- 50 Vgl. van Dijk 1972 a, S. 149 f.
- 51 van Dijk 1972 b, S. 133; SR = "semantic representation"; vgl. auch van Dijk 1972 a, S. 206: "Die Tiefenstruktur kann als der Plan eines Textes betrachtet werden, ebenso wie unser Verhalten durch zugrundeliegende 'Pläne' (Intentionen usw.) bestimmt zu sein scheint."
- 52 van Dijk 1972 a, S. 178.
- 53 van Dijk 1972 a, S. 110.
- 54 Vgl. auch Dressler 1972, S. 17 ff., der eine "textthematische Basis" annimmt (s.o. Anm. 44). Schmidt (1972 b, S. 169 f.) setzt ebenfalls eine primär thematisch bestimmte Texttiefenstruktur an ("sie enthält logisch verknüpfte thematische Komplexe").
- 55 Vgl. dazu auch die Beispielanalyse in van Dijk 1972 b, S. 157 ff.
- 56 van Dijk 1972 b, S. 161. – Er gibt aber zu bedenken, daß "human communication with the aid of discourses would be impossible if their macro-structures would profoundly differ for one discourse."
- 57 van Dijk 1972 a, S. 206; vgl. 1972 b, S. 130 ff.
- 58 van Dijk 1972 a, S. 179 f.
- 59 Vgl. van Dijk 1972 a, S. 207 ff.
- 60 van Dijk 1972 a, S. 210.
- 61 Vgl. Brinker 1971, S. 233 f.
- 62 Vgl. dazu Ungeheuers Paraphrasentyp 3 "Maximalvariation" (1969, S. 196).
- 63 Der Terminus "komplexe Voraussetzungssituation" stammt von Schmidt. Er umfaßt die sozio-ökonomischen, sozio-kulturellen, kognitiv-intellektuellen, biographisch-psychischen und die kommunikativen Voraussetzungen der Kommunikationspartner in Kommunikationsprozessen (1972 b, S. 106).
- 64 Vgl. dazu das von Glinz entwickelte Pluralitätsprinzip (Glinz 1973, S. 47 ff.).
- 65 Petöfi 1972, S. 31; Koch 1969 (1965), S. 155; Dressler 1972, S. 1, Anm. 2 (vgl. auch ebd. S. 12 ff.); zu Harweg vgl. Brinker 1971, S. 225 ff.
- 66 Vgl. van Dijk 1972 a, S. 112 f.

- 67 In der von van Dijk gegebenen zweiten Textregel (T → TQL PROP), in der unter TQL (= "textqualifizier") verschiedene modale Elemente zusammengefaßt werden (wie Negation, Possibilität, Faktizität, Probabilität usw.), scheinen einige kommunikationsbezügliche Faktoren berücksichtigt zu sein. Sie sind aber eher satzbezogen und reichen nicht aus, die kommunikative Funktion von Texten zu spezifizieren (vgl. van Dijk 1972 b, S. 149 ff.). Vgl. dazu auch die Kritik von Schmidt 1972 b, S. 132 ff.
- 68 Zur linguistischen Pragmatik vgl. z.B. Stalnacker (1970), Wunderlich (1970, 1972), Maas/Wunderlich (1972), Schmidt (1972 b), Dittmar (1973).
- 69 Vgl. dazu Schmidt 1972 b, S. 15 ff.; Dittmar 1973, S. 199.
- 70 Wunderlich 1970, S. 24 ff.; vgl. auch ders. 1971 a, S. 153 ff.
- 71 Vgl. z.B. die grundlegende Kritik Ollers an der generativen Grammatik (Oller 1969 und 1972).
- 72 Wunderlich 1969, S. 264.
- 73 Vgl. Wunderlich 1969, S. 263 f.; Kanngießler 1972 a, S. 28 ff., S. 33 ff.
- 74 Vgl. zu dieser Forderung Kanngießler 1972 b, S. 13 ff.
- 75 Wunderlich (1969, 1971 a) geht es demgegenüber um die Beschreibung der *i d e a l i s i e r t e n* Sprechsituation. "Gegenstand der linguistischen Theorie ist die idealisierte Sprechsituation (oder auch – was im Prinzip das gleiche bedeutet – der idealisierte sprachliche Kontakt zwischen Personen)" (1971 a, S. 175). Er faßt jede Sprechsituation als 9-tupel auf: Sit = < Sp, Hö, s, l+w, Äuß, Inh, Vorauss, Int, Rel >
 Darin bedeuten: Sp = Sprecher; Hö = Angesprochener; s = Zeit der Äußerung (Sprechzeit); l + w = Ort und Wahrnehmungsraum des Sprechers; Äuß = phonologisch-syntaktische Eigenschaften der Äußerung; Inh = kognitiver Inhalt der Äußerung; Vorauss = mit der Äußerung notwendig verbundene Voraussetzung des Sprechers; wobei 5 Teilkomponenten unterschieden werden: Vorauss-Sp – sein Wissen und seine Fähigkeiten; Vorauss-Hö – seine Annahmen über Wissen und Fähigkeiten des Hörers; Vorauss-Hö-w – Annahmen über den Wahrnehmungsraum des Hörers; Vorauss-Soz – die soziale Beziehung von Sprecher und Angesprochenem; Vorauss-Text – sein Verständnis der vorangegangenen Äußerungen; Int = mit der Äußerung verbundene Intention des Sprechers; Rel = mit der Äußerung etablierte Interrelation von Sprecher und Angesprochenem (1971 a, S. 177 f.). Es fehlt bei dieser Aufstellung allerdings noch jede nähere Kennzeichnung der zwischen den Elementen bestehenden Relationen, d.h. des Zusammenspiels dieser Faktoren im Kommunikationsprozeß.
- 76 Vgl. Wunderlich 1970, S. 13.
- 77 Vgl. dazu auch Dittmar 1973, S. 200 ff.
- 78 Vgl. dazu ausführlich Schmidt (1972 b).

- 79 Wunderlich 1970, S. 6.
- 80 Vgl. dazu auch die Überlegungen Kanngießers (1972 b).
- 81 Schmidt 1972 a, S. 10.
- 82 Schmidt 1972 b, S. 154. – Ein “kommunikatives Handlungsspiel” wird definiert als “eine abgrenzbare Kommunikationsgeschichte”. Es enthält u.a. folgende Faktoren: “die globale sozio-kulturelle Einbettung in die Kommunikationsgemeinschaft; Kommunikationspartner mit allen sie beeinflussenden Kommunikationsbedingungen; eine einbettende Kommunikationssituation; die geäußerten Texte und faktische oder anschließbare sprachliche (Kon-) Texte” (1972 a, S. 14 f.). Vgl. dazu ausführlicher 1972 b, S. 39 ff. – Der Begriff “Illokutionspotential” bezieht sich im Anschluß an die Sprechakttheorie auf die sozio-kommunikative Funktion von Äußerungen bzw. Kommunikationsakten.
- 83 Schmidt 1972 a, S. 26 f. und S. 15.
- 84 Schmidt 1972 b, S. 156.
- 85 Vgl. Schmidt 1972 a, S. 26 f.; ders. 1972 b, S. 13 f.
- 86 Searle 1969, S. 16.
- 87 Schmidt 1972 b, S. 127. – Unter den nicht-sprachlichen Faktoren scheint Schmidt nur sog. begleitende Handlungen vorzusehen.
- 88 Sandig 1973, S. 11 ff.
- 89 Der Begriff des Kommunikationsaktes wird damit gegenüber Schmidt erweitert (s. Anm. 87).
- 90 Bei der Abgrenzung darf nicht zu mechanisch verfahren werden. So gehören bei der Analyse von mündlichen Kommunikationsprozessen die Äußerungen eines Sprechers zu einem Kommunikationsakt (bzw. Text), die der Sprecher als zu einem illokutionären Akt gehörig ansieht, auch wenn er durch andere Kommunikationspartner unterbrochen wird (vgl. auch Schmidt 1972 b, S. 155).
- 91 Vgl. dazu Searle (1969); Maas/Wunderlich (1972), Schmidt (1972 b).
- 92 Sandig 1973, S. 20.
- 93 Vgl. dazu auch die Modifikationen Wunderlichs (in: Maas/Wunderlich 1972, S. 135 ff.).
- 94 Zu Bedingungen und Formen der Textrezeption vgl. Glinz 1973.

Literatur

- Apresjan, Ju. D.: Ideen und Methoden der modernen strukturellen Linguistik. Kurzer Abriß.- München 1971.
- Bellert, Irena: On a Condition of the Coherence of Texts.- In: *Semiotica* 2, 1970, S. 335 - 363.
- Brinker, Klaus: Aufgaben und Methoden der Textlinguistik. Kritischer Überblick über den Forschungsstand einer neuen linguistischen Teildisziplin.- In: *Wirkendes Wort* 21, 1971, S. 217 - 237.
- — : Konstituentenstrukturgrammatik und operationale Satzgliedanalyse. Methodenkritische Untersuchungen zur Syntax des einfachen Satzes im Deutschen.- Frankfurt 1972.
- Brinkmann, Hennig: Die deutsche Sprache. Gestalt und Leistung. Düsseldorf ²1971.
- Chomsky, Noam: *Aspects of the Theory of Syntax*.- Cambridge (Mass.) 1965 (dt. Übersetzung, Frankfurt 1969).
- Daneš, František: Zur linguistischen Analyse der Textstruktur.- In: *Folia Linguistica* IV, 1970, S. 72 - 78.
- van Dijk, Teun A.: Beiträge zur generativen Poetik (= Grundfragen der Literaturwissenschaft 6).- München 1972. (1972 a)
- — : *Some Aspects of Text Grammars. A Study in Theoretical Linguistics and Poetics* (= *Janua Linguarum, Series Maior* 63).- The Hague/Paris 1972. (1972 b)
- Dittmar, Norbert: *Soziolinguistik, Exemplarische und kritische Darstellung ihrer Theorie, Empirie und Anwendung. Mit kommentierter Bibliographie*.- Frankfurt 1973.
- Dressler, Wolfgang: Modelle und Methoden der Textsyntax.- In: *Folia Linguistica* IV, 1970, S. 64 - 70.
- — : Einführung in die Textlinguistik (= *Konzepte der Sprach- und Literaturwissenschaft* 13).- Tübingen 1972.
- Eco, Umberto: Einführung in die Semiotik (= *UTB* 105).- München 1972.
- Figge, Udo L.: Syntagmatik, Distribution und Text.- In: W.-D. Stempel (Hrsg.), *Beiträge zur Textlinguistik*.- München 1971, S. 161 - 181.
- Fries, Udo: Textlinguistik.- In: *Linguistik und Didaktik* 2, 1971, S. 219 - 234.
- Glinz, Hans: *Textanalyse und Verstehenstheorie I* (= *Studienbücher zur Linguistik und Literaturwissenschaft* 5).- Frankfurt 1973.

- Gülich, Elisabeth u. Raible, Wolfgang: Textsorten. Differenzierungskriterien aus linguistischer Sicht (= Athenäum-Skripten Linguistik 5).- Frankfurt 1972.
- Hartmann, Peter: Text, Texte, Klassen von Texten.- In: Bogawus 2, 1964, S. 15 - 25.
- — : Zum Begriff des sprachlichen Zeichens.- In: Zeitschrift für Phonetik, Sprachwissenschaft und Kommunikationsforschung 21, 1968, S. 205 - 222.
- — : Texte als linguistisches Objekt.- In: W.-D. Stempel (Hrsg.), Beiträge zur Textlinguistik, München 1971, S. 9 - 29.
- Harweg, Roland: Pronomina und Textkonstitution (= Beihefte zu Poetica 2).- München 1968. (1968 a)
- — : Textanfänge in geschriebener und gesprochener Sprache.- In: Orbis 17, 1968, S. 343 - 388. (1968 b)
- — : Textologische Analyse einer Zeitungsnachricht.- In: Replik 2, 1968, S. 8 - 12. (1968 c)
- Hauéis, Eduard: Vom Aufsatzunterricht zu einer Didaktik der Textproduktion.- In: E. Hauéis/O. Hoppe, Aufsatz und Kommunikation, Düsseldorf 1972, S. 63 - 111.
- Heeschen, Claus u. Kegel, Gerd: Zum Autonomiegedanken der Linguistik oder Das Verhältnis von Psychologie und Linguistik im Selbstverständnis der Linguistik.- In: Linguistische Berichte 21, 1972, S. 42 - 54.
- Heringer, Hans-Jürgen: Theorie der deutschen Syntax (= Linguistische Reihe 1).- München 1970. (1970 a)
- — : Deutsche Syntax (= Sammlung Götschen 1246/1246a).- Berlin 1970. (1970 b)
- Isenberg, Horst: Überlegungen zur Texttheorie.- ASG-Bericht Nr. 2, 1968.
- — : Der Begriff "Text" in der Sprachtheorie.- ASG-Bericht Nr. 8, August 1970.
- Kallmeyer, Werner: Verweisung im Text.- In: Der Deutschunterricht 24, H. 4, 1972, S. 29 - 42.
- Kanngießer, Siegfried: Aspekte der synchronen und diachronen Linguistik (= Konzepte der Sprach- und Literaturwissenschaft 9).- Tübingen 1972. (1972 a)
- — : Untersuchungen zur Kompetenztheorie und zum sprachlichen Handeln.- In: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 2, H. 7, 1972, S. 13 - 45. (1972 b)
- Karttunen, Lauri: Textreferenten.- In: F. Kiefer (Hrsg.), Semantik und generative Grammatik I (= Linguistische Forschungen 1), Frankfurt 1972, S. 175 - 197.
- Klein, Wolfgang: Text.- In: Linguistik und Didaktik 3, 1972, S. 161 f. (= Kleines Lexikon der Linguistik)

- Koch, Walter A.: Einige Probleme der Textanalyse.- In: *Lingua* 16, 1966, S. 383 - 398.
- : Preliminary Sketch of a Semantic Type of Discourse Analysis (1965).- In: Koch, Vom Morphem zum Textem, Hildesheim 1969, S. 144 - 169.
- Leont'ev, A.A.: Sprache — Sprechen — Sprechfähigkeit.- Stuttgart 1971.
- Lyons, John: Introduction to Theoretical Linguistics.- Cambridge University Press 1968.
- Meyer-Hermann, Reinhard: Textphorik.- In: *Linguistik und Didaktik* 3, 1972, S. 163 f. (= Kleines Lexikon der Linguistik)
- Maas, Utz u. Wunderlich, Dieter: Pragmatik und sprachliches Handeln (= Athenäum-Skripten Linguistik 2).- Frankfurt 1972.
- Neumann, Werner: Eine Hierarchie syntaktischer Einheiten.- In: *Deutsch als Fremdsprache* 4, 1967, S. 65 - 75 u. S. 147 - 155.
- Nickel, Gerhard: Kontextuelle Beziehungen zwischen Sätzen im Englischen.- In: *Praxis des neusprachlichen Unterrichts* 15, 1968, S. 15 - 25.
- Oller, John W. u.a.: A Basic Circularity in Traditional and Current Linguistic Theory.- In: *Lingua* 22, 1969, S. 317 - 328.
- Oller, John W.: On the Relation between Syntax, Semantics, and Pragmatics.- In: *Linguistics* 83, 1972, S. 43 - 55.
- Palek, Bohumil: Cross-Reference. A Study from Hyper-Syntax.- Praha, Universita Karlova 1968.
- Petőfi, Janos S.: Transformationsgrammatiken und eine ko-textuelle Texttheorie (= *Linguistische Forschungen* 3).- Frankfurt 1971.
- : Zu einer grammatischen Theorie sprachlicher Texte.- In: *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 2, H. 5, 1972, S. 31 - 58.
- Raible, Wolfgang: Linguistik und Literaturkritik.- In: *Linguistik und Didaktik* 2, 1971, S. 300 - 313.
- Sandig, Barbara: Beispiele pragmalinguistischer Textanalyse (Wahlaufruf, familiäres Gespräch, Zeitungsnachricht).- In: *Der Deutschunterricht* 25, H. 1, 1973, S. 5 - 23.
- Schmidt, Siegfried J.: Text als Forschungsobjekt der Texttheorie.- In: *Der Deutschunterricht* 24, H. 4, 1972, S. 7 - 28. (Schmidt 1972 a)
- : Texttheorie. Probleme einer Linguistik der sprachlichen Kommunikation.- Bielefeld 1972 (Masch., erscheint 1973 bei Fink, München). (Schmidt 1972 b)

- Searle, John R.: *Speech Acts*.- Cambridge University Press 1969 (dt. Übersetzung, Frankfurt 1971).
- Siegrist, Johannes: *Das Consensus-Modell. Studien zur Interaktionstheorie und zur kognitiven Sozialisation (= Soziologische Gegenwartsfragen 32)*.- Stuttgart 1970.
- Stalnaker, R.C.: *Pragmatics*.- In: *Synthese* 22, 1970, S. 272 - 289.
- Steinitz, Renate: *Nominale Proformen*.- ASG-Bericht Nr. 2, August 1968.
- — : *Adverbialsyntax (= Studia Grammatica X)*.- Berlin 1969.
- Ungeheuer, Gerold: *Paraphrase und syntaktische Tiefenstruktur*.- In: *Folia Linguistica* III, H. 3/4, 1969, S. 178 - 227.
- Weinrich, Harald: *Tempus, Besprochene und erzählte Welt*.- Stuttgart ²1971.
- Wienold, Götz: *Semiotik der Literatur*.- Frankfurt 1972.
- Wunderlich, Dieter: *Unterrichten als Dialog*.- In: *Sprache im technischen Zeitalter* 29, 1969, S. 263 - 287.
- — : *Die Rolle der Pragmatik in der Linguistik*.- In: *Der Deutschunterricht* 22, H. 4, 1970, S. 5 - 41.
- — : *Pragmatik, Sprechsituation, Deixis*.- In: *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 1, H. 1/2, 1971, S. 153 - 190. (1971 a)
- — : *Terminologie des Strukturbegriffs*.- In: J. Ihwe (Hrsg.), *Literaturwissenschaft und Linguistik I*, Frankfurt 1971, S. 91 - 140. (1971 b)
- Wunderlich, Dieter (Hrsg.): *Linguistische Pragmatik (= Schwerpunkte Linguistik und Kommunikationswissenschaft 12)*.- Frankfurt 1972.

THEMA-RHEMA-GLIEDERUNG UND TEXTLINGUISTIK

Unser Jubilar mißt den terminologischen Fragen mit Recht große Bedeutung bei. Man wird hoffentlich keinen Anstoß daran nehmen, daß sie auch in diesem Beitrag viel Raum beanspruchen.

Der Terminus "Thema-Rhema-Gliederung" (= TRG) geht von der Beobachtung aus, daß man in einer Äußerung ein "Thema" (= T) – das, worüber etwas ausgesagt wird – und ein "Rhema" (= R) – das, was darüber gesagt wird – unterscheiden kann. Hinter dieser scheinbar banalen Feststellung verbirgt sich indessen ein komplizierter Sachverhalt, der von verschiedenen Aspekten betrachtet und gedeutet werden kann. Das bezeugt auch die Mannigfaltigkeit der einschlägigen Termini wie: funktionale Satzperspektive, Mitteilungsperspektive, aktuelle Satzgliederung, kommunikative Gliederung, topic-comment structure usw.

Der Terminus "Rhema" kommt schon bei Aristoteles in seinem Begriffspaar *ὄνομα – ῥῆμα* vor. Aber eigentlich scheint auch dem anderen aristotelischen Begriffspaar *ὑποκείμενον* ("das Zugrundeliegende") und *κατηγορούμενον* ("das dazu Gesagte") eine merkwürdige Doppeldeutigkeit innegewohnt zu haben. Aristoteles hat zwar diese Termini geprägt, um logische Begriffe zu bezeichnen; da er sie aber der Sprache abgelesen hat, spiegeln sie eher die Gliedertheit des Satzes in einen thematischen (expositionellen) und einen explizierenden Teil, in "Thema" und "Aussage" wider¹. (Durch die lateinische Übersetzung "subiectum" und "praedicatum" wurde später ihre Verwendbarkeit auf das Urteil eingeengt.)

Im 19. Jahrhundert hat Weil, ein französischer Altphilologe deutscher Herkunft, seine ersten Einsichten in die Wechselbeziehungen zwischen Wort- und Gedankenfolge (1844) noch nicht terminologisch fixiert. Erst G. von der Gabelentz hat (1869) die Termini "psychologisches Subjekt und Prädikat" eingeführt, die dann von Paul (1880) näher erläutert wurden. Seine einseitig psychologisierende Auffassung dieses Phänomens wurde kürzlich von unserem Jubilar als "die berühmteste (und die verheerendste) Begriffsbildung Pauls" sehr schroff abgelehnt². In der deutschen Sprachwissenschaft tauchten dann für diese Erscheinung noch verschiedene Namen auf, wie z.B. "Ausgangs- und Zielvorstellung" (Kuttner), "vorbereitete und neue Vorstel-

lung” (Sütterlin) u. dgl. m. Die psychologisierende Zerlegung der Gesamtvorstellung und ihre Zusammensetzung aus zwei Hauptkomponenten in der Seele des Sprechers und des Hörers blieb weiterhin vorherrschend. Zu einer vertieften Neuauffassung dieses Phänomens hat Ammann (1911, 1928) wesentlich beigetragen, der die Termini “Thema” und “Rhema” gewählt und ihren Inhalt aus der Differenz der Bewußtseinslage des Sprechenden und des Hörers entwickelt hat. Nach dem sprachpädagogisch orientierten Ansatz Drachs (1937) hat dann Boost (1955) die Ansicht formuliert, daß die TRG, der Aufbau des Satzes in der Sinn-Ebene, die deutsche Wortstellung maßgebend beeinflusst. Inzwischen (1939) hat Mathesius, ein Mitbegründer der Prager Schule, für diese Erscheinung eine rein linguistische Interpretation gebracht. Die von ihm begründete Lehre von der funktionalen Satzperspektive wurde dann innerhalb der Prager Schule (besonders von Firbas, Daneš, Adamec, Sgall) reich weiterentwickelt. Das erste internationale Symposium über die Fragen der funktionalen Satzperspektive (= TRG) fand im Jahre 1970 eben in der Tschechoslowakei statt³. Die aus diesem Anlaß herausgegebene Bibliographie⁴ informiert über den weltweiten Umfang der Studien zur TRG. In jüngster Zeit wurden sie von zwei Seiten angespornt: einerseits sind nun auch die Vertreter der generativen Grammatik bestrebt, die TRG in ihr Grammatik-Modell einzubeziehen, andererseits wurde deren Bedeutung für die Textlinguistik erkannt und hervorgehoben.

Chomsky hat die topic-comment-Gliederung schon in seinen “Aspects” flüchtig und nebenbei erwähnt; später hat er versucht, die Gliederung in “presupposition” (im engeren Sinn) und “focus” seiner “erweiterten” Standardtheorie einzubauen, indem er nunmehr für die semantische Interpretation eines Satzes nicht nur der Tiefen-, sondern auch der phonetisch interpretierten Oberflächenstruktur Relevanz zuschreibt⁵. Denkbar ist aber auch eine andere Lösung, daß nämlich die TRG in die (reformulierte) Tiefenstruktur einbezogen bzw. der semantischen Ebene zugeordnet wird, mit der die Vertreter der generativen Semantik operieren. Die Elemente der semantischen Ebene werden von Fillmore als “Kasus” beschrieben, wie z.B. Agentiv, Objektiv, Instrumental usw. Bei unterschiedlicher Reihenfolge dieser Elemente ändert sich nach McCawley nicht die semantische Interpretation, sondern nur die sog. semantische Repräsentation⁶.

Aus der Sicht der Prager Schule⁷ ist für die semantische Struktur eines Satzes und seine Bedeutung nicht nur das Vorkommen von semantischen Kategorien, sondern auch ihre Hierarchie und Reihenfolge relevant⁸. Nach

der Auffassung von Firbas⁹ wohnt den semantischen Kategorien ein bestimmter Mitteilungswert inne. Vorausgesetzt, daß sie nicht thematisiert sind, kommt ihr Mitteilungswert in kontextunabhängigen Sätzen unabhängig von ihrer Satzposition zum Ausdruck; so trägt z.B. das Verb (= actio) einen höheren Mitteilungswert als das Agens usw. Bei einigen Elementen entscheidet dagegen ihre Position in der linearen Folge über ihren Mitteilungswert.

Die TRG wird somit in der Prager Schule als eine Organisation und Hierarchie der semantischen Einheiten entsprechend ihrem Mitteilungswert aufgefaßt. Man hat mit drei Schichten der TRG zu rechnen¹⁰:

Die Grundschrift (in der die Hierarchie der Mitteilungswerte eine merkmallose Form hat) umfaßt Fälle, in denen verschiedene Konfigurationen der semantischen Kategorien, wie Agens, Actio, Zeitraumkulisse usw., in einzelnen Sprachen auf unterschiedliche Weise ausgedrückt werden, je nachdem welche von diesen Kategorien als T und welche als R signalisiert werden sollen. So wird z.B. die Existenz von etwas in einer bestimmten Zeitraumkulisse anders ausgedrückt als die Lokalisierung oder Datierung eines Sachverhalts, vgl.: *There is a book on the table./The book is on the table. – Il y a un livre sur la table oder Sur la table il y a un livre./Le livre est sur la table. – Auf dem Tisch liegt (ist) ein Buch./Das Buch liegt (ist) auf dem Tisch.*

In die Zweitschicht der TRG gehören Fälle, in denen die merkmallosen Varianten in merkmalhafte umgewandelt werden, weil einige Elemente thematisiert sind. Die Drittschicht bilden die Fälle (der sog. zweiten Instanz), in denen bestimmte Elemente rhematisiert sind. Die Grundschrift wird von der Zweit- und Drittschicht überlagert und durch Einwirkung von Kontext und Konsituation modifiziert.

Mit Hilfe der TRG konstituiert sich also der kommunikative Sinn einer Äußerung dadurch, daß auf ein T ein R bezogen wird. Die TRG gehört zu den sprachlichen Universalien; als Universalmittel zu ihrer Signalisierung dient wohl (in letzter Instanz) die Intonation. Daneben verfügt aber jede Sprache noch über ihre spezifischen Mittel.

Im Deutschen wird die TRG im wesentlichen durch die Wortfolge signalisiert. Im deutschen Satz unterliegen die verbalen Komponenten feststrukturierten Stellungsgesetzen, sind aber mehrfach in die TRG miteinbezogen. Die nicht-verbalen Komponenten dagegen werden normalerweise entsprechend ihrem Mitteilungswert aneinandergereiht; dabei ist der Mitteilungswert einer Komponente in der Regel desto höher, je enger sie ans Verb gebunden ist. Es ist

Peter kommt morgen./Morgen kommt Peter. Eine Frau lebte in einem kleinen Haus./In einem kleinen Haus lebte eine Frau. Auf diese Weise läßt sich das Problem der sog. "themalosen Sätze" befriedigend lösen¹⁵. Es wäre daher besser, die beiden Kriterien getrennt anzuwenden, wie es Halliday¹⁶ tut, der von der Gliederung in "given - new" die in "theme - rheme" unterscheidet.

Die begriffliche Scheidung: T = das, wozu etwas gesagt wird, R = das, was dazu gesagt wird, ist einleuchtend, sie ist indessen nur ein Explicandum, zu dem ein Explicatum, ein explizit formulierter Begriff, zu suchen ist. Deshalb schlägt Sgall¹⁷ vor, zur Formalisierung der TRG-Dichotomie einen "performativen" Matrixsatz in Form "Ich sage dir über NP, daß S" zu benutzen, verweist aber zugleich auf die damit verbundenen Schwierigkeiten. Wichtig ist auch der Versuch Dahls¹⁸, die generative Semantik mit der TRG zu vereinen und die semantische Satzstruktur mit Hilfe der Implikation der Prädikatenlogik zu beschreiben; das ergäbe einen festen Stützpunkt für die Formalisierung der TRG.

Bevor sie aber ausgearbeitet ist, muß man andere Methoden zur Identifizierung von T und R anwenden. Für das Deutsche wurden zwei unterschiedliche Verfahren vorgeschlagen:

1) Das T wird mit dem Erstglied im Vorfeld identifiziert. Diese schon von Boost¹⁹ vorgeschlagene Lösung hat weitgehend Zustimmung gefunden und wird auch für andere Sprachen verwendet (Hockett, Halliday). Aber am Satzbeginn kann 1) sowohl das T als auch das R (und zwar viel häufiger, als Boost meinte) und 2) manchmal nur eines von mehreren T-Elementen stehen. Andererseits spielt aber das am Satzbeginn stehende T-Element eine besonders wichtige Rolle; es wird zum Ausgangspunkt, zur Basis für die Aufrollung der Mitteilung. Man sollte daher "Thema" im weiteren Sinn und "Basis" (oder "Ausgangspunkt") unterscheiden. Einen ähnlichen Unterschied macht Halliday²⁰, der allerdings zwischen dem kontextabhängigen "given" und dem kontextunabhängigen "theme" (= Satzbeginn) unterscheidet.

2) Einen neuen Weg hat Zemb²¹ eingeschlagen: Das T ist vom R durch den Modalisator (z.B. eine Negation oder Affirmation) getrennt. Die beiden so getrennten Teile haben unterschiedliche Struktur und Funktion: das T "versammelt Bezeichnungen", das R drückt "eine streng geschlossene und wohlgeordnete Bedeutung" aus. Die deutsche Wortstellung als Mittel zur Realisierung der logisch-semantischen TRG ist von Zemb auf diese Weise brillant

durchaus aussichtsreich, für den deutschen Satz eine topologische Grundstruktur aufzeigen zu wollen, sei es auf dem Weg der generativen Ableitung¹¹ oder aufgrund der in einem Corpus festgestellten Regularitäten¹². Die Relationen zwischen einzelnen Satzgliedern und ihrer Funktion in der TRG lassen sich desto genauer beschreiben, je mehr man auch ihre Semantik und den Grad ihrer grammatischen Determiniertheit in Betracht zieht. Bei grammatischer Undeterminiertheit aller Komponenten realisiert sich die topologische Grundstruktur, die den kontextunabhängigen Äußerungen eigen ist: *Eine Frau hat einem Kind ein Buch geschenkt*. Durch Kontext und Konsituation sind zusätzliche Modifikationen bedingt, bei denen es zur Thematisierung oder Rhematisierung kommen kann: *Das Buch hat dem Kind eine Frau geschenkt*.

Wie bei der Auffassung der TRG so herrscht auch beim Gebrauch der Termini für deren Hauptkomponenten keine Einigkeit. Zunächst erhebt sich die Frage, ob man bei der TRG mit einer Zwei- oder Dreiteilung zu rechnen hat.

Die Dreiteilung wird von Firbas¹³ angesetzt. Er rechnet mit einer ganzen Skala von Graden der kommunikativen Dynamik (CD), je nachdem wie einzelne Satzglieder die Kommunikation vorantreiben. Das T ist der Träger vom geringsten CD, das R vom höchsten CD, und dazwischen liegt das Bindeglied, "transition". Firbas hat die Brauchbarkeit seiner intuitiv gewonnenen Begriffe mehrfach bei konkreten minutiösen TRG-Analysen erprobt. Tatsächlich spielt das Verb in der TRG als Träger von Tempus- und Modus-Kategorien eine besondere Rolle, die man am besten als "transition" bezeichnen kann. Andererseits wird dadurch die TRG-Analyse nur noch komplizierter und deren objektive Überprüfbarkeit auch strittiger¹⁴.

Die Forscher, die bei der TRG mit einer Zweiteilung rechnen, verwenden zur Unterscheidung von T und R zwei Kriterien:

- 1) Grad der Kontexteingliederung: Als T wird das aus dem Kontext oder der Situation Gegebene bezeichnet, als R das Neue.
- 2) Funktion in der Mitteilung: Dann ist T das der Mitteilung Zugrundeliegende, R – der Mitteilungskern. In vielen Fällen kommt man bei der TRG-Analyse nach beiden Kriterien zu demselben Ergebnis: das "Gegebene, Bekannte, Vorausgesetzte" liegt der Mitteilung zugrunde, das "Neue" ist der Mitteilungskern. Manchmal kommt man dann aber zu einem unterschiedlichen Ergebnis. Es gibt Sätze, in denen alles "bekannt" oder alles "unbekannt" ist, und trotzdem können sie nach dem zweiten Kriterium in T und R gegliedert werden:

charakterisiert worden. Wenn man aber auch die kontextuelle Zweit- und Drittschicht der TRG in Betracht zieht, bleiben noch einige Fragen offen.

Zemb selbst nimmt an, daß bei der Integration in die Gesamtrede die Kopf- stelle frei besetzt werden kann durch einen Funktor aus dem T oder R oder durch den Modalisator. Es ist aber zu bedenken, daß dabei das Element aus dem R-Teil auch thematisiert werden kann. Umgekehrt kann ein beliebiges Element aus dem T-Teil rhematisiert werden. Schließlich gilt es auch das eigentliche R-Zentrum im R-Komplex zu eruieren.

Zemb sieht bei der Untersuchung geschriebener Texte programmatisch von prosodischen Mitteln ab. Zweifellos kann man die TRG auch dem geschriebenen Text ziemlich zuverlässig ablesen. Das bedeutet aber zugleich, daß man sie auch (z.B. beim Lautlesen) durch entsprechende prosodische Mittel realisieren kann, denn die für die TRG relevanten Intonationsmerkmale sind auch im geschriebenen Text immanent verschlüsselt. Dort, wo die intendierte Intonation nur eine subsidiäre Funktion hat (die merkmallose automatisierte Intonation), ist sie durch ein Zusammenspiel von syntaktisch-semantischen Mitteln meist klar vorgegeben; in einigen Fällen, wo sie eine modifizierende Funktion hat (die merkmahlhafte entautomatisierte Intonation), ist sie aus dem Kontext zu erschließen (wenn sie nicht graphisch angedeutet ist):

- (1) *Peter schenkt der Frau Rósen.*
- (2) *Peter schenkt die Rosen einer Fráú.*
- (3) */Die Frau hat einen Rosenstrauß./ Schön sind die Rosen.*
- (4) */Viele Blumen sind schön./ Schön sind die Rósen.*
- (5) */Von wem hast du das Buch?/ Péter hat es mir geschenkt.*
- (6) */Was hat das Buch gekostet?/ Peter hat es mir geschénkt.*

Wenn das Intonationszentrum aufgrund der Texteigenschaften dem R-Zentrum zugeordnet werden kann, so kann es umgekehrt als Indikator des R-Zentrums gelten. Der vermeintliche *circulus vitiosus* ist nur eine Art Kurzschluß: Wir berufen uns auch beim geschriebenen Text auf die Intonation, weil wir uns dabei kurzweg auf die intuitive Texterfassung stützen können, bevor noch die Intonationsregularitäten in vollem Umfang explizit beschrieben²² sind. Wir halten uns also im wesentlichen an die von Zemb explizierte Methode der Unterscheidung von T und R; wir nehmen aber zusätzlich an, daß das eigentliche R-Zentrum (das "Sinnwort") auch im geschriebenen Text durch das Intonationszentrum gekennzeichnet ist.

Nach diesen terminologischen Bemerkungen zur TRG müßte man nun auch die Termini "Text" und "Textlinguistik" präzisieren. Wir beschränken uns hier jedoch nur auf einen kurzen Hinweis. Es gibt verschiedene Textdefinitionen, aus linguistischer oder thematischer, aus kybernetischer oder semiotischer Sicht. Trotz aller Unterschiedlichkeit der Auffassungen können vier textkonstituierende Merkmale genannt werden, die in einer linguistischen Textdefinition nicht fehlen dürften. Demnach wäre der Text "eine lineare Folge von sprachlichen Sätzen (als den Elementen), die mit bestimmten Mitteln verknüpft und die in bestimmter Weise geordnet sind"²³. Für unsere Betrachtung sind nur die letzten zwei Merkmale von Interesse.

Offensichtlich gehört die TRG zu den Regularitäten wie Pronominalisierung, Artikelwahl, Tempusfolge, die alle an der Satzverflechtung und Textkonstituierung ("Vertextung") beteiligt sind. Mit anderen Phänomenen, wie Lage vom Satzakzent und Intonationszentrum, Permutation von Satzgliedern, Emphase, Kontrast, steht die TRG im engsten Zusammenhang. Sie ist aber auch untrennbar verbunden mit den Relationen der semantischen Äquivalenz zwischen Elementen in zwei oder mehreren Sätzen. Die beiden Partner dieser Äquivalenz werden als "Topik" bezeichnet²⁴. Ein Topikpartner kann durch ein Lexem (bzw. Semem) oder durch seine Paraphrasierung (Expansion oder Kondensation) ausgedrückt werden. Textlinguistisch werden untersucht: die Verkettung von Topikrelationen, die sprachliche Darstellung der Topikpartner, die Art der Kohäsion und Progression von Topiks.

Hierbei spielt eben die TRG eine große Rolle. Nach Daneš²⁵ besteht die eigentliche thematische Struktur des Textes "in der Verkettung und Konnexität der Themen, in ihren Wechselbeziehungen und in ihrer Hierarchie, in den Beziehungen zu den Textabschnitten und zum Textganzen, sowie zur Situation". Daneš unterscheidet drei Grundtypen von thematischer Progression: 1) die einfache lineare Progression, 2) Progression mit einem durchlaufenden Thema, 3) Progression mit von einem Hyperthema abgeleiteten Themen. Von verschiedenen möglichen Kombinationen nennt er 4) Entwicklung eines gespaltenen Themas, und von verschiedenen Abwandlungen 5) die Progression mit einem thematischen Sprung.

Von den Repräsentanten der Prager Schule hat Daneš als erster diese Problematik angeschnitten²⁶. Nach unserer oben dargelegten Auffassung ist freilich zu erwägen, daß das T aus mehreren Elementen bestehen kann. Vgl. folgende Probe²⁷:

T_1 R_1 T_2 T_3 R_2
 (7) *Im Jahre 509 v.u.Z. teilte Kleisthenes Attika in 10 Phylen.*
 A B C D E

T_1 R_1 R_2
 (8) *Zu jeder Phyle gehörten Angehörige aller Vermögensgruppen.*
 E F G

T_1 R_1 T_2 R_2
 (9) *In keiner Phyle waren die Aristokraten in der Überzahl.*
 E H I J

T_1 R_1 T_2 R_2
 (10) *Dadurch war ihre Macht sehr eingeschränkt.*
 K H L_1 M

Dabei wären wohl zumindest vier Kategorien von T-Elementen zu unterscheiden:

- 1) Komponenten mit Bezug auf das Hyperthema (C,D,I)
- 2) Topikpartner in Nachbarsätzen (E in (8), (9), L_1)
- 3) "Ertrag" aus dem vorhergehenden Satz (K)
- 4) Situativa (Zeit-Raum-Angaben) (A)

Dann würde aber die thematische Progression eine weit größere Mannigfaltigkeit aufweisen, als Daneš annimmt. Die von ihm ermittelten Muster ließen sich in vereinfachter Notation wie folgt darstellen:

- 1) A – B // B – C // C – D
- 2) A – B // A – C // A – D
- 3) A_a – B // A_b – C // A_c – D

In unserer Probe sieht die Progression aber folgendermaßen aus:

ACD – BE // E – FG // EI – HJ // KL_1 – HM

Auch hier liegen zwar der thematischen Progression die Muster von Daneš zugrunde: (7) (8) ... – E // E – ..., (8) (9) E – ... // E – ... , (9) (10) I – ... // L_1 – ..., aber verschiedentlich modifiziert. Dabei wurde hier die TRG-Analyse nur in groben Umrissen durchgeführt. Auch z.B. zwischen G und I besteht ein Zusammenhang, der durch folgende interpolierte Sätze explizit ausge-

Die Basis ist dann in der Regel *hervorgehoben*²⁹. Ihre Hervorhebung dient zur plastischen Herausarbeitung der gedanklichen Kontur, oft direkt zu einer verborgenen oder offenen Gegenüberstellung.

Im Zusammenhang damit steht die Weglassung (bzw. Interpolierbarkeit) entbehrlcher Textelemente. Diese Möglichkeit ist für einzelne Textsorten unterschiedlich. Bei einer geschichtlichen Erzählung bildet der zeitliche Ablauf der Geschehnisse das Textgerüst. Wenn ein neues Faktum durch ein Datum eingeleitet wird, kann man interpolieren z.B.:

(11a) *Es verging einige Zeit, und es kam der 6. Juli 1415. An diesem Tag ...*

Nach Wegfall entbehrlcher Textelemente enthält dann zwar die Basis ein relatives Novum, das aber zugleich aus dem vorherigen Text hervorgeht; deshalb zählt sie eben zu den T-Elementen.

Wie bei der Erzählung von Geschehnissen so auch bei anderen typischen Stilverfahren, wie Beschreibung, Aufzählung, Abhandlung und Beweisführung, sind für den Textaufbau bestimmte Gewohnheiten typisch; die nötigen Konnexe werden dabei teils in der Basis explizit ausgedrückt, teils sind sie aber nur implizit gegeben, weil sie interpolierbar sind.

Wichtig ist ferner, daß am Satzbeginn auch das R stehen kann. Zimmermann³⁰ meint, dies sei typisch für die spontane gesprochene Rede. Aber Engels³¹ sprachstatistischer Befund besagt überraschenderweise das Gegenteil: In seinem Corpus der gesprochenen Sprache stand "Unbekanntes im Vorfeld" in 21,1%, im Corpus der geschriebenen Sprache dagegen in 57,0%! Diese Ziffer ist so hoch, daß man sich fragt, ob sich bei der Zählung "Unbekanntes" tatsächlich auch immer mit dem R deckte. Es fällt aber immerhin ins Gewicht, daß das R im Deutschen manchmal durch spezifische Mittel (z.B. durch den unbestimmten/Null-Artikel) signalisiert werden kann. Deshalb steht es im Vorfeld auch in den Fällen, in denen es z.B. im Tschechischen normalerweise am Satzende stünde. Das trifft besonders für Subjektnominative in Verbindung mit den Verben des In-Erscheinung-Tretens zu:

(12) *Prächtige Tempel und Königspaläste wurden erbaut.*

(13) *Wichtige Handelsstraßen trafen hier zusammen.*

(14) *Gewaltige Mauern umgaben die Burg.*

Zwischen den TRG-Komponenten und einzelnen syntaktisch-semantischen Kategorien bestehen verschiedene Korrelationen; es wäre nötig, sie auch für

das Deutsche sprachstatistisch zu erfassen, wie dies z.B. schon für das Tschechische geschehen ist³². Denn dies alles hat für die Textverflechtung eine große Bedeutung.

Die TRG realisiert sich nicht nur in Einzelsätzen mit einfachem TR-Nexus, sondern auch in komplizierten TR-Strukturen. Daneš³³ unterscheidet:

- a) zusammengesetzte Äußerungen mit mehrfachem TR-Nexus oder mit mehrfachem T bzw. R,
- b) kondensierte Äußerungen mit einem komplexen T oder R. Ein komplexes T oder R entsteht durch Fusion aus zwei Sätzen, die ein gemeinsames Element haben.

Eine weitere Verfeinerung der TRG-Analyse bedeutet die Theorie der kommunikativen Felder. Nach Svoboda³⁴ stellt der selbständige Einzelsatz das kommunikative Feld nullten Ranges, die Glied- und Teilsätze, Infinitiv- und Partizipialkonstruktionen und Attribute stellen kommunikative Felder hierarchisch untergeordneter Ränge, z.B.:

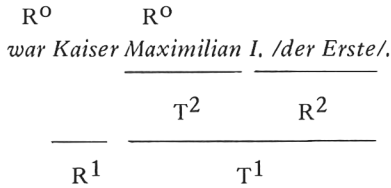
(15) $\begin{array}{ccccccc} & T^0 & & R^0 & T^0 & & R^0 & & R^0 \\ & & & & & & & & \\ i & T^1 & & R^1 & & & & & \end{array}$
Um Aluminium zu gewinnen, muß man den Sauerstoff abtrennen.

(i = Indikator)

(16) $\begin{array}{cccc} T^0 & R^0 & T^0 & T^0 \\ & & & \\ i & & & \end{array}$
Die Fürsten benutzten jetzt die lutherische Kirche,

$\begin{array}{c} R^0 \\ \overbrace{\hspace{10em}} \\ i \quad T^1 \quad R^1 \end{array}$
um ihre Macht über das Volk zu vergrößern.

(17) $\begin{array}{c} T^0 \\ \overline{\hspace{10em}} \\ T^3 \quad R^3 \quad T^3 \\ \overline{\hspace{10em}} \\ T^2 \quad R^2 \\ \overline{\hspace{10em}} \\ T^1 \quad R^1 \end{array}$
Einer der großen Bücherfreunde des Jahrhunderts



Man könnte sogar analog auch für Komposita eine TRG untergeordneter Ränge ansetzen. In Attributen und Komposita ist allerdings die Wort- und Morphemfolge im Deutschen durch grammatische Regularitäten weitgehend festgelegt; der Einfluß der TRG auf die Wort- und Morphemfolge kann aber auf die Weise zur Geltung kommen, daß man eine fakultative (manchmal freilich stilistisch markierte) Variante wählt, die eine andere Reihenfolge der TRG aktualisiert, vgl.: *die Erfindung Gutenbergs / Gutenbergs Erfindung, die Burg auf einem Felsen / die auf einem Felsen stehende Burg, die Mutterliebe / die Liebe einer Mutter.*

Bei Erforschung des Gebrauchs verschiedener grammatischer Varianten (wie z.B. ante- und postponierte Partizipialfügungen, verschiedene Nominalisierungen) und des textologischen Status der Nebensätze³⁵ sollte man daher auch ihre etwaige Funktion in der TRG beachten.

In syntaktischer Hinsicht kann man verschiedene Grade der Kondensierung³⁶ unterscheiden, je nachdem inwieweit die Verbprädikation unterdrückt ist. Auf der Ebene der TRG entspricht der syntaktischen Kondensierung die inhaltliche Komprimierung, die desto größer ist, je mehr potentiell selbständige TR-Nexen unterdrückt sind. Der spontanen gesprochenen Rede ist jede Komprimierung fremd. Eine gesprochene Erzählung bevorzugt einfache TR-Nexen. In jedem Satz ist in der Regel ein einziges T-Element, das unmittelbar an den Kontext oder an die Situation anknüpft; oft ist es herausgestellt:

- (18) *Treidler das waren ~~z~~ Schiffe, ~~z~~ die wurden von Pferden gezogen, . diese Ufer am ~~z~~ Rhein ~~z~~ die nennt man heute noch Leinpfade. das bedeutet, ~~z~~ daß dort die Leine zum Schiff geführt wurde, . und diese Schiffe wurden dann stromaufwärts von Pferden gezogen. das waren die ersten fahrzeuge.³⁷*

Auch der Volksmärchenstil ist jeder Komprimierung abhold; die einfache lineare Progression ermöglicht ein schrittweises, behäbiges Fortspinnen der Handlung, dem auch das zuhörende Kind leicht folgen kann:

(19) T R T $\overbrace{\text{R}}$ T R R
Er kam darauf in die Stadt, da herrschte ein König,
T R R T R R i T R
der hatte eine Tochter, die war so ernsthaft, daß sie niemand
T R
zum Lachen bringen konnte. (Grimm, Die goldene Gans)

Dieser Satz würde im Fachstil, z.B. bei der Wiedergabe in einem ethnographischen Werk, etwa folgende Gestalt annehmen:

(19a) $\overline{\text{T}^0}$ $\overline{\text{R}^0}$ $\overline{\text{R}^0}$
In der Stadt, wohin er kam, lebte eine lachspröde Königstochter.
 $\overline{\text{i}}$ $\overline{\text{T}^2}$ $\overline{\text{R}^2}$ $\overline{\text{R}^2}$ $\overline{\text{T}^2}$ $\overline{\text{R}^2}$ $\overline{\text{T}^2}$
 $\overline{\text{T}^1}$ $\overline{\text{R}^1}$ $\overline{\text{T}^1}$ $\overline{\text{R}^1}$ $\overline{\text{T}^1}$

Die fünf Originalsätze (4 Hauptsätze + 1 Nebensatz) wurden zu 2 Sätzen (1 Hauptsatz + 1 Nebensatz) kondensiert. Die ursprünglichen 5 TR-Nexen wurden in einen zentralen TR-Nexus mit 5 virtuellen TR-Nexen untergeordneter Ränge komprimiert. Die inhaltliche Komprimierung ist ein typisches Merkmal des Fachstils.

Von der Komprimierung, bei der mehrere potentielle selbständige TR-Nexen in einen mehrschichtigen oder vermehrfachten TR-Nexus verdichtet werden, ist die Reduktion zu unterscheiden, bei der in der Regel nur T-Elemente, ausnahmsweise auch R-Elemente, wegfallen. Verschiedene Fälle der Reduktion in gesprochener und geschriebener Rede hat kürzlich Brinkmann³⁸ behandelt. Es wäre interessant, sie auch in bezug auf TRG und Textaufbau zu untersuchen. Besonders aufschlußreich erweist sich dabei die Erforschung der minimalen kommunikativen Einheit Frage – Antwort. Die Ellipse der T-Elemente im Antwortsatz unterliegt in einzelnen Sprachen unterschiedlichen Regularitäten³⁹. Die Ellipse im zusammenhängenden (künstlerischen) Text als Grenzfall untersuchte Wittmers⁴⁰ zur Überprüfung ihrer Hypothese, daß für die Infrastruktur des Textes Beziehung zum Hyperthema, Satzkonstanz (Weitergeltung des Gesagten), Nachbarbindung und Stellenwert jedes einzelnen Satzes relevant seien.

“Die Ordnung, in der die Element-Sätze aneinandergereiht sind und nach der die Vertextungstypen gewählt werden”, bezeichnet Agricola als “Text-

struktur”⁴¹. Ihr Typ hängt von verschiedenen stilbildenden, soziolinguistischen und psychologisch-kommunikativen Faktoren ab, die teils eine mehr oder weniger verbindliche (konventionelle) Norm bestimmen, teils eine mehr oder weniger breite (individuelle) Varianz gewähren. Hand in Hand mit der Textlinguistik sollte man daher auch die Textstilistik aufbauen, um nicht nur die allgemeinen Regularitäten des Textaufbaus, sondern auch die für einzelne Textsorten spezifischen Normen und Abweichungen zu erforschen.

Die Problematik der Textsorten⁴² ist sehr kompliziert; in bezug auf TRG und Textstruktur sei hier zumindest darauf hingewiesen, daß in einigen Textsorten (wie z.B. Wetterbericht, ärztlicher Befund, Kochrezept, Inserat, Telegramm), in denen eine äußerste inhaltliche Komprimierung angestrebt wird, sich die TRG auf eine einprägsame, schablonhafte Weise realisiert.

Im Wetterbericht⁴³ wird das Hyperthema “Wetteraussichten (für eine bestimmte Zeitspanne)” expliziert. Der Text enthält nur “Neues”, aber in T und R gegliedert. Zeitraum-Angaben, auch modalen Charakters, (*nachts, im Norden, gelegentlich, strichweise*) und die für das Wetter wichtigen Teilaspekte (*Temperatur, Winde*) bilden das T, auf das sich als R die eigentliche Wettervorhersage bezieht. Der stillschweigend gedachte Modalisator *voraussichtlich* trennt beide Teile. (Das T⁰ oder R⁰ können als untergeordnete kommunikative Felder noch weiter in T¹ und R¹ gegliedert werden.)

T ⁰	R ⁰
(20) <i>Schwache Winde aus südlichen Richtungen.</i>	
R ¹	T ¹ T ¹ R ¹ T ¹

Eine ähnliche Form haben verschiedene Tabellen und Formulare, in denen zu einem T das betreffende R – ohne verbales Bindeglied – schon zugeordnet oder erst zuzuordnen ist (*Name: ...; Wohnort: ...*).

Bei Kochrezepten ist es jetzt üblich, zunächst die Zutaten (als R) aufzuzählen und dann die nötigen Arbeitsvorgänge, bei denen nun die einzelnen Zutaten als T figurieren, in Infinitivform als R zu beschreiben:

(21) *Schnee-Eier mit Vanillensoße*
Zutaten für 4 Portionen: 4 Eiweiß, 1 Prise Salz, 3 gehäufte Eßlöffel Zucker, 1/2 l Milch, ...
Eiweiß und Salz in einen Rührbecher geben und steif schlagen.
Den Zucker hinzufügen und kurz weiterschlagen. Milch ...

Die Inserate im Kleinen Anzeiger kann man auf zweifache Weise lesen:

1) Die Angaben in einzelnen Anzeigen als thematische Referentien, die in der Überschrift der Rubrik (*Zu vermieten, Offene Stellen*) ein gemeinsames R haben, das in den Anzeigen noch wiederholt wird, 2) Oder man kann umgekehrt die Überschrift für ein summarisches T halten, auf das Angaben der einzelnen Anzeigen als (stark komprimiertes) R zu beziehen sind. Auch hier wird das gemeinsame T noch einzeln wiederholt bzw. variiert.

Ähnliches gilt für manche Tabellen; vgl.:

(22) *Die forstwirtschaftlich wichtigsten Bäume*

Baum	Blütezeit	Reifezeit	Beste Saatzeit
<i>Fichte</i>	<i>Mai</i>	<i>Okt.</i>	<i>...</i>	<i>Frühjahr</i>
<i>Birke</i>	<i>April</i>	<i>Juli/Aug.</i>	<i>...</i>	<i>Nov.</i>
<i>Erle</i>	<i>März/Apr.</i>	<i>Sep./Okt.</i>	<i>...</i>	<i>Winter</i>

Diese Tabelle kann auf mehrfache Weise gelesen werden, je nachdem welche Angaben man als Basis, als zweites T-Element und als R wählt:

- (22a) *Die Fichte hat Blütezeit im Mai / , Reifezeit im Okt., .../*
- (22b) *Die Fichte hat im Mai Blütezeit / , im Okt. Reifezeit, .../*
- (22c) *Die Blütezeit der Fichte ist im Mai / , die der Birke im April, .../*
- (22d) *Blütezeit im Mai hat die Fichte / , im April die Birke, .../*
- (22e) *Im Mai hat die Fichte Blütezeit / , im Okt. Reifezeit, .../*
- (22f) *Im Mai ist die Blütezeit der Fichte / , im April die der Birke, .../*

Die tabellarische Anordnung der Angaben ermöglicht nicht nur eine Tilgung des verbalen Bindeglieds, sondern zugleich auch eine mehrfache Interpretation der Angaben in Form von verschiedenen Relationen $x : y = z$. Zugleich ist dies ein Beleg dafür, daß auch die geschriebene Sprache über manche Ausdrucksmöglichkeiten verfügt, die umgekehrt der gesprochenen abgehen.

Im Telegramm⁴⁴ wird besonders deutlich, daß man sich bei der Kommunikation zwar nur auf das R beschränken kann, wenn beim Adressaten das nötige Vorwissen um das T vorhanden ist, z.B.: *flughafen 15,30*. Sonst aber wird auch die knappste Mitteilung in T und R gegliedert: *hans gestorben beerdigung mittwoch 11,30*.

Kehren wir nun noch einmal zur Frage der Kohärenz zurück, die bisweilen für ein textkonstituierendes Merkmal⁴⁵ gehalten wird. Im allgemeinen neigt man aber zur Relativierung dieses Begriffs. Es gibt verschiedene Typen von Kohärenz. Enkvist⁴⁶ unterscheidet "lexical cohesion" und "contextual cohesion". Der Wortschatz ist in einzelnen Textsorten und Texten unterschiedlich, zugleich aber für sie spezifisch. In einem bestimmten Text erwartet man (als Hörer/Leser) auch einen bestimmten, dazu passenden Wortschatz; textentsprechend deutet man mehrdeutige Wörter und auch Topikrelationen zwischen T und R. Zur "contextual cohesion" gehört die Textverknüpfung durch die Situationskulisse, durch Beziehung zum Hyperthema, durch (quasi-)logische Konnekte; sie beruht auf einer Summe von "presuppositions", die alles Vorwissen umfaßt, daß bei den Adressaten aufgrund ihrer Lebenserfahrung, Bildungsstufe und Fachausbildung, ihrer Zugehörigkeit zu einer bestimmten Lebensumwelt, Gesellschaftsschicht und Kultursphäre usw. vorausgesetzt werden kann. Außerdem ist zu bedenken, daß die Kohärenz unterschiedlich stark oder schwach sein kann⁴⁷. Mehrfach wurde darauf verwiesen, daß schon die Antike einen Unterschied zwischen "Harmonia austera" und "Harmonia glafyra" gemacht hatte⁴⁸. Dies alles beeinflusst natürlich bedeutsam auch die Ausgestaltung der TRG.

Abschließend soll noch ein Punkt berührt werden: die Beziehung des Textes zum Titel. Harweg⁴⁹ hat zwar überzeugend dargelegt, daß die Titel und Überschriften – textologisch betrachtet – außerhalb des Textes stehen. Aber vom Standpunkt der TRG aus ist die Beziehung zwischen Titel bzw. Zwischentitel und Text wichtig und von Interesse.

Wir beschränken uns bei unserem kurzen Hinweis nur auf die geschriebene Fachprosa. Sofern in einem Fachtext eine Beziehung zu dem im Titel genannten Hyperthema schon am absoluten Textanfang zutage tritt, sind hier drei Typen zu unterscheiden:

- 1) Das Hyperthema wird als T (manchmal direkt als Basis) exponiert.
- 2) Es wird als R in einen weiteren Rahmen (wie in eine Kulisse) eingesetzt.
- 3) Das Hyperthema wird als R im Anschluß an die gegebene Situation dargeboten (*Aufgabe unseres Beitrags ist ...*).

Entsprechendes gilt auch für Textanfänge von einzelnen Abschnitten im Verhältnis zu Zwischen- oder Untertiteln:

1) Da der Zwischentitel das Hyperthema des ganzen Abschnitts nennt, kann es ohne weiteres im Anfangssatz als sein T stehen. Der Anfangssatz bringt dann gewöhnlich eine Erläuterung des Begriffs, der dem Leser noch “unbekannt” ist, obwohl ihm der Terminus selbst schon aus dem Zwischentitel her “bekannt” ist:

(23) *Kinematik fester Körper*
Die Kinematik ist die Lehre von ...

2) Das Hyperthema erscheint aber oft auch als R im Anfangssatz. Von der vorläufigen Nennung des Hyperthemas im Zwischentitel sieht der Text ab; die Überschrift dient hier nur als Kompositionsmittel zur Makrogliederung des Textes. Erst im Text selbst werden die thematischen Voraussetzungen für die Einführung des Hyperthemas als R geschaffen (ähnlich wie am absoluten Satzanfang):

(24) *Kreta – Das Reich von Knossos*
Südlich des Ägäischen Meeres liegt Kreta, ...

3) Das Hyperthema wird im Anfangssatz als R in Anknüpfung an die gegebene Situation dargeboten, indem der Autor den Leser über den Textzusammenhang und den weiteren Textfortgang informiert:

(25) *Vegetativer Aufbau der Bryophyten*
Wir wenden uns nunmehr dem vegetativen Aufbau der Moose ... zu.

Dies ist der normale Textanfang in gesprochener Rede⁵⁰. In den geschriebenen Texten kommt er ziemlich selten vor. Seine Funktion hat hier eigentlich eben der Zwischentitel übernommen, der eine verkürzte Form eines solchen Eingangssatzes darstellt. Einst war übrigens diese explizite Form der Titel geläufig und beliebt gewesen.

Es wäre lohnend, auch die Titel und Schlagzeilen⁵¹ in bezug auf die TRG zu untersuchen. Schon die Wahl der Verbform (Partizip II gegen Präteritum) könnte wohl auch unter Mitberücksichtigung der TRG gedeutet werden, denn mit Hilfe dieser Verbformen kann entweder das Verb (Partizip) oder seine Ergänzung eindeutig als R-Zentrum gekennzeichnet werden:

(26) *Unfall stoppte Kirchendiebe*
Gestoblene Madonna nach Autojagd sichergestellt

Die hier mitgeteilten Beobachtungen konnten natürlich nur auf einige Berührungs- und Schnittpunkte zwischen der TRG-Forschung und Textlinguistik

hinweisen; aber auch aus dem Wenigen geht hoffentlich hervor, daß ihre engere wechselseitige Zusammenarbeit nützlich und fruchtbar wäre.

Anmerkungen

- 1 Junker, H.F.J.: Grundfragen des koreanischen Satzbaues. In: Wissenschaftliche Zeitschrift der Humboldt-Universität Berlin, Gesellschafts- und sprachwissenschaftliche Reihe 7, 1957/58, H. 3, S. 279 - 307.
- 2 Glinz, Hans: Deutsche Syntax. Stuttgart ²1967, S. 37.
- 3 Daneš, František (Hrsg.): Papers on functional sentence perspective. Prag (im Druck). (Zit.: P a p e r s o n F S P)
- 4 Tyl, Zdeněk (Hrsg.): A tentative bibliography of studies in functional sentence perspective 1900-1970, Prag 1970. Dort finden sich Hinweise auch auf ältere Arbeiten, die hier erwähnt wurden. Wir verweisen im allgemeinen auf diese Bibliographie und beschränken uns nur auf die nötigsten Angaben.
- 5 Chomsky, Noam: Aspects of the theory of syntax, Cambridge/Mass. 1965; ders.: Deep structure, surface structure and semantic interpretation, 1969, maschinengeschrieben vervielfältigt.
- 6 Fillmore, Charles J.: The case for case. In: Bach/Harms (Hrsg.), Universals in linguistic theory, New York 1968, S. 3 - 96; McCawley, J.D.: The role of semantics in a grammar. Ebd., S. 125 - 169.
- 7 Uhlířová, Ludmila: Aktuální členění v současné generativní teorii [Die aktuelle Satzgliederung in der heutigen generativen Theorie], In: Slovo a slovesnost 33, 1972, S. 37 - 43.
- 8 Daneš, František: Some thoughts on the semantic structure of the sentence. In: Lingua 21, 1968, S. 55 - 69.
- 9 Firbas, Jan: Some aspects of the Czechoslovak approach to problems of functional sentence perspective. - In: Papers on FSP.
- 10 Sgall, Petr: Zur Stellung der Thema-Rhema-Gliederung in der Sprachbeschreibung. - In: Papers on FSP.
- 11 Flämig, Walter (Hrsg.): Skizze der deutschen Grammatik, Berlin 1972.
- 12 Engel, Ulrich: Regeln zur "Satzgliedfolge". Zur Stellung der Elemente im einfachen Verbalsatz. In: Linguistische Studien I = Sprache der Gegenwart 19, Düsseldorf 1972, S. 17 - 75. Dort auch die Bibliographie seiner bisherigen Studien und anderer Arbeiten zur deutschen Wortstellung.

- 13 Firbas, Jan: A note on transition proper in functional sentence analysis. In: *Philologica Pragensia* 8, 1965, S. 170 - 176.
- 14 Vgl. Dressler, Wolfgang: Funktionale Satzperspektive und Texttheorie. In: *Papers on FSP*; Fries, Udo: Textlinguistik. In: *Linguistik und Didaktik* 2, 1971, S. 219 - 234, bes. S. 229.
- 15 Firbas, Jan: On defining the theme in functional sentence analysis. In: *Travaux linguistiques de Prague* 1, 1964, S. 267 - 280.
- 16 Halliday, M.A.K.: Notes on transitivity and theme in English. In: *Journal of Linguistics* 3, 1967, S. 38 - 81, 199 - 244; 4, 1968, S. 179 - 215.
- 17 Sgall, Petr: Zur Stellung der Thema-Rhema-Gliederung in der Sprachbeschreibung. In: *Papers on FSP*.
- 18 Dahl, Östen: Topic and Comment: A study in Russian and General Transformational Grammar = *Slavica Gothoburgensia* 4. Göteborg 1969.
- 19 Boost, Karl: *Neue Untersuchungen zum Wesen und zur Struktur des deutschen Satzes*, Berlin 1955. Vgl. dazu Firbas, Jan: Bemerkungen über einen deutschen Beitrag zum Problem der Satzperspektive. In: *Philologica Pragensia* 1, 1958, S. 49 - 54.
- 20 Halliday, M.A.K.: Notes on transitivity and theme in English. In: *Journal of Linguistics* 3, 1967, S. 38 - 81, 199 - 244; 4, 1968, S. 179 - 215.
- 21 Zemb, Jean Marie: *Les liaisons dangereuses*. In: *Fragen der strukturellen Syntax und der kontrastiven Grammatik = Sprache der Gegenwart* 17, Düsseldorf 1971, S. 135 - 150; ders.: *Les structures logiques de la proposition allemande*, Paris 1968.
- 22 Vgl. *Untersuchungen über Akzent und Intonation im Deutschen = Studia grammatica VII*, Berlin 1966, mit Studien über die Akzentregeln von Paul Kiparsky und über die Intonationsregeln von Manfred Bierwisch.
- 23 Agricola, Erhard: Textstruktur aus linguistischer Sicht. In: *Wissenschaftliche Zeitschrift der Pädagogischen Hochschule "Dr. Theodor Neubauer" Erfurt/Mühlhausen, Gesellschafts- und sprachwissenschaftliche Reihe*, 7, 1970, Heft 2, S. 85 - 88. (T e x t s t r u k t u r)
- 24 Koch, Walter A.: *Vom Morphem zum Textem, Aufsätze zur strukturellen Sprach- und Literaturwissenschaft*, Hildesheim 1969, S. 210; Agricola, Erhard: *Semantische Relationen im Text und im System*, Halle/Saale 1969; dort weitere Hinweise auf Arbeiten zur Textlinguistik.
- 25 Daneš, František: Zur linguistischen Analyse der Textstruktur. In: *Folia linguistica* 4, 1970, S. 72 - 78; ders.: Functional sentence perspective and the organization of the text. In: *Papers on FSP*.

- 26 Vgl. die kritische Darstellung der Theorie von Daneš bei Gülich, Elisabeth/
Raible, Wolfgang: *Linguistische Textmodelle. Grundlagen und Möglichkeiten*,
München 1973 (im Druck).
- 27 Soweit nichts anderes vermerkt ist, sind alle zitierten Belege verschiedenen Fach-
texten entnommen. Von einem genauen Quellennachweis wurde abgesehen.
- 28 Vgl. E. Agricola, *Textstruktur*, S. 87.
- 29 Beneš, Eduard: Die Besetzung der ersten Position im deutschen Aussagesatz. In:
Fragen der strukturellen Syntax und der kontrastiven Grammatik = *Sprache der
Gegenwart* 17, Düsseldorf 1971, S. 160 - 182; bes. S. 168 f.
- 30 Zimmermann, Heinz: *Zu einer Typologie des spontanen Gesprächs*, Bern 1965,
S. 26 ff.
- 31 Engel, Ulrich: Syntaktische Besonderheiten der deutschen Alltagssprache. In:
Gesprochene Sprache – Jahrbuch 1972 = Sprache der Gegenwart 26, Düssel-
dorf 1973 (im Druck).
- 32 Vgl. dazu Uhlířová, Ludmila: On the quantitative analysis of clause and utterance
in Czech. In: *Prague Studies in Mathematical Linguistics* 4, Praha 1972, S. 107-128.
- 33 Daneš, František: Functional sentence perspective and the organization of the
text. In: *Papers on FSP*.
- 34 Svoboda, Aleš: The hierarchy of communicative units and fields as illustrated by
English attributive constructions. In: *Brno Studies in English* 7, Brno 1968,
S. 49 - 101.
- 35 Vgl. Harweg, Roland: Zur Textologie der daß-Sätze. In: *Zeitschrift für Dialekto-
logie und Linguistik* 39, 1972, S. 77 - 97.
- 36 Beneš, Eduard: Die sprachliche Kondensation im heutigen deutschen Fachstil.
In: *Linguistische Studien III, Festschrift für P. Grebe = Sprache der Gegenwart*
23, Düsseldorf 1973, S. 40 - 50.
- 37 *Texte gesprochener deutscher Standardsprache I, Erarbeitet im Institut für
deutsche Sprache (Forschungsstelle Freiburg i.Br.) = Heutiges Deutsch II, 1*,
München/Düsseldorf 1971, S. 119.
- 38 Brinkmann, Hennig: Reduktion in gesprochener und geschriebener Rede. In:
Gesprochene Sprache – Jahrbuch 1972 = Sprache der Gegenwart 26, Düssel-
dorf 1973 (im Druck).
- 39 Isačenko, A.V.: Kontextbedingte Ellipse und Pronominalisierung im Deutschen.
In: *Beiträge zur Sprachwissenschaft, Volkskunde und Literaturforschung (Fest-
schrift für W. Steinitz)*, Berlin 1965, S. 163 - 174.

- 40 Wittmers, Edith: Allgemeine Textgesetzmäßigkeiten als Ausgangspunkt der Erfassung stilbedingter Besonderheiten. In: Wissenschaftliche Zeitschrift der Pädagogischen Hochschule "Dr. Theodor Neubauer", Erfurt/Mühlhausen, Gesellschafts- und sprachwissenschaftliche Reihe, 7, 1970, Heft 2, S. 97 - 101.
- 41 Agricola, E.: Textstruktur, S. 85.
- 42 Gülich, Elisabeth/Raible, Wolfgang (Hrsg.): Textsorten. Differenzierungskriterien aus linguistischer Sicht = Athenäum-Skripten Linguistik 5, Frankfurt/M. 1972.
- 43 Rath, Rainer und Brandstetter, Alois: Zur Syntax des Wetterberichtes und des Telegrammes = Duden-Beiträge 33, Mannheim 1968.
- 44 Brandstetter, Alois: Das Telegramm und seine syntaktische Situation, ebd. S. 23 - 43.
- 45 Isenberg, Horst: Der Begriff 'Text' in der Sprachtheorie = ASG-Bericht Nr. 8, Berlin 1970 (maschinengeschrieben vervielfältigt).
- 46 Enkvist, Nils Erik: Wanted: A theme dynamics. Referat auf der IV. Tagung der Societas Linguistica Europea in Prag 1970.
- 47 Hausenblas, Karel: On the characterization and classification of discourses. In: Travaux linguistiques de Prague 1, 1964, S. 67 - 83, bes. S. 79 ff.
- 48 Vgl. Daneš, František: Functional sentence perspective and the organization of the text. In: Papers on FSP; den genannten antiken Termini begegnet man schon bei Dornseiff, Franz: Pindars Stil, Berlin 1921.
- 49 Harweg, Roland: Pronomina und Textkonstitution, München 1968, S. 156 f., 164, 297 ff.
- 50 Harweg, Roland: Textanfänge in geschriebener und gesprochener Sprache. In: Orbis 17, 1968, S. 343 - 388.
- 51 Beugel, Gabriele: Zur Syntax der Schlagzeile. In: Neue Beiträge zur deutschen Grammatik (Hugo Moser zum 60. Geburtstag gewidmet) = Duden-Beiträge 37, Mannheim 1969, S. 9 - 21; Sandig, Barbara: Syntaktische Typologie der Schlagzeile. Möglichkeiten und Grenzen der Sprachökonomie im Zeitungsdeutsch, München 1971.

KRITISCHE ÜBERLEGUNGEN ZUR TEXTSORTENLEHRE

Die Entwicklung der Linguistik in der jüngsten Vergangenheit ist durch eine signifikante Interessenverschiebung bestimmt: Nicht mehr die Sprache als System oder – was auf das gleiche hinausläuft – die Kompetenz eines idealen Sprecher/Hörers stehen im Mittelpunkt wissenschaftlichen Interesses, sondern die Varianzen der Sprachverwendung innerhalb des Kommunikations- und Interaktionsbezugs zwischen realen Sprachteilhabern. In dieser Entwicklung kann man – optimistisch – den Versuch sehen, die spezifischen Reduktionen des Sprachbegriffs, die in die jeweilige Gegenstandsbestimmung verschiedener Richtungen der neueren Linguistik eingegangen waren (z.B. die Fixierung auf den Satz begriff oder auf einen idealisiert-homogenen System begriff in der generativen Transformationsgrammatik usw.), zu überwinden: So betont etwa die Pragmalinguistik die Bedeutung des situativen (verbalen wie nonverbalen) Kontextes für das sprachliche Handeln, die Soziolinguistik geht dem vernachlässigten Zusammenhang von Sprachverhalten und Gruppenzugehörigkeit nach, die Textlinguistik thematisiert die Interdependenz von Sprachhandlungsorte und Kommunikationssituation, und die Psycholinguistik untersucht das Sprechen auf seinen Zusammenhang mit dem Denken und die Verbindung von Spracherwerb und anderen psychischen Prozessen.

Der gegenwärtige Boom dieser “Bindestrichlinguistiken”, wie sie gelegentlich abschätzig genannt werden, könnte aber auch dazu führen, daß die momentan zaghafte sich anbahnende (wissenschaftstheoretische/wissenschaftsdidaktische iSv v. Hentig¹) Diskussion über Konstitutions- und Verwendungszusammenhang der Linguistik abgeschnitten, weil für entbehrlich gehalten wird: Die Euphorie, die aus der Überwindung verengender Perspektiven vergangener Wissenschaftsphasen resultiert, macht ja nicht gerade sensibel dafür, daß der “Fortschritt” viel weniger Ergebnis einer innerwissenschaftlichen Grundsatzdiskussion über Gegenstandsbestimmung, Methodologie und Erkenntnisinteresse als etwa einer Übernahme außerdisziplinärer modischer Tendenzen ist – der Zusammenhang zwischen der Entwicklung der Soziolinguistik und dem starken sozialen und erzieherischen Engagement der ausgehenden 60er und beginnenden 70er Jahre ist ja mit Händen zu greifen –; und sie schärft

auch nicht den Blick dafür, daß auch in jede einzelne dieser Teildisziplinen wieder neue Reduktionen eingegangen sind, so daß schon jetzt – ohne Bedauern – vorhersagbar ist, daß sie sich weder auf lange Sicht als wohlabgegrenzte Wissenschaften mit voneinander klar unterscheidbarem Gegenstandsbereich etablieren werden noch daß eine von ihnen in d e r Weise zur Linguistik schlechthin avancieren wird, wie das eine Zeitlang die Syntaxtheorie konnte.

Auf einige Punkte im Zusammenhang dieser Problematik soll im folgenden kritisch eingegangen werden, und zwar am Beispiel der Lehre von den Textsorten, nicht um hier punktuell Verzeichnungen zu monieren, sondern um entschieden auf die Notwendigkeit einer wissenschaftstheoretischen und wissenschaftsdidaktischen Grundsatzdiskussion innerhalb der Linguistik aufmerksam zu machen.

Die Lehre von den Textsorten geht davon aus, daß die Verwendung von Sprache in realer Kommunikation sich orientiert an Einzelfaktoren wie Sprechintention, Hörererwartung, Rollenverständnis, Gegenstand, usw., die insgesamt die Sprechsituation bestimmen, daß diese Faktoren die Selektion einzelner sprachlicher Mittel aus dem gesamtsprachlichen Inventar steuern und daß diese Faktoren bei aller Varianz im einzelnen doch in ihrer Typik so konstant sind, daß sich bestimmten Situationen und in ihnen gegebenen Redekonstellationen ganz bestimmte feste Sprachhandlungsmuster zuordnen lassen, die ihrerseits von der Linguistik beschreibbar sind. Es gibt – so formuliert es S.J. Schmidt – “typische, patternmäßig festliegende und in einer Sprechergemeinschaft übliche (daher vorausgesetzte und erwartbare) ... Sprachhandlungssorten”². Diese Sprachhandlungs- oder Textsorten – als Muster mündlicher u n d schriftlicher Sprachverwendung – sind durch ihre Wiederkehr in vergleichbaren Situationen festgeworden und dadurch in den Status sozialer Normen erhoben, in dem Sinne, daß sie bei den Kommunikationspartnern erwartbar geworden sind und eine Mißachtung dieser Erwartungen unter Umständen Sanktionen nach sich ziehen kann.

Dieser Begriff der Textsorte hat etwas intuitiv ungemein Einleuchtendes an sich, vielleicht aber liegt es gerade daran, daß er bis heute ein im Grunde vortheoretischer Begriff geblieben ist, der noch an keiner Stelle in eine umfassende Texttheorie geschweige denn Kommunikationstheorie eingebaut ist³. Von verschiedenen Autoren wird er im Hinblick auf ganz unterschiedliche Phänomene gebraucht. B. Sandig z.B.⁴ benutzt ihn u.a. im Hinblick auf *Reklame*, *Diskussion*, *Kochrezept*, *Arztrezept* und *Gebrauchsanweisung*, S.J. Schmidt⁵

postuliert eine Textsorte *fiktionaler Text*, W. Dressler⁶ spricht von den Textsorten *Übersetzung* und *Gleichnis* und W. Kummer⁷ setzt eine Textsorte *Argumentation* an. Das heißt, der Begriff "Textsorte" wird einmal im Hinblick auf einen bestimmten Sprachhandlungstyp, ein andermal im Hinblick auf bestimmte Sprecherintentionen, ein drittes Mal im Hinblick auf bestimmte Sprecherstrategien gebraucht, die einen Sprachhandlungstyp mehr oder weniger prägen. Die Frage einer Zuordnung bzw. Hierarchisierung verschiedener Sprachhandlungstypen bleibt weitgehend undiskutiert, so z.B. das Problem, ob nicht etwa *Rezept* und *Gebrauchsanweisung* oder *Brief* und *Telegramm* sinnvollerweise als Unterarten größerer Gattungen angesehen werden sollten, oder die Frage, ob es nicht günstig wäre, etwa eine übergreifende Textsorte *Zeitung* anzusetzen, die sich gerade dadurch bestimmt, daß verschiedene bestimmbarere Untertypen unterschiedlichen Anspruchs zusammengefaßt werden, z.B. *Nachricht*, *Kommentar*, *Reklame*, *Wetterbericht*, *Rezension*, *fiktionaler Text* usw., obwohl evident ist, daß z.B. die Lektüre einer Zeitung durch eine intuitive Typenunterscheidung des Lesers gesteuert wird: Der Satz *Dieser Film ist der beste, der seit langem in A. gezeigt worden ist* wird ganz unterschiedlich rezipiert, je nachdem ob er in der Spalte *Filmkritik* oder im *Reklameteil* zu lesen ist.

Der Grund für diese Schwierigkeiten liegt freilich außerhalb der Linguistik – in einem Bereich, der einer allgemeinen Handlungswissenschaft zuzuweisen wäre, wenn es diese gäbe. Die Linguistik ist im besten Fall in der Lage, isolierten Kommunikationssituationen oder Redekonstellationen Textsorten zuzuordnen, sie kann also erst aktiv werden, wenn solche Kommunikationssituationen isoliert und fixiert sind, m.a.W. eine Texttypologie setzt eine Situationstypologie voraus, die es (noch) nicht gibt. Die Schwierigkeiten, die der Erstellung einer solchen Typologie entgegenstehen, lassen sich ermessen, wenn man sich die Probleme vergegenwärtigt, die sich bei der Bestimmung einzelner Kommunikationssituationen stellen: Denkt man sich einen konkreten Beobachter, der die Interaktion nur zweier Partner über eine längere Zeitdauer hin beobachtet (schon diese Vorstellung ist freilich wissenschaftstheoretisch einigermaßen problematisch), so könnte er zunächst nur ein fortdauerndes Kommunikationskontinuum registrieren. Intuitiv könnte er es gliedern in Phasen z.B. der Kooperation, der Diskussion, des Streits usw., d.h. so, wie auch bislang in der textsortenorientierten Linguistik untergliedert worden ist. Die Frage ist aber, auf welche Weise eine derartige Segmentierung theoretisch abgesichert und wissenschaftlich einwandfrei zu leisten ist. Um eine Stufe konkreter zu werden: Gesetzt, die beiden Kommunikationspartner seien Kin-

der, sie wären in einen Streit geraten, der Beobachter (beispielsweise der Vater) hätte ein Interesse daran herauszubekommen, wer "angefangen" hat. Bekanntlich weisen in derartigen Fällen häufig beide Partner glaubhaft dem jeweils anderen die Rolle des Initiators zu; dabei besteht nicht die geringste Möglichkeit herauszubekommen, wie es "wirklich" gewesen ist, weil es ein solches "Wirklich" außerhalb der Beziehungskonstellation der beiden Partner und unabhängig davon nicht gibt. Partner A kann zuerst eine grobe Vorkabel benutzt haben, aber darauf verweisen, daß Partner B ihm zuvor ironisch gekommen sei; der wiederum kann eine Äußerung von A als aggressiv verstanden haben usw. Beide Partner dechiffrieren die jeweiligen Kommunikationssignale des Partners aufgrund der Gesamtheit der vorangegangenen Kommunikationserfahrungen mit dem anderen und mit allen anderen Partnern; jeder hat von daher seine eigene "Wirklichkeit". Unter gleichen Bedingungen steht aber auch der außenstehende Beobachter: ihm sind die genannten Vorerfahrungen der beiden Kontrahenten per definitionem unzugänglich, dafür hat er eigene; seine "Wirklichkeit" kann daher wieder eine ganz andere sein als die der beiden unmittelbar Beteiligten. Welche soll nun gelten, wo doch jede Kommunikationshandlung von jedem Beteiligten mit gleichem Recht – behavioristisch gesprochen – als Reiz wie als Reaktion wie als Verstärkung betrachtet werden kann. Wer also kann theoretisch abgesichert ein Kommunikationskontinuum segmentieren?

Das Problem, um das es hier geht, ist in anderem Zusammenhang unter dem Stichwort *Interpunktion von Ereignisfolgen* von Watzlawick, Beavin, Jackson⁸ thematisiert worden, deren kommunikationstheoretische Ansätze zwar an mehreren Stellen in der Linguistik und insbesondere in der Sprachdidaktik Beachtung gefunden haben, von der Textsortenlehre aber merkwürdigerweise bisher überhaupt nicht rezipiert wurden.

Die bisher skizzierten Überlegungen waren auf den Komplex der Textsortendefinition gerichtet und – über das Problem der Situationstypologie – auf die wichtigere Frage nach der prinzipiellen Möglichkeit der Erstellung von Textsortenbeschreibungen. Aber unterstellen wir einmal, die hier aufgeführten Probleme seien gesehen und gelöst oder wenigstens über irgendeine Arbeitshypothese vorläufig ausgeklammert – *Es ist unbestritten, daß sich Textsorten intuitiv unterscheiden lassen*, heißt es im Klappentext eines soeben erschienenen Buches zum Textsortenproblem⁹. auch dann bleiben in der bisherigen Praxis der Textsortenlinguistik wichtige Gesichtspunkte unberücksichtigt.

Um zunächst zwei Punkte zu nennen, die zusammengehören: Es ist bislang nur an Texten gearbeitet worden, die

- a) in der Hochsprache realisiert und
- b) schriftlich emittiert worden sind.

Das heißt, daß der von der Soziolinguistik in den Vordergrund gerückte Gesichtspunkt, daß es nicht eine homogene deutsche Sprache, sondern eine Vielzahl von *Soziolekten* gibt, ebenso unberücksichtigt geblieben ist wie der innerhalb pragmalinguistischer Betrachtungsweise thematisierbare Gesichtspunkt des konstitutiven Unterschieds von mündlicher und schriftlicher Kommunikation. Wir gehen die beiden Komplexe im folgenden getrennt voneinander an, versuchen dabei aber, den Bezug zueinander im Auge zu behalten.

Durch die neuere Soziolinguistik ist die Aufmerksamkeit dafür (wieder) geweckt worden, daß unterschiedliche Gruppen über ein unterschiedliches sprachliches (insbesondere lexikalisches, partiell auch syntaktisches) Repertoire verfügen, eine verschiedene Sprache sprechen. Das ist auch dem Nichtlinguisten unmittelbar evident für lokal definierte Gruppen, denen Mundarten zuzuschreiben sind; es war auch schon immer vertraut für die einzelnen Berufe (um die Beschreibung von Fachsprachen bemüht sich die Sprachwissenschaft schon seit langem) und für die verschiedenen Altersgruppen; die Soziolinguistik hat nun mit der Sprachbarrierenhypothese insbesondere den Unterschied zwischen dem Sprachgebrauch der Mittelschicht und dem der Unterschicht in den Vordergrund gerückt und damit einem wichtigen Gesichtspunkt zum Durchbruch verholfen: daß nämlich diese verschiedenen Sprachen nicht für jedes Individuum frei wählbar sind, sondern daß manche innerhalb eines solchen "Soziolekts" gefangen bleiben, mit allen negativen Folgen für ihre gesellschaftliche Existenz.

Ist dies aber einmal gesehen und anerkannt, so ist es nicht mehr möglich, sich ausschließlich auf hochsprachlich realisierte Texte zu konzentrieren. Wichtig wird vielmehr zunehmend die Frage, welche Muster innerhalb verschiedener Soziolekte (bzw. in den verschiedenen gesellschaftlichen Gruppen) für prinzipiell miteinander vergleichbare Kommunikationskonstellationen (z.B. Begrüßung, Abschied usw.) ausgebildet sind, wobei auch damit gerechnet werden muß, daß es aufgrund des unterschiedlichen soziokulturellen Hintergrundes für die verschiedenen gesellschaftlichen Gruppen bestimmte Situations-typen und innerhalb der Soziolekte bestimmte Textsortentypen nicht oder aber besonders differenziert ausgebildet geben wird. Grundsätzlich jedenfalls bleibt festzuhalten, daß sich Textsorten nur relativ zu Soziolekten beschreiben lassen.

Mit der Beschränkung auf hochsprachlich realisierte Texte dürfte es auch zusammenhängen, daß bisher ausschließlich an Texten gearbeitet worden ist, die entweder ausdrücklich schriftkonstituiert sind oder aber – wie beispielsweise im Fall des Wetterberichts im Rundfunk – zwar mündlich emittiert werden, zuvor aber schriftlich konzipiert worden sind. Eine Ausnahme von dieser Praxis bildet lediglich die Forschungsarbeit der Arbeitsstelle “Gesprochene Sprache” des Mannheimer Instituts für deutsche Sprache in Freiburg/Breisgau¹⁰, die aber charakteristischerweise auch noch keine Textsortenbeschreibung vorgelegt hat.

Eine derartige Beschränkung ist nun aus theoretischen Gründen anfechtbar, selbst wenn sie sich auf das zunächst einleuchtend scheinende forschungsökonomische Argument stützt, daß die Analyse schriftlicher Texte wegen der beliebigen Reproduzierbarkeit von einer sicheren Materialbasis her möglich sei, mündliche Texte dagegen sinnvollerweise erst dann untersucht werden können, wenn aus der Arbeit an schriftlichen Texten hinreichend gesicherte Analyse Kriterien entwickelt worden sind. Damit wird nämlich unterstellt, daß für mündliche Kommunikation grundsätzlich die gleichen Bedingungsfaktoren gelten wie für schriftliche Kommunikation, und es wird von der prinzipiellen Übertragbarkeit der Regularitäten von der einen auf die andere Situation ausgegangen. Daß das nicht möglich ist, haben dem Schulpraktiker schon immer die Aporien gezeigt, in die Regeln wie “Schreibe, wie du sprichst” oder “Antworte in ganzen Sätzen” geführt haben. Zu *s c h r e i b e n*, wie man spricht, ist deswegen nicht möglich, weil Sprechen weit situations- und kontextgebundener abläuft als Schreiben, und in ganzen Sätzen zu *s p r e c h e n* ist nicht nötig, weil damit in das Sprechen ein Typ von Redundanz hineinkommt, der die Kommunikation eher behindert als fördert¹¹. Diese Redundanz resultiert daraus, daß in der mündlichen Kommunikation vieles (den Kommunikationspartnern bewußt oder nicht) über nonverbale Mittel signalisierbar ist, angefangen bei Mimik, Gestik und Tonfall bis hin zur leichteren Beziehbarkeit auf den konkreten außersprachlichen Kontext. Die verbalen Äußerungen können dabei durch nonverbale nicht nur verstärkt und ergänzt, sondern auch situiert und interpretiert werden; das geht so weit, daß gleiche verbale Sequenzen je nach Begleitung durch nonverbale Mittel völlig unterschiedlich gedeutet werden können. Eine viel geringere Rolle spielen die nonverbalen Elemente in der schriftlichen Kommunikation, wo sie in weit geringerem Maße zur Verfügung stehen. Dafür ist der ganze Bereich der schriftlichen Kommunikation *s p r a c h l i c h* (= lexikalisch und syntaktisch) viel stärker normiert als der der mündlichen Kommunikation, d.h. es

werden im Brief, im schriftlichen Antrag, in der Annonce usw. sprachlich viel engere Grenzen gesetzt als im mündlichen Gespräch.

Es liegt nahe zu vermuten, daß die Konzentration der Textsortenlinguistik auf schriftliche Texte hier ihre Hauptursache hat: Die Beschreibung schriftlicher Texte und die Abstraktion auf dahinter stehende Textsortenregularitäten läßt sich wegen der erwähnten stärkeren sprachlichen Normiertheit bei Beschränkung auf rein sprachliche Phänomene durchaus ein Stück weit vorantreiben. Es ist nur festzuhalten, daß hier das Prinzip der Auswahl nicht die Repräsentativität oder soziale Relevanz von Kommunikationssituationen ist, sondern der Grad ihrer Beschreibbarkeit von einem bestimmten Ansatz her, und das heißt, daß von der Tatsache her, daß sich für den Wetterbericht¹², das Kochrezept¹³ und das Telegramm¹⁴ in Annäherung wenigstens "Textsortenbeschreibungen" erstellen lassen, nicht geschlossen werden darf, daß das in anderen Bereichen ebenfalls möglich ist. Mindestens Beschreibungen von Phänomenen der mündlichen Kommunikation stehen vor komplexeren Schwierigkeiten.

Dieses insgesamt pessimistische Urteil läßt sich durch einen weiteren Hinweis auf Watzlawick, Beavin, Jackson¹⁵ erhärten. Nach dem kommunikationstheoretischen Ansatz dieser Autoren ist für jeden Kommunikationsakt ein *Inhalts-* und *Beziehungs-*aspekt zu unterscheiden, d.h. innerhalb des Kommunikationsakts signalisieren die Partner einander einerseits laufend ihre Sachansichten, Überzeugungen, kognitiven Annahmen usw. (= Inhalte), andererseits signalisieren sie einander ihre psychisch-emotionale Einstellung zueinander sowie die Weise, in der sie sich selbst und den Partner innerhalb des gesellschaftlichen Kontextes sehen, also als übergeordnet oder untergeordnet, als abhängig oder dominant usw. (= Beziehung). Sowohl Inhalts- als auch Beziehungsinformationen können nun verbal und nonverbal gegeben werden. Unter den Bedingungen der mündlichen Kommunikation gilt dabei, daß für die Inhaltsinformationen das verbale Medium dominiert (weil es dafür differenzierter ist), während für die Beziehungsinformationen das nonverbale Medium dominiert (weil es intensiver ist); damit ist einmal die Quantität der kommunikativen Handlungen gemeint, zum andern die Prävalenz von Signalen eines Mediums im Falle des Divergiereins von Verbalem und Nonverbalem. In der schriftlichen Kommunikation, für die – wie schon gesagt – Nonverbales weitgehend ausfällt, müssen nun auch die Beziehungsinformationen über das verbale Medium laufen. Hier liegt ein Grund für die oben genannte stärkere Normiert-

heit des schriftlichen Verkehrs: sie bietet u.a. eine Schranke gegenüber möglichen Beziehungskonflikten. Lenkt man aber noch einmal den Blick zurück auf die Gegebenheiten der mündlichen Kommunikation und vergegenwärtigt man sich die potentielle Vielfalt der Beziehungsdifferenzierungen, die innerhalb eines Kommunikationsakts auftauchen können und sich zwar verbal nur zum allergeringsten Teil niederschlagen, aber doch da sind und wirken, so muß zugestanden werden, daß dieses von der Sache her überaus komplizierte Geflecht, um dessen Beschreibung sich Psychologie und Soziologie mit überschaubarem Erfolg bemühen, in der Textsortenlinguistik bislang so gut wie gar nicht beachtet worden ist und wohl auch nur höchst unvollkommen berücksichtigt werden kann. Bisher zumindest ist in der Textsortenlinguistik aus dem Gesamt dessen, was Watzlawick et al. unter dem Beziehungsaspekt zusammengefaßt haben, einzig der Aspekt des Rollenverständnisses berücksichtigt worden, aber auch die Art und Weise, in der das geschehen ist, ist problematisch: Implizit wird nämlich immer unterstellt, daß die Rollen der Kommunikationspartner innerhalb einer Situation prinzipiell konstant bleiben bzw. es wird allenfalls angenommen, daß ein gegenseitiger Austausch zwischen ihnen stattfinden kann. Nicht in Betracht gezogen wird, daß sich aufgrund von Faktoren, die aus dem weiteren Bereich des Beziehungskomplexes ebenso wie aus dem Inhaltskomplex wirksam werden können, sowohl unterschiedliche Rollenangebote an die Partner ergehen können als auch eigenen Rollendefinitionen vorgenommen werden können. M.a.W. bedeutet das, daß es innerhalb eines prinzipiell interaktionistisch zu definierenden Bereichs, wie das die Textsortenlehre notwendig sein muß, nicht möglich ist, mit isolierten Variablen zu arbeiten.

Eine weitere Verkürzung, die mit der soeben angesprochenen in Zusammenhang steht, liegt in dem in der Textsortenlehre zugrundegelegten *I n t e n t i o n s* begriff. Der Begriff der Intention spielt an vielen Stellen, wo Textsortenbeschreibungen versucht worden sind, eine wichtige Rolle, zumeist in der Form: Man will einen anderen belehren, will ihn um etwas bitten, will eine Auskunft oder dgl. Eine derartige Auffassung von der eine Kommunikationssituation strukturierenden Intentionalität läßt aber die von der Psychologie aufgewiesene Erkenntnis außer acht, daß Kommunikation vielfach von Antrieben gesteuert ist, die den Kommunikanten gar nicht bewußt sind. Wenn ein Lehrer dem Vater eines schwachen Schülers rät, sich nicht abends nach angestrenzter Arbeit noch mit seinem Sohn hinzusetzen und ihm die Regeln des ablativus absolutus zu erklären, so tut er das deswegen, weil er von der Gefahr weiß, daß vielfach in derartigen Situationen nicht die "ober-

flächenstrukturell” aufweisbare Intention, dem Jungen zu helfen, die Kommunikationssituation bestimmt, sondern die Machtkampfkongstellation zwischen enttäuschem Vater und lernunwilligem Sohn, in der es der Vater viel stärker darauf anlegt, dem Sohn zu zeigen, wie wenig er kann, als ihm etwas zu erklären. Diese “tiefenstrukturelle” Intention aber kommt in der Textsortenbeschreibung gar nicht in den Blick. Ein ähnlicher Fall liegt vor, wenn innerhalb einer Situation, in der Schweigen peinlich ist, der eine Kommunikationspartner nur eine Frage stellt, um das Schweigen zu überwinden, aber nicht, weil er wirklich eine Frage beantwortet haben will.

Das Problem der Textsorten ist nur ein eng begrenztes Phänomen innerhalb der Gesamtproblematik der Linguistik, und die vorgetragenen Überlegungen haben nur einen Teil der hier möglichen Fragestellungen berührt. Schon innerhalb dieses engen Rahmens aber dürfte deutlich geworden sein, in welche Aporien eine Linguistik zu geraten droht, die selektiv einzelne Faktoren verabsolutiert und dafür an anderen Stellen voreilig Fragestellungen abschneidet. Die Alternative dazu liegt in einer allgemeinen Linguistik, die sich durch ausdrückliche Reflexion auf ihren Konstitutions- und Verwendungszusammenhang als Kommunikationswissenschaft konstituiert – wie es z.B. H. Glinz immer wieder postuliert hat.

Anmerkungen

- 1 Vgl. v. Hentig, Hartmut: Wissenschaftsdidaktik, In: Wissenschaftsdidaktik – Referate und Berichte von einer Tagung des Zentrums für Interdisziplinäre Forschung der Universität Bielefeld am 11. u. 12. April 1969, Hrsg. v. v. Hentig, Hartmut, Ludwig Huber, Peter Müller, 5. Sonderheft der Neuen Sammlung (Göttingen) 1969, S. 13 - 40.
- 2 Schmidt, Siegfried J.: Bedeutung und Begriff, Zur Fundierung einer sprachphilosophischen Semantik, Braunschweig 1969, S. 27.
- 3 Vgl. dazu Gülich, Elisabeth, Wolfgang Raible (Hrsg.): Textsorten – Differenzierungskriterien aus linguistischer Sicht, Frankfurt 1972, S. 1 - 5.
- 4 ebd. S. 118.
- 5 ebd. S. 59 ff.
- 6 ebd. S. 98 ff.
- 7 ebd. S. 25 ff.

- 8 Watzlawick, Paul, Janet H. Beavin, Don D. Jackson: Menschliche Kommunikation. Formen, Paradoxien, Störungen. Bern, Stuttgart, Wien ³1972, S. 57 - 61.
- 9 Gülich/Raible: Textsorten. Frankfurt 1972.
- 10 Vgl. Texte gesprochener deutscher Standardsprache I. München, Düsseldorf 1971, und: Forschungen zur gesprochenen Sprache und Möglichkeiten ihrer Didaktisierung. München 1971.
- 11 Detaillierter dazu Boettcher, Wolfgang, Jean Firges, Horst Sitta, Hans Josef Tymister: Schulaufsätze – Texte für Leser. Düsseldorf 1973, S. 16.
- 12 Sandig, Barbara: Probleme einer linguistischen Stilistik. In: Linguistik und Didaktik 3, 1970, S. 179 - 184.
- 13 ebd. S. 184 - 186.
- 14 Brandstätter, Alois: Das Telegramm und seine syntaktische Situation. In: Rath, Rainer, Alois Brandstätter (Hrsg.): Zur Syntax des Wetterberichts und des Telegramms (= Duden-Beiträge 33). Mannheim 1968, S. 23 - 43.
- 15 Watzlawick, Beavin, Jackson: Menschliche Kommunikation. S. 53 - 56.

TEXTSORTEN UND SOZIOLEKTE

Funktion und Reziprozität in gesprochener und geschriebener Sprache

I

Die Frage der "Textsorten"¹, genauer: die der Abgrenzung und Beschreibung von bestimmten situationstypischen Verwendungsweisen mündlicher und schriftlicher Sprachäußerung, welche zu mehr oder minder festen und gesellschaftlich sanktionierten Sprech-/Schreibhandlungsmustern geworden sind, hat in der wissenschaftlichen Diskussion der letzten vier Jahre einen immer größeren Raum eingenommen und hat neuerdings sogar im Deutschunterricht der Schule Eingang gefunden².

Dieser Vorgang ist wohl im Zusammenhang zu sehen mit der Aktualisierung des Interesses für die Formen der schichtenspezifischen Sprachverwendung. Die noch unzureichenden Beschreibungsversuche soziologisch die Sprachgemeinschaft gliedernder sprachlicher Stratifikationen hatte man indessen allzu schnell in schulerzieherische Handlungsanweisungen umgesetzt; zumal wo diese von der axiomatischen Annahme einer universalen kognitiven Höherwertigkeit des Sprachcodes der sog. "Mittelschicht" vor dem der "Unterschicht" ausgingen, führten sie bald in eine didaktische Sackgasse.

Im Teil I der vorliegenden Studie soll nun versucht werden, Übergänge aufzuzeigen von situationstypischem zu situativ reglementiertem Sprachverhalten und schließlich zu gruppenunterscheidenden Codierungsweisen, prägnant: von Redeverwendung zu Redewendung, von rekurrenter sprachlicher zu erwartbarer Sprachform. "Soziolekt" und "Textsorte" werden dabei als zwei aufeinander beziehbare, sich komplementierende selektive Sprachstrategien angesehen.

Im Teil II soll – in eher lockerer Verbindung dazu – auf konstitutive Merkmale der mündlichen und schriftlichen Sprachverwendung eingegangen werden, welche sich mit ihren differenten Regeln und Strategien als generische Sprachformen abbilden lassen: einerseits in Analogie zu den pragma-determinierten "Textsorten" im Feinbereich der Redeklassifizierungen, andererseits (die normierte Schriftsprache) als eine Art Groß-Soziolekt von "Schreibern", mit einem speziellen Regelinventar, von dem einiges von originärer Mündlich-

keit charakteristisch Abweichende erörtert werden soll.

Man kann nicht sagen, daß die Auseinandersetzung auf dem Zwischengebiet von Soziologie und Linguistik bisher zu einer sehr fruchtbaren Kooperation der beiden Disziplinen, schon gar nicht, daß sie zu einem überzeugenden Modell der sozial gebundenen sprachlichen Subsysteme geführt hätte. Immerhin aber haben die Diskussionen zu einigen Konsequenzen geführt, nicht zuletzt darin, daß die historischen, kulturellen und sozialen Funktionen der hochsprachigen Normen genauer gesehen werden und deren Unbedingtheitsanspruch nicht mehr durchaus unbefragt hingenommen wird.

Aber für die wissenschaftliche Beschreibung der Sprache-/Handlungs-Interferenz, die nicht lediglich vor dem Hintergrund sozialer, geschweige denn: schulbildungsbedingter Bevölkerungsschicht-Einteilung durchführbar scheint, sind zwar Ansätze, aber noch keine ausreichende Theorie entwickelt worden. Das liegt z.T. auch an dem fehlenden Konsens selbst über die Definition von "Text"³ mit seiner pragmatischen Einbettung in den Gesamtkomplex menschlicher Kommunikation, von wo aus erst eine adäquate Segmentierung von Beschreibungsebenen möglich wäre, und liegt – damit zusammenhängend – an der Unschärfe, unter der die Darstellung der Zuordnung, Bedingtheit und Reziprozität von sozialer Klasse, Schicht, Status, Rolle und individuell-interessenorientierter Intentionalität leidet. Es ist danach kaum verwunderlich, daß offenbar auch noch keine voll befriedigende Definition von "Soziolekten" geleistet ist, weder nach ihrer Genese noch nach ihrer Funktion.

Das verstärkte Interesse, das nun ein Teil der Linguistik der Frage nach der situativen Spezifik der Sprachverwendung und dem Textsortenproblem zuwendet, hängt möglicherweise mit dem Unbehagen darüber zusammen, daß man in der Soziolinguistik aus statistisch beobachteten Sprachakten allgemeine Sprachcodes abstrahiert hatte und diese allzu statisch den einzelnen Benutzergruppen zuordnen wollte; dabei blieb gelegentlich unklar, ob von einer empirisch festgestellten Gruppe auf deren Sprachform, oder umgekehrt von der Sprachform auf die Gruppe Schlüsse gezogen wurden.

Folgerichtig kam man dann wieder dahin, wo man z.T. früher auch schon war: in den komplexen "Idiokompetenzen" Bündelungen von parallelen, partiell sich überschneidenden, ausschließenden oder ergänzenden soziolektalen Sprachverwendungsmustern anzusetzen. Je nach Beschreibungsabsicht wurde mit den Soziolekten in Verbindung oder Opposition gebracht – und gegebenenfalls vor der Matrix eines "elaborierten" oder "restringierten" Codes

aufgeteilt –, was an Klassen bzw. Sprachform-Oppositionen bereits bestand: Dialekte, Mundarten und Regionalsprachen- dann Schrift-, Literatur-, Hoch- oder Gebildetensprache versus Alltags-, Familiär-, Umgang- oder Vulgärsprache, mit Slang, Jargon, (Argot), Rotwelsch usw., schließlich Berufs- und Fachsprachen sowie klassen-, rollen-, alters-, geschlechts-, ideologiespezifische Sprachen versus situationsspezifische Sprachverwendungen.

Daß auch für wissenschaftliche Beschreibung diese begrifflichen Abhebungen nützlich sein können, ist erwiesen, wiewohl es nicht überflüssig zu sein scheint, immer darauf hinzuweisen, daß sie natürlich als “Sprache” zumeist gar nicht existieren und daß es schon dem Versuch gleiche, dem “ideal speaker” empirisch auf die Schliche zu kommen, wollte man hier saubere Soziolekt-Kompetenzen synthetisieren. Die Vielfalt teilweise durchaus synonyme, teilweise nur in Nuancen voneinander abweichender Termini legt auch zumindest nahe, daß die Designate selbst auch teilweise ineinander übergehen können, nicht nur sich assoziiert in ein und derselben Person finden.

Es wäre demnach wenig sinnvoll, terminologisch-definitivische Fragen weiter treiben zu wollen, sondern es ginge darum, ob die einzelnen sprachlichen Formen selbst vielleicht weniger statische Größen als faktoriell sich zueinander verhaltende sind, auch je innerhalb der Idiokompetenz. Der Algorithmus der funktionalen Variabilität kann gesehen werden in den Intentionen⁴, die weitgehend gesteuert sind von (Sach-)Verhalten, die dem reinen Linguisten bisher wenig zugänglich waren, nämlich von dem umfassenden pragmatischen Kontext, ohne den eine natürliche Sprache nicht existiert und nie existiert hat. Zusammen mit der Gesamtheit aller Weisen des bewußten (und z.T. auch unbewußten) Sich-zueinander-Verhaltens kann man dafür das schon zum Allergeweltswort werdende “Kommunikation” verwendet finden.

Nun ist die These von der situativ-funktionalen Variabilität der Sprachformen an sich natürlich überhaupt nicht neu⁵, besonders nicht im Bereich der Semantikforschung, – als welche, mittelbar oder unmittelbar, ja jede Sprachwissenschaft zu verstehen wäre –: man mag an die “funktionalen Stile” der Prager Strukturalistenschule oder an die neuerdings wieder verstärkt Beachtung findende⁶ Sprachspieltheorie des späten Wittgenstein denken, wie sie z.B. auf die Ausweitung (oder: Aufgabe?) des Textbegriffs in S.J. Schmidts Theorie der “kommunikativen Handlungsspiele”⁷ von einigem Einfluß gewesen ist; oder es können in diesem Zusammenhang auch die neueren, an die Sprechakttheorien von Austin und Searle anknüpfenden Arbeiten von Maas und Wunderlich u.a.⁸ gesehen werden.

Hinweise auf eine Übergängigkeit oder Interdependenz der “Textsorten” mit Soziolekten aber gibt es in der Literatur m.W. selten⁹.

Nun könnte man Soziolekte (als Sprachformen) und Textsorten (als situationstypische Sprachverwendungsweisen) zugeordnet sehen etwa in der Art von “Zettel” und “Einschlag”: die Angehörigen bestimmter Bevölkerungsschichten oder Berufsschichten, die ein bestimmtes schichtenspezifisches Inventar an Ausdrucksweisen internalisiert haben, durchlaufen in ihrem Alltag – wie alle Menschen – bestimmte immer wiederkehrende Situationen, die zu Sprachhandeln Anlaß geben. Die Summe derjenigen Sprachhandlungen, die (a) bestimmte Rekurrenzen aufweisen und (b) Selektionen aus dem trügersprachigen Gesamtinventar aufrufen, die auf charakteristische Weise von denen anderer Bevölkerungsgruppen (oder der ganzen übrigen Sprachgemeinschaft) unterschieden sind, könnte dabei als “Sozioperformanz” bezeichnet werden, aus welcher sich dann eine Soziolektgrammatik entwickeln lassen müßte. Die Frage nach deren Verhältnis zum gesamtsprachigen Trügersystem wäre mit der nach der Situationshäufigkeit, mit der die typischen Äußerungsweisen geübte Kommunikationsakte initiieren können, identisch. M.a.W., der jeweilige Geltungsbereich wäre empirisch zu bestimmen und in ein Verhältnis zu setzen zu dem Restbereich der pragmatischen Sprechfälle, wo die speziellen Äußerungsweisen keine ungestörte Verständigung ermöglichen, bzw. wo keine gruppenspezifische Selektionen vorhanden sind.

Man könnte sich nun die – je aufgerufenen oder nicht aufgerufenen – schichten spezifischen Äußerungsweisen, die vom Lexikalischen, Grammatischen, Phonomorphischen, den transphrastischen Junktionen bis zum Topischen und Stilistischen (was immer das sei) gehen, auf einem Koordinatenschema veranschaulicht, etwa so dargestellt denken:

	Begrüßung	Witz	Biertisch	Ehezwist	argumentat. Streit	Entschuldigungsbrief an Lehrer der Tochter	usw.
Teenager	+/-	+	+	*	+	*	
Rentner	-	-	+/-	-/*	+/-	-/*	
Industrie- arbeiter	+/-	+	+	+/-	+/*	-	
Philologe	-	+/-	-	-	-	-	
Hausfrau	-	+	*	+	+/*	-	
usw.							

(+) = distinkt vom normalsprachigen Trägersystem

(-) = indistinkt vom normalsprachigen Trägersystem

(*) = in der Gruppe regelhaft nicht realisiert

(die waagerechten Spalten wären als Soziolekte, die senkrechten als typische Sprachverwendungssituationen (Textsorten) zu definieren,)

Daß das Schema in dieser Form aber nicht akzeptabel ist, nicht nur weil es stark simplifiziert und auf zu vielen Unbekannten beruht, liegt auf der Hand.

In die äußerlich stereotypen Situationen – gleich, ob sie unfreiwillig sind oder gewählt – sind eingegangen und gleichsam materialisiert Intentionen, zu denen nun aber eine oder mehrere weitere hinzutreten können, z.B. bei vorsätzlich situationsinadäquatem Verhalten: von dem Schnippchen, das man scherzhaft den Normen schlägt, bis zur bewußten Provokation. Solche normdurchbrechenden Handlungsstrategien erzeugen nun aber ihrerseits charakteristisch feste und erwartbar werdende Realisationen, ohne daß das primäre Normensubstrat seine Normalverbindlichkeit einbüßen müßte. Das würde, übersetzt auf das Schema bedeuten, daß dieses sich durch die – je mögliche oder nicht mögliche – Varianten-“Textsorte”: “Normendurchbrechung” verdoppeln könnte.

Zum ändern würde das Schema lediglich die Situation vom Aspekt des Emittenten und des relationalen Objekts her beschreiben, die Besonderheiten des Hörerbezugs blieben unberücksichtigt. Denn es bedeutet doch jeweils eine besondere Komponente, w e n man begrüßt, v o r w e m man einen Scherz macht usw.

Zwar könnte dem mit Recht entgegengehalten werden, daß bei den Situationstypen sich zu soziolektalen Textsorten ausprägende Sonderformen ja nur dann jeweils akut würden, wenn es sich um ingroup-Verhalten handelt, d.h. wo zwei Partner über eine annähernd gleiche schichtenspezifische Kompetenz verfügen; sonst würde sich eben der Sprecher an eine andere, gegebenenfalls allgemeiner verbindliche Sprach- und Handlungsnorm halten.

Es sind jedoch gerade die bei stärker differierenden individualen Kompetenzen sich ergebenden sprachlichen Kontaktverhältnisse, die bei der Beschreibung von Kommunikationsstrukturen unsere Beachtung verdienen, insofern nämlich eine bestimmte "Anpassungskompetenz" in die Beschreibung der einzelnen Soziolekte ebenso wie in die der intentionalen Realisierungen hineingehört. Es wäre sonst von vorn herein klar, daß etwa Textsorten wie "Schriftverkehr mit Behörden" in das Schema vertikal gar nicht hineingehören könnten und lediglich horizontal etwa als Soziolektform "Amtsdeutsch" gruppenspezifisch für Büroarbeiter figurieren könnten.

Andererseits spielen aber auch bei ingroup-Verhalten spezifische, sich aus der Beziehungsebene¹⁰ oder generell sich aus dem Bekanntheitsgrad der Partner ergebende Differenzierungen eine Rolle, die alle ebenfalls unter die allgemeine Kategorie "Absicht"¹¹ subsumierbar wären. Es scheint unter diesem Aspekt als zumindest eine wichtige zusätzliche Determinante die partnerbezogene, nicht notwendig individuell isoliert zu sehende, sondern ebenfalls typisierbare Intention in ein solches Schema eingebracht werden zu müssen, welches dann wohl dreidimensional zu sein hätte.

Aber selbst bei Berücksichtigung dieser Einwände erschiene das Schema noch zu statisch. Denn wie unterscheiden sich festwerdende Gebrauchsmuster sprachlicher Äußerung innerhalb bestimmter, eng eingrenzbarer Situationen, die wir oben als "konkretisierte Intentionalität" bezeichnet haben, von den ebenfalls auf bestimmte "Makro-Situationen" bezogenen Gruppensprachen anders als eben durch quantitative bzw. frequentative Kriterien? Ist das, was man unter "Berufssprache" versteht, etwas kategorial anderes als eine für bestimmte Personenkreise immer wiederkehrende typische pragmatische Situation, die ihre Ansprüche sofort verliert, wo eine Milieuänderung stattfindet?— Zwei Ingenieure unterhalten sich in Rimini allenfalls einmal anspielungsweise — d.h. scherzhaft — in ihrer Berufssprache (oder aber sie haben das Problem der Trennung von Arbeits- und Freizeitwelt auf ihre Weise gelöst; das kommt ja vor); und wiederum — im Betrieb: ein Ingenieur unterhält sich mit einer Putzfrau (wenn überhaupt, dann) natürlich keinesfalls in seiner Fachsprache.

Sind aber die sog. Berufs- oder Fachsprachen nichts anderes als Sprachverhaltensweisen, die auf bestimmte personelle und pragmatische Konstellationen situativ eingrenzbar sind, so wäre doch zu fragen, wodurch sich dann etwa eine Kanzel- oder Kathederrede als ausgezeichnete "Textsorte" davon unterscheidet, außer vielleicht dadurch, daß diese frequentativ nicht (oder: noch nicht) so um sich gegriffen hat, daß ihr spezielle Berufe zukämen (wobei am Beispiel der akademischen Kathederrede – wenigstens bis 1968 – überhaupt noch zu reden wäre). M.a.W. die Sakralsprache etwa als "Fachsprache" des Klerus kann nur deshalb als eine Art Soziolekt gelten, weil sie außer der Kanzelrede (= Predigt) noch einige andere Redetypen in berufsspezifischer Bündelung mitumfaßt (Hochzeits- und Grabreden etwa), eine Implikation, die allerdings lediglich auf sozial-arbiträrer Funktionskopplung basiert. Nichts hindert die – historisch ja gar nicht abwegige – Vorstellung, daß sich aus dem Berufsbereich des Geistlichen der des "Predigers" ablösen könnte, dem dann wahrscheinlich eine eigene, den übrigen geistlichen Funktionen allenfalls noch nahestehende Berufssprache zugeschrieben werden könnte.

Ein anderes Beispiel: Es gibt die "Textsorte" der Begrüßung und auch der Unterhaltung in einer Festgesellschaft. Doch es kann das für jemanden auch zum Metier werden – man spricht dann vom "Conferencier". Redet dieser nun während seiner professionellen Arbeit ständig eine bestimmte Textsorte? Man könnte es sagen. Entwickelt sich daraus etwas wie eine Berufssprache? Oder sollte man vielleicht den existierenden Begriff der "Rollensprache" hier für einen Zwischenbereich ansetzen?

Eine eindeutige Unterscheidung ist nicht leicht zu treffen. Immerhin wäre das Schema schon jetzt – abgesehen auch von der noch ausgelassenen dritten Dimension der oben erwähnten spezifisch partnerbezogenen Redeintention – so zu dynamisieren, daß Textsorte und Soziolekt nicht wie Abszisse und Ordinate rechtwinkelig aufeinanderstoßen; denn es scheint, daß sich nach den auf eine Personengruppe beschränkbar quantitativen und frequentativen Anwendungsaufforderungen so etwas wie Gruppen- oder Schichtensprachen aus den Textsorten herausbilden.

Es ist natürlich auch möglich, in den Textsorten lediglich so etwas wie zirkumstantielle Motivierungen zu sehen, die funktional vergleichbare verbale/pragmatische Reaktionen hervorrufen; hier läge indessen u.E. eine für die Linguistik durchaus unergiebige Isolierung des Textsortenbegriffs auf pragmatische Auslösefaktoren vor, oder aber es gäbe sich die Gefahr, daß der ohnehin

strapazierte Performanz-Text-Begriff noch weiter aufgebläht würde (wenn eben als Begrüßungs“text” auch Kuß oder Kinnhaken gälte).

Zusammenfassend und folgernd läßt sich sagen:

Wenn “Soziolekte” sprachliche Interaktionsmuster sind, die ihre Besonderheit, nämlich ihren vor dem Hintergrund einer weitläufig gültigen Standard-(Träger-)Sprache personell relativ eng abgrenzbaren Geltungsbereich haben, dann können diese besonderen kommunikativen Strategien entweder so gesehen werden, daß sie fakultativ jederzeit an die Stelle des standardisierten Trägersystems (Hochsprache, evtl. Dialekte) treten, oder aber als bestimmte sprachliche Handlungsspielregeln situationsbedingt nur dann einsetzbar sein, wenn die entsprechenden kontextuellen Bedingungen gegeben sind. Diese beziehen sich dann im Regelfall auf für einen limitierten Personenkreis wichtige Ausschnitte aus der umgebenden natürlichen/kulturellen Umwelt. Dieses letztere ist z.B. bei den Berufs- und Fachsprachen der Fall, aber auch bei den ausgezeichneten Soziolekten wie Vulgär-, Familiär-, Literatursprachen, welche unter gewissen Bedingungen auch als Rollensprachen definiert werden könnten.

Die weitestgehende Parallelität zu den standardisierten Sprachsystemen, die wohl die regionalen “Soziolekte” = Dialekte für sich beanspruchen können (da sie über lexikalische und – seltener – syntagmatische Optionen hinaus auch noch solche phonologischen Charakters haben, so daß hierüber auch die durch situativ spezifische Selektionen nicht erfaßten Einheiten für das Dialektsystem reklamiert werden können) sind nicht anders zu betrachten. Denn sie können unter dem akzidentiellen Gesichtspunkt beschränkter regionaler Geltung einen zwar relativ umfangreichen Ausschnitt aus der Universalität der uns umgebenden Wirklichkeit aktivieren, sie sind nichtsdestoweniger aber, phänomenal und synchron betrachtet, vornehmlich auf einfache Lebensverhältnisse und Arbeitsvorgänge tradierter Berufe zugeschnitten. Sie sind damit schichtenspezifische Sprachverwendungsweisen, die wenige dominante, den betreffenden Benutzerschichten insbesondere zugängliche Wirklichkeitsbereiche und nur – oder hauptsächlich – diese reflektieren. Sie können jedoch nicht als schichtenspezifisch betrachtet werden, wo sie (a) als regional(/national) distinktives Merkmal besondere Pflege aller gesellschaftlicher Gruppierungen erfahren¹², (b) sich als residuale phonomorphe Einfärbung noch nachweisen lassen. Manifeste Soziolektalität erweist sich hingegen z.B. in einzelnen Unterbereichen traditioneller Landwirtschaft, die primär in dialektalen Lexemen erschlossen sind, aus denen sich im wesentlichen erst mit der lite-

rarisch-wissenschaftlichen Eingemeindung des Sachbereichs die standard-sprachigen Äquivalenzen herausgebildet bzw. emanzipiert haben – was für manche Dinge oder Vorgänge z.T. noch gar nicht stattgefunden hat.

Die meisten vorthoretischen Bestimmungen von “Textsorten” nun laufen darauf hinaus, daß sie einfach Konventionalisierungen von situationsbedingten Sprachstrategien sind. Die Situationen, die die besonderen Optionen/Selektionen provozieren, sind mannigfach, in der Regel aber durch kürzerfristige Zeit, durch isolierbaren Ort und durch geringere intentionale Komplexion bestimmt als dies etwa für die pragmatischen Kontexte der Soziolektsorten gilt. Anders gesagt: die Ausführung der geregelten Vorschriften bei Textsorten erfordert einen geringeren Grad an lebensmäßiger Anteilnahme an den Disignatstrukturen als bei den Soziolekten; d.h. sie sind in der Regel auch auf so isolierte, technisierbare Intentionen beschränkt, daß sie sozial üblich nicht professionalisiert sind. Wo das gesellschaftlich nötig wird, verschiebt sich tendenziell die linguistische Beschreibung von der Attribuierungsebene mikro-situationsspezifischer Sprachverwendung: “Textsorte” auf die makro-situationsspezifischer Sprachverwendung: “Soziolekt”.

II

Probleme der Kommutation von schriftlich und mündlich konstituierter Sprache

0. Die Darstellung des Problems der Übergängigkeit von “Textsorte” und “Soziolekt” soll durch eine Erörterung des Verhältnisses mündlich und schriftlich konstituierter Texte erweitert werden, sowie durch die Frage, unter welchen Kriterien zwischen Schriftlichkeit und Mündlichkeit eine typologische Distinktion, die über den bloßen medialen Transferunterschied hinausgeht, möglich ist.

Die Frage kann insofern an die der Textsorten und Soziolekte angeschlossen werden, als es möglich scheint, eine erste Grobklassifikation der sprachlichen Gesamtperformanz nach den verschiedenen Codierungsbedingungen und -regeln vorzunehmen, denen die beiden Kanal-Bereiche sprachlich-kommunikativer Manifestationen unterliegen.

Denn wenn im übrigen auch über den Begriff “Text” weder nach seiner notwendigen Extension noch nach seiner Kohärenz Einigkeit in dem sich mit

“Texten” beschäftigenden Forschungsbereich der Linguistik zu bestehen scheint¹³, so hat sie sich doch weitgehend darüber hergestellt, daß, wie weit immer außerverbale und pragmatische Umstände mit hinzuzurechnen seien, originär mündlicher Sprachperformanz der Textstatus jedenfalls *n i c h t* abzusprechen sei¹⁴.

Wenn man davon ausgeht, so bietet sich in der Tat die Möglichkeit, jedes sprachliche Vorkommen, seiner ursprünglichen Konzipierung für Kommunikation auf dem optischen oder akustischen Kanal entsprechend, in die zwei fundamentalen “Textsorten”, die mündliche und die schriftliche zu unterteilen.

Nach der oben (Teil I) erfolgten Abgrenzung der “Textsorten” als pragmatgebundene Mikrosituationen wäre jetzt eine solche Begriffsfassung jedoch irreführend. Wenn man hinzu berücksichtigt, daß mündliche Alltagsperformanz – wenn auch in ganz übergängigen Abstufungen – sich gegenüber dem stark normativen System der Hochsprache ganz anders als die schriftkonstituierte Performanz verhält, so könnte man vielleicht auch von zwei verschiedenen Groß“soziolekten” sprechen. Für die sozial weitgehend exklusive Schriftverfassung drängt sich das sogar auf.

Wenn auch Schriftsprache und Hochsprache als Normsprache nicht verwechselt werden dürfen, so ist doch beides historisch und funktional aus demselben Bedürfnis entstanden: der zeitlich/räumlich erwünschte größere Diffusionsgrad eines Informationsangebots. Syntaktische und lexikalische Normierung wäre dabei nicht zuletzt als systematische Kompensation der bei Schriftlichkeit gegenüber der Mündlichkeit defizienten pragmatischen Einbettung der Kommunikation zu sehen¹⁵.

Die gestellte Frage nach der Soziolekthaftigkeit des schriftsprachigen Systems ist nun aber erst sehr oberflächlich damit beantwortet, daß – unbeschadet des Alphabetismus der Gesamtbevölkerung – in der Tat die Verfasser geschriebener (zumal für den Druck geschriebener) Texte traditionell bildungsmäßig gehobenen Bevölkerungsschichten angehören. Denn die bei einer solchen Feststellung naheliegende Schlußfolgerung, daß das Bildungsniveau des Schreibers die Sprachform zumindest gedruckter Texte eindeutig bestimmen würde, ist einzuschränken: In vielen schriftlichen Textsorten beeinflußt die präsumtive Verstehenskompetenz der intendierten Zielgruppe den Code weitgehend mit: je größer der Anteil bildungsmäßig unterprivilegierter Bevölkerungsschichten bei einer Zielgruppe, desto mehr normabweichende Lizenzen,

desto größer die Tendenz zur Aufnahme volkstümlich-umgangssprachiger Elemente.

Etwa bei der modernen Textsorte einfacher Waren- und Dienstleistungsreklamen sind, da diese sich an ein konsum-demokratisiertes Massenpublikum wenden, für ein traditionelles Lesepublikum höchst ungewöhnliche Codierungen erlaubt. Andererseits jedoch sorgt die weite Leserstreue natürlich für einen möglichst weit verständlichen Sprachcode. Regionale oder enger soziolektal begrenzte Elemente können nur sehr eingeschränkt verwendet werden. Eine Mischung von volkstümlich-idiomatischen Lizenzen und so etwas wie nivellierter, d.h. entliterarisierter Normalschriftsprache findet sich beispielhaft in der Boulevard-Presse. Auch für die BILD-Zeitung läßt sich wohl behaupten, daß deren Verbreitung sich nicht minder durch eben diesen Sprachstil als durch die Anspruchslosigkeit ihrer stofflich-inhaltlichen Selektionen erklärt.

Die Situationen für schriftliche Textproduktion sind im Alltagsleben relativ begrenzt, die für die Rezeption sind seit dem Vordringen der TV-Unterhaltung rapide im Schwinden, doch insgesamt naturgemäß häufiger. Wenige Schreiber arbeiten für viele Leser. Aus dieser Disproportion ergibt sich eine verhältnismäßig komplizierte Normenhierarchie für Schriftkonstituierung von Texten, da (a) es keinen statischen Wechselbezug von Inhalt und Sprachform gibt, sondern dieser auf die heterogenen Erwartungshorizonte des Lesepublikums jeweils abzustimmen ist, und (b) für viele Schrifterzeugnisse proportional zur zunehmenden Rezeptionsbreite eine soziolekt-neutrale Standardform nötig ist, die ihrerseits dann als eine Art neuer "Über-Soziolekt" bezeichnet werden kann.

Ein Journalist der Massenpresse hat heute mithin die nicht leichte Aufgabe, seine eigenen Stilgepflogenheiten, die sich, seiner Ausbildung entsprechend, wohl an den hergebrachten Schriftsprache-Normen orientieren, in Einklang zu bringen mit auch den Regeln dieses "Über-Soziolekts", eventuell darüber hinaus auch noch mit Soziolektelementen, soweit diese durch ein besonderes Thema bedingt sein können.

Aber das Handwerk wird ja von wenigen Schreibkundigen überwiegend professionell ausgeübt; Gelegenheitskolporteure aus der reinen Unterschicht sind seltene Ausnahmen; und für andere Druckerzeugnisse als die der Massenpresse gibt es wohl auch diese nicht.

Die Notwendigkeit, selbständig Informationen in eine schriftsprachige Form zu bringen, ergibt sich für die meisten Menschen zuletzt in der Schule (wenn man absieht von der Textsorte (Privat-) Brief, der aber, erstens, mit der Popularität modernerer technischer Informationsübermittler proportional seltener wird, und in dem, zweitens, je nach Adressaten, unbegrenzte Codierungsfreiheiten möglich sind. Diese Textsorte wird ja dadurch mitdefiniert, daß die Streuung der Kommunikation möglichst gering sei (Briefgeheimnis)). Für sie bleibt das Schreiben ungemein schwierig, da sie die schriftsprachigen Normen lediglich passiv internalisiert haben. Bestehende Barrieren werden zudem dadurch verstärkt, daß der Normenzwang, wenn schon nicht seine Begründung, meist irgendwie richtig eingeschätzt wird: daß man eben (außer allenfalls im Privatbrief) nicht so schreiben kann "wie einem der Schnabel gewachsen ist".

Von den spezifischen Unterschieden mündlicher und schriftlicher Sprachverwendungsnormen soll nun das Folgende handeln.

Es zeigen sich drei einschneidende Reduktionen schriftlicher Sprachverwendung gegenüber mündlicher, die jeweils spezielle inhaltliche wie formale Ausgleiche nötig machen. Sie begründen die kategoriale Eigentümlichkeit schriftkonstituierter Sprachverwendung¹⁶:

1. Generelle Einwegigkeit (Reduktion der Interaktionalität: je mehr Kommunikationsteilnehmer, desto weniger Kommunikationspartner) (S. 85 - S. 88)
2. Reduktion der außerverbalen Kommunikationsmöglichkeiten (besonders für die zwischenmenschliche "Beziehungsebene") (S. 88 - S. 93)
3. Reduktion der pragmatischen Kontextualität (S. 94 - S. 108)

Die dritte Reduktion wird am ausführlichsten behandelt, weil hier die Schriftsprache die meisten Ausgleiche entwickelt zu haben scheint.

Unser Ziel ist nicht eine systematische Hierarchisierung der spezifischen Kompensationen als Sortenmerkmale bei den verschiedenen Textformen schriftkonstituierter Sprache, auch soll hier nicht eigentlich eine Vorarbeit für eine solche Systematik geboten werden. Dafür wären eingehendere Detailstudien nötig. Es handelt sich im Folgenden lediglich um eine Reihe von Einzelbemerkungen, aus denen sich u.E. Ansätze für textliche Operationalisierungen entwickeln ließen.

1. Reduktion der Interaktionalität

1.0. Die genetischen Voraussetzungen der Schriftkonstitution von Texten sind – abgesehen von Sonderfällen wie bei Taubstummen oder bei Schülern (im Verkehr untereinander während traditionellen Unterrichts) – generell (a) räumliche und/oder (b) zeitliche Distanz der Teilnehmer an der Kommunikation. Beabsichtigte größere Rezeptionsstreuung läßt sich unschwer unter (a) subsumieren.

Die beiden idealtypischen Beispiele dafür sind (a) der Brief, bei dem selbst bei gegebener Möglichkeit telefonischer Nachrichtenübermittlung die geschriebene Mitteilung (oft lediglich aus Kostengründen) zur Überwindung der lokalen Distanz benutzt wird. (b) das Testament, wo eine informationelle Anweisung den Kommunikanten (Erben) erst nach dem Lebensende des Kommunikators (Erblassers) zukommen soll; oder die Urkunde, in der eine einmalige Handlung – in einer gewöhnlich performativen verbalen Struktur – über längere Zeit festgehalten wird.

Es ergibt sich als ein erstes Spezifikum für Schriftlichkeit gegenüber mündlicher Rede, daß wegen der nicht gegebenen Präsenz der Kommunikationspartner – namentlich bei gedruckten Texten, und regressiv dann bei den Erzeugnissen der Massenpresse – geringe bis praktisch keine Responsionsmöglichkeiten gegeben sind. Die Kommunikation findet einwegig, “unidirektional” statt. Anders ausgedrückt: der aktuelle Rückmeldekreis ist unterbrochen und schafft sich – wenn überhaupt – einen Ersatz auf a n d e r e r Kommunikationsebene (z.B. Leserbriefe).

Wo Zeitdistanzen überbrückt werden (den seltenen Fall, daß zeitgenössisches Publikum ausgeschlossen bleiben soll, gibt es auch in der Literatur, von Goethes *Faust II* bis zu Kurt Hillers *Leben gegen die Zeit (Eros)*: im prägnanten Sinn: Literatur e s t a m e n t e), ist die Irreversibilität der Information naturgegeben und geht als eine strukturgebende Determinante kalkuliert von vorn herein in den Text ein. Doch ist dieselbe Irreversibilität logischerweise auch bei den primär raumüberwindenden und publikumsstreuenden Texten ein determinierender Faktor ersten Ranges.

Frage- und Kritikmöglichkeiten – schriftlich oder mündlich – an Autoren sind sicherlich kein Einwand gegen die Einwegigkeit, da die Inkompatibilität der Emissionsebenen den kommunikativen Charakter prinzipiell verändert; ein öffentliches Informationsangebot und eine private oder halböffentliche Responsion und Korrespondenz auf eben dieser Ebene verschiebt das ursprüngliche Kommunikations-

verhältnis durch die Verengung der Partner- bzw. Teilnehmerzahl. Ein Autor etwa kann sich für eine jemanden verunglimpfende Veröffentlichung *p r i v a t* entschuldigen. Grundsätzlich aber bedeutet schon bloßes Nachfolgen-Lassen einer beliebigen Erklärung, selbst wo der mediale Ort eine adäquate Streubreite zu garantieren scheint, eine neue Kommunikationssituation: die erste ist teilabgeschlossen (wodurch z.B. gerichtliche Revozierungs- oder Korrekturauflagen an Presseorgane so problematisch werden).

Bei fiktionalen Texten liegt überdies meist eine Verwechslung vor zwischen werkintegralelem Sprecher und Autor als Werkurheber¹⁷. Dieser kann Fragen aus der Textebene heraus nicht beantworten, allenfalls solche *ü b e r* den Text. D.h. aber, daß in einem solchen Falle der publizierte Text nicht als erstes Kommunikationsangebot zugrundeliegt, sondern dieser als relationales Objekt in eine neue, metatextliche Kommunikation eintritt. – Daß vom Beispiel des Leserbriefes bis zur professionalisierten Rolle des Kritikers und Rezensenten die Übergängigkeit der Soziolekte und Textsorten dargelegt werden könnte, sei übrigens angemerkt.

Die interaktionelle Realisation der Textsorte "Brief" kann nur scheinbar die grundsätzliche Einwegigkeit des Informationsflusses der Schriftkommunikation in Frage stellen. Denn hier gilt als auszeichnendes zusätzliches Textsortenkriterium das der Hand- bzw. Maschinengeschriebenheit, durch welches zumindest die Textsorte Privatbrief von der druckschriftlichen Kommunikation von vorn herein abgehoben ist. Überhaupt kann er als Übergangsphänomen angesehen werden, weil er teilhat an mehreren Merkmalen mündlicher Rede (s.S. 89). Doch ist die Frage im übrigen wenig belangvoll; man kann, wenn man will, den Brief auch für einwegig (monologisch) erklären und für die Zweidirektionalität dann die Textsorte "Korrespondenz" ansetzen, wie es B. Sandig vorschlägt¹⁸. Entgegenzuhalten wäre dem freilich, daß jeder Brief normalerweise den offenen, zeitsukzessiven (befristet unterbrochenen) Rückmeldekreis als textinhärentes Angebot enthält.

Die Eindirektionalität drückt sich einmal darin aus, daß der schriftliche Text alle diejenigen kommunikativen Formen und Inhalte ausspart (z.B. alle – ausgenommen rhetorische – Fragen), in welchen der Rückmeldekreis für das Funktionieren einer Kommunikation relevant ist. Das gilt natürlich mit Ausnahme der Textsorten, die (a) jeweils einen isolierten Adressaten haben und (b) die die implizite oder explizite Aufforderung zur Rückinformation enthalten: Formulare, Erhebungsbögen, Testblätter etc. haben vieles mit der Textsorte des Briefs, sogar des Privatbriefs gemein.

Zum anderen ist ein Schrifttext unter den Voraussetzungen der Eindirektionalität tendenziell verwiesen auf monologisch-affirmative Sprachstile. Das bedeutet – wie darzulegen sein wird – für die Kommunikationsweise wesentlich mehr als nur eine durch das Fehlen der Rückfragemöglichkeit be-

dingte Präzisionsforderung, die sich in bestimmten, einzuhaltenden Normen niederschlägt.

Es gibt nun zwar innerhalb solcher monologischen Schriftwerklichkeit von Plato über Galilei bis Brecht die Textsorte der "Dialoge", doch was hier an i m - m a n e n t e r Kommunikation geschieht, ist fiktiv, fiktiv wie die Dialogpartner, die allesamt (auch wo – wie bei Plato – ihre Namen nicht erfunden sind) nur Emanationen ein und desselben Geistes sind, die als ein komplexer sprachlicher Kontext das Kommunikationsangebot des Autors darstellen. In diesem Sinne wären sogar die sog. frühplatonischen Aporie-Dialoge als monologische Affirmationen zu sehen.

Aber selbst was an dialogischen Elementen etwa in die Textsorte des wissenschaftlichen Traktats eingeht, ist ähnlich fiktiv, denn gegenüber der These des Verfassers haben die diskutierten Einwände naturgemäß überhaupt keine Chance.

Es kann von hier aus mittels verschieden vorgenommener Segmentierung der Rückmeldekreisvorgänge bei den Interaktionsprozessen eine Klassifikation der Kommunikativität von Rede vorgenommen werden. Die idealtypischen Projektionen wären das "monologische" und das "dialogische" Reden. Beide wären nunmehr nicht von Vorhandensein, sozialer Stellung oder Anzahl zuhörend oder mitredend beteiligter Personen definiert: Das Dialogische hinge vielmehr ab von der Art und Bereitschaft des Kommunikators, die Reaktionen der Kommunikanten simultan zu perzipieren und als Korrektiv in seinen Rede-Handlungs-Strategien zu verwerten. Dort, wo den Reaktionen der Hörer Platz gegeben wird sich zu verbalisieren, entsteht aus dem virtuell Dialogischen der aktuelle Dialog, der einer partnergebundenen, agonalen Meinungskonfrontation.

Solche Dialoge als real dialogisch wären zu unterscheiden von denen, die allenfalls so etwas wie "Meinungsaustausch" sind, die ja sehr weitgehend monologisch sein können. Publikumsdiskussionen z.B. oder selbst Bundestagsdebatten sind nicht nur in diesem Sinne sehr oft monologisch (und daher auf die Dauer oft ziemlich zermürend), sondern sie sind auch fast immer nicht einmal mehr konkret partnergerichtet sondern höchstens allgemein publikumsgerichtet; sie erfüllen also nur dadurch nicht alle Vorbedingungen für einen tatsächlichen Monolog, daß es doch irgendwo Hörer gibt – wie allerdings auch bei Theatermonologen.

"Monologisch" bedeutet also die Unbeeinflußtheit der Sprachäußerung von verbalen oder außerverbalen Reaktionen der Angesprochenen, impliziert mithin eine unterbrochene bzw. nicht vorhandene Responsionsmöglichkeit. In

solcher Sprache ist ein komplementärer¹⁹, tendenziell autoritärer Kommunikationsstil enthalten, der auf Selbstbestätigung pocht (während andererseits mit dem Dialogischen wegen vielfacher Manipulationsmöglichkeiten wohl nur scheinbar ein symmetrisches Kommunikationsverhältnis mitgegeben ist).

Wiewohl das nichts unmittelbar mit politisch demokratischen Überzeugungen zu tun hat, ist es doch offenbar nicht ganz ohne Zusammenhang mit Demokratieverhalten. Auch die mögliche Folgerung, daß das Buch, unbeschadet seiner historisch aufklärerischen Rolle, als "undemokratisch" angesehen werden kann, da es ein ununterbrochen eindirektionales, materialisiertes Kommunikationsangebot darstellt, wirkt nur auf den ersten Blick so provozierend (zumal: es bleibt ja das Buch in dieser seiner Eigenschaft noch um einiges hinter der TV-Konkurrenz zurück: aufgrund noch anderer Faktoren, wie der Möglichkeit nichtlinearer Perzeption u.a.). Gewisse Kanonisierungstendenzen – ein Kulturphänomen par excellence! – eignen ja nicht nur einzelnen "Klassikern", sondern offenbar der Literatur (=Buchtradition) als solcher.

Daß umgekehrt mündliches Reden im Vergleich nicht nur unmittelbarer, partnerzugewandt-sozialer stattfindet, sondern wegen seiner größeren Spontaneität auch meist angreifbarer ist, ist nicht neu; doch die naheliegende Konsequenz für Schriftlichkeit bzw. für längeren und vorwiegenden Umgang mit Schriftlichkeit, die Tendenz zum Autoritären, wurde nur selten damit im Zusammenhang gesehen.

2. Reduktion der außerverbalen Zeichen und Signale (Beziehungsebene)

2.0. Mit der ersten Spezifik, dem gestörten aktuellen Rückmeldekreis, der reduzierten Interaktion und dem Monologischen, ist eine zweite für den schriftlichen Sprachgebrauch z.T. schon mitgegeben: die eingeschränkte Möglichkeit, die zwischenmenschliche "Beziehungsebene"²⁰ in der Kommunikation zu aktivieren. Denn in der Einwegigkeit gedruckter, d.h. für breite Rezipientenstreuung bestimmter Texte ist notwendig eine Verringerung der kommunikativen Partnerbeziehung impliziert. Die mit der räumlich/zeitlichen Distanz gegebene Trennung der Partner bedeutet – abgesehen von modernen technischen Nachrichtenübermittlern – natürlich immer die Ungleichzeitigkeit der Textproduktion und -rezeption. Das aber heißt, daß alle sprechbegleitenden extraverbalen Signale (die "analogen" bei Watzlawick: phonodische sowie gestische und mimische Signale, erhobener Zeigefinger, Stirnrunzeln, Augenzwinkern usw.) ausfallen, durch die – neben einer unmittelbaren Verstehenshilfe auf der Inhaltsebene – wesentlich die Haltung und Einschätzung sowohl gegenüber dem Partner selbst, als auch gegenüber sei-

ner konkreten jeweiligen Handlung ausgedrückt wird.

Diese "Beziehungsebene" ist es aber, die nicht nur eine der Hauptmotivationen für menschliches Kommunizieren überhaupt darstellt, sondern die – nach Watzlawick – je die Anweisungen gibt, wie auch die Daten der Inhaltsebene *a u f z u f a s s e n* sind²¹. Über diese Weise, mittelbar wiederum informationelles Textverstehen positiv wie negativ zu beeinflussen, erweist sich die außerordentliche Nähe (bei Watzlawick geradezu die Identität) auch von Beziehungsebene und Metakommunikation. Diese letztere fällt natürlich in der schriftlichen Kommunikation nicht aus, ja, zu deren typischen Selektions- und Ausgleichsstrategien gehört geradezu eine von der Mündlichkeit spezifisch sich unterscheidende Bedeutungshaftigkeit der Aussagesituierung als beziehungshaftes Metakommunikat. Darauf wird zurückzukommen sein (2.2.1.).

2.1.1. Da gewöhnlich Verfasser gedruckter Texte zu ihren Lesern nicht in direkter Verbindung stehen, kann die persönliche Beziehungsebene direkt kaum aufgerufen werden. Gewisse Werbungstexte, die diesen Umstand außer acht lassen, weil sie auf einer intimeren, "mitmenschlicheren" Ebene appellieren wollen und beiläufig eine größere Beziehungsnähe suggerieren, stoßen ein sensibleres Sprachgefühl als aufdringlich oder lächerlich ab (die Apostrophierungsdichte in der 2. Person bei Reklametexten, Typus: *Gerade d u brauchst Jesus*).

Direkt aufgerufen ist die *i n t e r p e r s o n e l l e* Beziehungsebene normalerweise überhaupt nur in privater Korrespondenz. Aber selbst hier werden diejenigen Beziehungskommunikationen, die sonst stark auf außerverbale Begleitsignale angewiesen sind, heute mehr und mehr bewußt ausgeklammert (*.. darüber lieber dann mündlich ..*), oder aber sie werden thematisiert und auf der Ebene der direkt gemeinten Informationen ("digital" bei Watzlawick) eben versachlicht. Aus der Geschichte des Liebesbriefs im 19. und 20. Jahrhundert müßten dafür aufschlußreiche Belege zu erbringen sein, auch etwa aus der heute im Schriftverkehr nahezu absoluten Tabuisierung von Beziehungssignalen wie *ob*, *ach* etc.

2.1.2. Mit dem Brief in seiner kommunikationsfunktionalen Stellung weitgehend vergleichbar ist die "Textsorte" des Telefongesprächs, zumal dieses eine gegenüber der sonstigen mündlichen Sprachverwendung charakteristische Defizienz aufweist, durch welche sie sich der Schriftlichkeit in vielem annähert. Op-

tische Präsenz ist z.B. nicht gegeben (und es ist fraglich, ob sie – technisch durchaus problemlos – vielen Telefonsprechern nicht sogar unerwünscht käme); darüber hinaus ist die originale Phonodie beim Transfer starken kanalbedingten Verzerrungen ausgesetzt. Obwohl der akustische Kontakt an sich gewahrt bleibt, verändern die eingeschränkten Verständigungsmöglichkeiten am Telefon die Kommunikationssituation gegenüber sonstiger mündlicher Rede grundsätzlich, woran viele außerverbale, gar nicht einmal ausfallende Mittel (z.B. das Räuspern) nicht viel ändern. Auch im Telefongespräch kommt es bei heiklen Themen gelegentlich zum Vorschlag des Aufschubs der Kommunikation auf den nächsten Besuch – nicht immer nur aus zeitökonomischen Gründen.

2.1.3. Umgekehrt: der Schriftlichkeitsfunktion stark entgegengesetzt ist, wie bereits angedeutet, die besonders auf die Beziehungsebene angewiesene Sprachverwendung, die appellative und generell die rhetorische, auch wo sie im Druck vorliegt. Wo sie nämlich außerhalb eines genuinen oratorischen Zusammenhangs konzipiert ist, fließen entweder – wie etwa bei der spätantiken Rhetorik – ihre Strategien zusammen mit den allgemeinen Regeln literarischer Kunstprosa, oder sie bleibt – wie etwa in moderner Werbesprache – stark angewiesen auf begleitende optische Reizsignale.

Bei mündlicher Rede (auch bei schriftlich vorverfaßter) gibt es nun aber Situationen, bei denen die Kommunikation nicht nur eindirektional verläuft, sondern wo wegen eines vorhandenen spatialen Abstandes der Hörer vom Redner(podium) ein Teil der feineren optischen Beziehungssignale verloren gehen muß – wie etwa in der Wahlrede: Wenn die durchschnittliche Sichtbarkeit des Redners proportional zur größeren Menge des Publikums abnimmt, dann tendiert der Redner meist dazu, das zunächst partielle – mimische – Defizit durch verstärkte Gestik und Körpersprache auszugleichen. Bei noch weiterer Entfernung (Reden von Häuserbalkons, Terrassen, Sportpalästen, Arenen usw.), wo auch das Optische unwirksam und möglicherweise leicht komisch wird, tritt noch markanterer stimmlicher Aufwand an die Stelle: die typisch rhetorische Sprechattitüde, die peinlich wirkt, wo ihr die Weite des Publikums nicht entspricht.

Wenn bei gleicher Rededirektion (mono) und -intention (appellativ) aus besonderen, redeinhaltsbezogenen Gründen der eingeschränkte Gebrauch physiognomischer und gestikulativer Techniken angezeigt ist, entwickeln sich situationspezifische Tonhöhen, Akzentverhältnisse und/oder eine signifikante Retardation der Redegeschwindigkeit, die dann zu Textsortenmerkmalen werden können. Als Beispiel dafür kann die Kanzelpredigt gelten, die außer appellativen allerdings auch starke "epideiktische" Elemente hat; das ist auch der Fall bei Festreden oder anderen solennen Redeanlässen.

Aus den von der Appellfunktion von Texten geforderten Kompensaten für die verlorengelungene unmittelbare Beziehungskommunikation erklären sich außer den extraverbalen Mitteln auch bestimmte rhetorisch rekurrente Redefiguren; oft – wenn auch gewiß nicht immer – aus einer leicht gestörten Direktübermittelbarkeit zwischenmenschlicher Signale fungiert hier etwa der typisch rhetorische

(=werbende) Beziehungstopos der *captatio benevolentiae*. Die parenthetischen Apostrophen (., *meine Damen und Herren*, ., *liebe Gemeinde*, etc.) basieren ebenfalls wohl (mit ihrem häufigen Gebrauch des Possessivpronomens!) auf einem gewissen räumlichen, meist schon durch die Anzahl der Hörer gegebenen Entfernungsverhältnis und können als *captatio*-ähnliche Beziehungswerbung – um den Abstand auszugleichen – verstanden werden.

2.1.4. Ganz anders liegen die Verhältnisse bei der Textsorte des Hörspiels, wo eine komplexe Kommunikationssituation ihrerseits zu einem neuen Kommunikationsangebot wird (s.o. zur Dialogsituation: S. 87). Dem nähern sich im Funktionstypus an die in eine schriftliche Rede aufgenommenen und präventiv verarbeiteten Hörerreaktionen, die als eine *captatio benevolentiae* figurieren, wie typisch etwa das häufige, interrumpierende *mā thorybāsāte!* des Sokrates in der Apologie. Denn es kann sich bei Kunstreden um approximative Wirklichkeitsimitation, um fiktiven protokollarischen Anspruch handeln (so geht es bei Sokrates im Dialog um die Reaktion auf den Umstand eines innerhalb der fiktionalen Gattung realen Tumultes). Jedoch ist alles, was auf diesem Gebiet nicht tatsächlich Protokoll oder Stenogramm einer historisch stattgefundenen Kommunikation ist, schriftlich fixiertes Rollenspiel, dramatische "Partitur", in welcher sich (nicht Kopie, sondern:) Imitation von Wirklichkeit, verbunden mit künstlerisch stilisierenden Wirkabsichten, ein eigenes sprachliches Interferenzfeld mit ästhetisch-rhetorischem Charakter aufbaut.

Vergleichbares findet dann statt beim heutigen, stark in traditionelle ästhetische Funktionsbereiche drängenden Unterhaltungsgeschäft der Clowns, Conferenciers und Showmasters. Deren Wirkung beruht z.T. auf der Scheinimprovisation, die durch eine präventive Manipulation von – oft dann nicht einmal vorhandenen – Publikumsreaktionen zustande kommt. Stark abhängig von der Bereitschaft des Publikums "mitzugehen" (da-mit nämlich, daß es eigentlich über den Löffel balbiert wird), stilisieren sie ihren fiktionalen Monolog um zu einem fiktiven Dialog (was de facto allerdings fast genau das Umgekehrte von dem ist, was im literarischen Dialog passiert); sie täuschen eine reale Kommunikation vor, während sie in Wahrheit Künstler sind in jenem ein wenig unlauteren Zwischenbereich zwischen Mitteilung und metakommunikativem Amusement, der seit je kennzeichnend für ästhetische Textfunktion war.

Etwas anders zu beurteilen sind die Kontaktaufnahmen zum Leser, die in fiktionaler Kunstprosa von Sterne und Wieland bis zu Th. Mann zu einem Element des Unterhaltungsstils und Unterhaltungsspiels werden. Sie geben sich so fiktional wie sie sind, und die vorgegebene Kenntnis der Textsorte "ironischer Gesellschaftsroman" sorgt genügend dafür, daß solche scheinbaren Durchbrechungen der Inhaltsebene vom Leser sofort erkannt und auf eben diese Ebene wieder zurückgenommen werden.

2.2.1. In sehr erzählelementhaltigen schriftlichen Texten auch nichtfiktionaler Ordnung sind wegen einer erstrebten Unmittelbarkeit der Darstellung, die aus einer idealen Gesprächspartnersupposition resultiert, "metatextliche" Parenthesen üblich, die zwar als metatextliche den Text selbst zum Gegenstand haben, aber gleichzeitig auch eine nicht zu unterschätzende Funktion als Para-Signale auf der Beziehungsebene haben. Sie sind teils ökonomischer, teils unökonomischer als die in mündlicher Sprache, zu einem relativ geringen Teil sind sie auch identisch mit ihnen. Ihre intentionale Bedeutung sowie ihre Substitutionsverhältnisse bedürften in vielen Fällen noch einer eingehenderen Beschreibung.

Anhand einiger unsystematisch hier nebeneinandergestellter Beispiele soll deutlich gemacht werden, wie der eigentliche Beziehungsaspekt auch auf die Situierung des Inhalts und auf Metakommunikation überwechselt. Es scheint dabei nicht möglich, eine exakte theoretische Trennung der Bereiche durchzuführen. In der erstaunlich subtilen und beweglichen Interferenzzone von Partnerbeziehung, Metatext und Sachthema bei (insbesondere mündlichen) Kommunikationsakten liegt jedenfalls eine von sprachwissenschaftlicher Beschreibung noch kaum in Angriff genommene Aufgabe.

Vorwiegend bis ausschließlich auf Mündlichkeit (oder diese imitierende Schriftkonstitution: Erzählung oder Brief) beschränkt wäre etwa *nicht wahr?*; ein *wie gesagt* wäre ebensowohl in einem mündlichen wie schriftlichen Text möglich. *Was jetzt kam, spielte sich eigentlich viel schneller ab als gesagt werden kann* hat dagegen merkwürdigerweise in einem mündlichen Bericht kaum eine Entsprechung außer einem rein inhaltlichen Hinweis auf die Rapidität der Ereignisabfolge, ohne jeden metatextlichen Erzählzeit-Vergleich. Die mündliche Rede kennt überhaupt weit weniger verbale metatextliche Kommentierung; sie tritt in der Schriftlichkeit an die Stelle z.T. der analogen Beziehungssignale, z.T. der interaktionellen verbalen Beziehungssignale (die Scheinfrage *nicht wahr?*) mündlicher Rede. Nicht zufällig ist sowohl in dieser wie in jener möglich das *wie gesagt*, das nämlich ebenso als Beziehungssignal wie als metasprachlicher Kommentar verstanden werden kann.

So etwas wie *warte doch ab, das kommt ja noch alles!* hat im Schriftlichen allenfalls nicht partnerbezogene Äquivalente wie *darüber später* o.ä. Beispiele dieserart ließen sich in großer Fülle beibringen, sie besagen aber nur, was ohnehin ziemlich bekannt ist: daß direkte Apostrophen an die Kommunikationsteilnehmer in gedruckten Texten (außer werbenden und ausdrücklich

belehrenden) nicht vorkommen.

Für captatio-hafte Ana- und Kataphorisierungen gibt es wiederum eine ganze Hierarchie von Möglichkeiten für das Mündliche wie das Schriftliche. Dem etwas altertümlichen *sit venia verbo* entspreche im Mündlichen – allerdings nur in “feinen”, hochsprachigen Redeweisen – eine ganze Reihe von partnerbezogenen Wendungen, wie: *verstehen Sie mich bitte nicht falsch, nehmen Sie’s mir nicht übel, pardon!, wenn Sie (es) gestatten*; diese aber haben alle einen weiteren, potentiell pragmatischen Horizont. Eingegrenzt auf nur Verbales, aber nicht so stark zurücknehmend, wird mündlich oft *sozusagen* benutzt. Dieses wiederum klingt schriftsprachig “unschön” (= kommt seltener vor) und wird durch das vornehmere *gleichsam* oder das etwa in der Mitte stehende *gewissermaßen* ersetzt. All dies aber kann schriftlich auch etwa durch bloße Anführungszeichen dargestellt werden.

2.2.2. Die ökonomischsten schriftlichen Möglichkeiten sind überhaupt natürlich graphemische Notierungen wie Interpunktionen etc. Eine mündliche Vor-Situation wie *da muß man sich doch fragen* wird (außer in appellativen Textsorten) schriftlich in der Tat durch ein bloßes Fragezeichen geleistet: denn die rhetorische Frage ist nicht konkret partnerzugewandt, die gedruckte Schrift auch nicht, mithin ist bei ihr (natürlich auch wieder abgesehen vom verschriftlichten Dialog s.o. 87) das Fragezeichen stets “rhetorisch”.

Dem Doppelpunkt entspricht in der mündlichen Sprache sehr häufig ein *und zwar*. Anführungszeichen, die (je nach ihrer Bedeutung; ähnlich auch die Einklammerungen) bei vorgelesenen Schrifttexten immer mit einer gewissen Verlegenheit übersetzt werden, wie *in Anführungszeichen*, oder *Zitat Anfang .. Zitat Ende* oder durch auffällige Sprechzäsuren, entsprechen in genuin mündlicher Rede entweder ironischer Akzentuierung oder dem ana(kata-)phorischen *wie es bei...heißt*; dafür kann, wenn die Person das Sprechersubjekt selbst ist, ein *wie ich es einmal nennen möchte* eintreten, oder, wenn statt der Person ein Kollektiv fungiert, ein *sogenannt* (allerdings sind diese letzteren Wendungen bei schriftlichen Texten als Anführungsverstärker auch gebräuchlich).

Das interessanteste Beispiel für die graphemischen Notierungen aber sind hintereinandergesetzte Punkte an offenem Satzende, da sie gesprochen oder vorgelesen nur durch ein schwieriges Ineinander von Stimmtönen und mimischen Signalen ausdrückbar sind. In genuin mündlicher Rede aber gibt es, entsprechend den verschiedenen Funktionen der Punkte, eine große Skala außerverbalen und verbalen Zeichen.

3. Reduktion der pragmatischen Kontextualität

3.0. Das dritte Spezifikum schriftlicher Textkonstitution ist die Reduktion der pragmatischen Kontextualität. Auch sie muß im Zusammenhang gesehen werden mit der ersten und namentlich mit der zweiten Reduktion, wo die eingeschränkte Semantisierbarkeit durch weitgehend fehlende Beziehungssignale ja auf die Trennung des/der Kommunikationspartner zurückging, die ja auch als defizienter Pragma-Kontext interpretiert werden kann.

Es muß davon ausgegangen werden, daß die unvollständige Semantisierbarkeit rein verbaler Texte als bloß sprachlicher Zeichenfolgen erst durch die Gesamtheit der pragmatischen K o n t e x t e diejenigen zusätzlichen Determinanten bekommt, die Verstehen (das soll hier eingeschränkt nur heißen: Semantisierbarkeit auf der Inhaltsebene) ermöglichen²². Diese außersprachigen Komponenten sind durch ein kapillarenhaft feines Bezogenheitssystem der Deixis in die Sprache einbezogen, doch ist dieses System ein quantitativ wie qualitativ anderes in mündlichem bzw. schriftlichem Sprachgebrauch. Das zeigt sich schon in den ganz verschiedenen Toleranzen für Anakoluthe und Ellipsen, oder bei den unterschiedlichen sigmatischen²³ und semantischen Bedeutungsrelationen bei der Anwendung des Demonstrativpronomens.

Zunächst gelten aber auch hier z.T. die von den anderen Reduktionen der Schriftkonstitution bekannten Formen der Kompensierung, das sprachliche Präzisionsgebot und die Selektion: einerseits der Zwang zum differenzierteren Gebrauch syntaktischer und lexikalischer Einheiten, der einen höheren semantischen Bestimmtheitsgrad aufweisen muß. Andererseits müssen die zur Sprache kommenden Informationen so ausgewählt werden, daß optimales Verstehen trotz des Fortfalls optischer wie akustischer Begleitsignale erwartbar bleibt (gegebenenfalls illustrative Zusatzsymbole: Bilder, Parameter etc.).

Hinzu kommen nun aber noch andere Ausgleichsmechanismen, die bei den oben behandelten Reduktionen zwar ebenfalls schon eine Rolle gespielt haben, die jetzt aber weitaus wichtiger werden, weshalb erst hier auf sie eingegangen wird. Es sind dies:

- 1) Besondere, einen Bedeutungsrahmen gebende verbale oder nichtverbale Auszeichnungen (Etikettierung) (dazu unten: 3.1)
- 2) Ausdrückliche expositorische Verbalisierungen (unten: 3.2)
- 3) Die Interpretierbarkeit/Interpretationsbedürftigkeit (soweit sie schon die Textproduktion beeinflusst) (unten 3.3)

Obwohl besonders der dritte Ausgleich Bedenken hervorrufen mag, da er offenbar nicht auf derselben Ebene steht wie die anderen beiden – denn er scheint eher das pragmatische Defizit selbst als einen Ersatz für dasselbe auszudrücken – wird gerade er besonders bedeutsam sein. Denn es kommt für die dritte, pragmatische Reduktion noch ein besonderer Umstand bei der Schrifttextrezeption hinzu, der für die ersten beiden Reduktionen entfallen war und für den zu einem Teil der dritte der hier aufgezählten Ausgleiche mit einsteht. Zusätzlich nämlich zu allen Erschwernissen wird bei diachronischer, “historischer” Kommunikation mit Schrifttexten (wie sie, bei aller Übergängigkeit begrifflich doch abzuheben wäre von der grundsätzlich für jede Schriftrezeption in Rechnung zu stellende “Historizität” phasensukzessiver Kommunikation kontemporärer Partner) der Verstehensprozeß noch mit der Verschiebung der historischen Erwartungshorizonte belastet.

**Reduktion pragmatischer Kontextualität: Ausgleich 1.
Bedeutungsrahmen durch verbale und nicht verbale Sortenauszeichnungen
(Etikettierung)**

3.1.0. Ein Teil der in mündlicher Rede praktisch unbegrenzten Möglichkeiten von Kombinationen redesituierender und rededeutender pragmatischer Komponenten geht als rahmengebende informationelle Vorgabe in die – vorwissenschaftlichen – Etikettierungen (= äußere Textsortenmerkmale) des schriftlichen Textes ein.

Man kann zunächst eine Eingrenzung auf praktisch relevante, immer wiederkehrende, “typische” Textsorten vornehmen – etwa mittels Merkmaloppositionen²⁴ –, womit nahezu das gesamte Schriftvorkommen überschaubar gemacht, weil bestimmten alltäglichen Konventionen zugeordnet werden kann. Es zeigt sich, daß ein endliches Repertoire spezifischer Formen sich entwickelt hat, das auf die unendliche Situationsvielfalt interaktioneller Abläufe mit stark formalisierten Text- und Kontextkonventionen und schließlich -vorschriften antwortet.

In der produktiven und rezeptiven Beachtung solcher schematisierter Muster und Strategien liegt eine informationelle Vorgabe, welche als Pragma-Kontext-Surrogat in schriftkonstituierte Kommunikation mit eingeht. Die produktive wie rezeptive Nichtbefolgung der Normen kann bedeutende, vorhersehbare Konsequenzen haben.

(Die Decodierungsnormen systematisch ignorierende Rezeptionsweisen sind, wenn sie unter bestimmten wissenschaftsmethodischen Voraussetzungen betrieben werden, "Analysen"²⁵. Mit ihrer Hilfe ist es möglich, ungemein vieles aus einem Text herauszubringen, nur eines nicht – oder jedenfalls nicht besonders ökonomisch: seine primäre Mitteilungsentention. In der Literaturwissenschaft wird das merkwürdig oft vernachlässigt, wo Analysen mit hermeneutischem Verstehen verwechselt werden, – nicht selten mit dem Ergebnis, daß sie dieses geradezu verdrängen. Wo aus Gründen diachronischer Rezipientenverschiebung die primäre Mitteilungsentention nicht ohne weiteres mehr wiederherstellbar scheint, erfüllen gewiß Textanalysen dafür nötige Hilfsfunktionen; letzten Endes können aber auch sie isoliert wenig nützen, denn es muß dann schon im allerweitesten Sinne Zeitgeschichte mitanalysiert werden.)

Für die Einhaltung eines konstanten Verhältnisses von Namen und Normen – die aufeinander *b e z o g e n e* Variablen sind – sorgen die an der Ermöglichung reibungsloser diachroner Kommunikationsabläufe interessierten, d.h. die *par excellence k o n s e r v a t i v e n* Institutionen, wie normative Stilistik, klassische Rhetorik, Gattungspoetik, sowie die entsprechenden gesellschaftlichen Überwachungssysteme, wie Schule etc.

3.1.1. Zunächst liegen implizite Etikettierungen in den Modalitäten der Distribution, die sich auch allgemein zusammenfassen lassen unter dem topologischen Kriterium des Fundorts. Dieses bietet in den meisten Fällen schriftlicher Alltagskommunikation die wichtigste Verstehenshilfe: Sicher ist es z.B. etwas anderes, ob man etwa einen Filmtitel mit dem Zusatz *der beste seit Jahren ..* usw. auf der 2. oder 6. Seite einer Tageszeitung liest.

3.1.2. Vor der lesenden Zur-Kenntnisnahme des verbalen Textes liegen in der Regel aber noch weitere Sortenmerkmale. So weist ein schwarzer Rand um Brief, Annonce o.ä. den dabei befindlichen Text als in irgendeiner Beziehung zu einem Sterbefall stehend aus (Mitteilung des Ablebens, Beileid, Danksagung etc.). Ein hinzukommendes schwarzes Kreuz auf einer Karte oder Annonce ist dabei nicht, wie man erwarten könnte, *redundant*, denn es grenzt in der Regel Beileid und Danksagung aus, so wie etwa eine Palmwedelvignette die Benachrichtigung vom Tode und Beileid ausgrenzt. – Ähnliches ließe sich bei vielen Textsorten zeigen.

Es wird z.B. eine andere Lesevorerwartung aktiviert, wenn man einen Briefumschlag mit dem Aufdruck TELEGRAMM erhält, oder aber einen mit einem unbekanntem Handelsfirmenimpresum mit dem weiteren Aufdruck *Hier können Sie 5000.- DM gewinnen* oder *Ein Kühlschränk gratis!* : Im Falle des Telegramms wird höchstes, beklommenes Interesse wachgerufen, Firmenanzeigen dagegen wandern oft ungelesen in den Papierkorb. – Ähnlich läßt etwa ein hinter den Autoscheibenwischer geklemmter Handzettel von vorn herein wesentlich gelassener als an derselben Stelle ein Papier von genormter Größe, in durchsichtigem

Tütchen mit aufgedrucktem Parkverbotsschild.

Oft können von solchen äußerlichen Textsortenbegleitern wichtigere Informationen als vom Verbaltext selbst erschlossen werden, etwa bei Cover-Texten, Reklamen etc. Bei einem Wein-Etikett z.B. sagt eine kleingedruckte hinzugefügte Flaschenabfüll-Nr., die als konkrete Ziffer keinen Menschen interessiert, mehr aus als etwa eine Aufschrift *Edesheimer Goldmorgen. Ein Tropfen für Kenner.*

Aus solcher Dependenz inhaltlicher Markierungen von Textsortenemblematis bilden sich bei fortgeschrittener Stereotypisierung für den Rezeptionsvorgang entscheidende Rezeptionskriterien. Diese haben ihre Wirkung auch dann, wenn der tatsächliche Textinhalt die Erwartungen nicht erfüllt: Es sind nicht nur Werbepsychologie und Reklameindustrie, die aus der Differenz Kapital schlagen.

3.1.3. Zur Sortenemblematis können auch äußerlich formale Kriterien der Textrepräsentation gezählt werden. Die beim Titelkopf und den Überschriften bei der FAZ verwendete Fraktur-Type gibt z.B. nicht nur über eine gewisse traditionalistische Image-Pflege der Zeitung eine Voraussicht, sondern sie sagt zweifellos auch etwas aus über ihre weltanschauliche und kulturpolitische Provenienz.

Bei traditionell poetischen Texten hat die merkmalshaft nicht zuende geführte Zeile der Verse, auch solcher ohne festes Metrum, zwar nicht so viel eindeutigen Informationswert, daß man sich nicht heute noch darüber streiten könnte, ob ihr mehr als typographisch-akzidentielle Bedeutung zukomme, doch steht außer Frage, daß schon diese Zeilenordnung heute weite Leserschichten von vorn herein vom "Konsum" (ein ärgerliches Wort!) abhält: sie wird offenbar als Vorankündigung einer Unterhaltungsart verstanden, die der Besonderheit des Unterhaltungsinteresses des auswählenden Lesers nicht weit genug entgegenkommt.

3.1.4. Von morphostrukturellen verbalen Textbildungsvorschriften, die als Gattungs- und Sortenkriterien die Rezeption beeinflussen, sind viele Beispiele bekannt und in der umfangreicher werdenden Textsorten-Literatur der letzten Jahre beschrieben. – Solche intratextuellen Vorschriften sind nur sehr eingeschränkt semantisierbar, denn es gilt generell natürlich auch hier, daß der Informationswert in umgekehrt proportionalem Verhältnis zur Erwartbarkeit des Textsortenkriteriums steht. Es kann per definitionem keine nomostrukturellen Vorschriften geben, die gleichzeitig Textsortenkriterien wären. Nur als diese haben sie den semantischen Wert, von welchem oben die Rede war.

In einer Biographie kann man sein Bedauern über das vorzeitige Ableben des Vaters nicht anbringen, in der Todesanzeige muß man es, "Morpho-textuell" zwingt die Textsorte der Biographie ihren Schreiber also zu einer Leerstelle, die "nomo-textuell" ausgefüllt sein könnte mit dem Bekenntnis eines für die Persönlichkeitsbildung u.U. einschneidenden Ereignisses.

Umgekehrt würde eine Leerstelle an dem für den Affektausdruck vorgesehenen Ort bei einer Todesanzeige nicht etwa bedeuten, daß der Tod erwartet oder vielleicht im Hinblick auf ein langes Leiden erwünscht eingetreten ist, sondern würde unfehlbar böse Informationen geben über das Verhältnis des Sohnes zum Dahingegangenen, mehr noch: daß die Publikwerdung dieses Verhältnisses den Sohn in keiner Weise stört. – Aber all diese Dinge sind bekannt und geläufig auch aus den Formalisierungen von Briefanfängen und -abschlüssen, aus den einzuhaltenen Normen bei Verkaufsprospekten, Ferienwerbungen, bei Speise- und Visitenkarten usw.

3.1.5. Ein Kennzeichen für den wissenschaftlichen oder sich als solchen gerierenden Text sind die Anmerkungen bzw. ihre Art und Dichte, sowie, damit z.T. identisch, Zitierungen.

Es ist symptomatisch, daß das Zitieren, ehemals in der Textsorte der gepflegten Unterhaltung so beliebt, in mündlicher Sprachverwendung heute als elitäre Bildungsprätention zunehmend verpönt wird, so daß es selbst bei Festreden allmählich anfängt, komisch zu wirken; in der Schriftlichkeit aber (und in mündlicher wissenschaftlicher Diskussion) gedeiht es unangefochten weiter. Es ist nicht ganz von der Hand zu weisen, daß das Zitat in schriftlichen, zumal im wissenschaftlichen Text, ebenfalls als ein verbaler Ersatz anzusehen ist für den in mündlicher Rede anderweitig deutlich werdenden pragmatischen Umstand der Glaubwürdigkeit und Seriosität des Sprechers.

Die Funktion der Anmerkungen in Wissenschaftstexten nun ist: (a) nicht mehr in innertextlichen Parenthesen unterzubringende Kommentare, (b) Quellenhinweise, (c) Zitate. Der ursprünglich ökonomische Sinn der Reklamierung von Fremdautorität – bei (b) und (c) – verblaßt heute mehr und mehr (denn wer möchte schon sparen beim Publizieren?) zu einer bloßen schützenden – und schließlich apotropäischen Funktion.

Anders gesagt: Die Anmerkungen haben sich vielfach auch dort, wo sie lediglich Quellenhinweise geben, von ihrer ursprünglichen, nomo-text-strukturellen Aufgabe emanzipiert und sind in solchen Fällen zu nichtssagenden und daher überlesbaren Sortenmerkmalen veräußerlicht. (Es gibt Universitätslehrer, die ihren Studenten für Examensarbeiten einschlägige Empfehlungen geben). Ein Funktionswandel, der mehr als eine Bemerkung, mehr als eine eigene Untersuchung, der Konsequenzen verlangte.

Analoges muß auch gesagt und zugegeben werden bezüglich des immer bedeutungsentleerteren Gebrauchs bestimmter gerade favorisierter Lexeme, die in gewisse Wissenschaftstexte geradezu hineinprogrammiert erscheinen. (Gegenüber z.B. der Modevokabel *kognitive Relevanz* ist selbst der Komplementärausdruck *affektive Relevanz* erstaunlich selten zu hören; die *kognitive Irrelevanz* ist ganz und gar benachteiligt. – Und bei dem gedankenlosen Neologismus *sozio-kulturell* ist von dem ursprünglich bedeutsamen begriffsbildenden Semantem *sozio-* nur noch die modische Präntention übriggeblieben.)

Nicht soll hier sprachstilpflegerischen Aspirationen das Wort geredet werden, zumal die Zwangsläufigkeit des Sprachwandels auch an der Wissenschaftssprache nicht vorbeigeht. Doch gibt es heute, stärker wohl als früher, die Tendenz, prinzipiell beliebigen, aber möglichst erfolgreichen Teilbereichen der Wissenschaft entstammende “bewährte” Ausdrücke aus ihren inhaltlichen Bezügen zu lösen und als Versatzstücke ziemlich wahllos auf neue (und selbstverständlich immer auch “wissenschaftliche”) Kontexte zu verstreuen. Die Ausdrücke werden damit einer immer rapideren Abnutzung ausgesetzt, so daß sich schon der Vergleich mit anderen Bereichen des modernen Lebens aufdrängt. Und tatsächlich sind es wohl auch tiefer liegende gesellschaftliche Ursachen, die diesen Trend begünstigen; ihm entgegen zu sein oder sich ihm entziehen zu wollen, kann u. U. gewagt sein.

Die Tendenz zum sprachlichen Konformismus auch in den Wissenschaften, plausibel und dennoch ganz zu Unrecht mit der notwendigen wissenschaftlichen Terminisierung zusammengebracht, ist aber alles andere als neu. Doch es dürften bei der heute durch Publikationszwänge immer mehr ausufernden Literaturschwemme die steigenden Risiken nicht leicht genommen werden, wenn immer kurzlebigeren Moden immer ausschließlicher die Einhaltung einer bestimmten Nomenklatur verlangen. Es nimmt sich bisweilen schon fast schamanisch aus, wie da oft die Inhalte mit den Wortkörpern mitgegeben geglaubt werden.

Nicht alle neuen Wörter aber bezeichnen Neues, und nachweisbar hat sich ihre Funktion oft darauf reduziert, Altes vergessen zu machen – nicht durchaus zum Nutzen der wissenschaftlichen Erkenntnisfunktion und des Fortschritts. Von Textsortennormen zu Fachsprache und von da zum uniformistischen Jargon ist ein kurzer Weg, und er ist zurückgelegt, wo heute die Sprache zum terminologischen Schibboleth für wissenschaftliche Präntentionen heruntergekommen ist und sie noch etwas leistet als oligarchisches Textsortenkriterium, doch wenig mehr.

Reduktion pragmatischer Kontextualität: Ausgleich 2. Expositorische Verbalisierung

3.2.0. Der zweite Ausgleich für das pragmatische Defizit schriftlicher Texte gegenüber mündlicher Sprachverwendung besteht in verbaler Explikation, in der expositorischen Erläuterung der “Umstände”. Das ist nicht überall, und immer nur sehr eingeschränkt möglich, je nach der Ausführlichkeit, die das Redeziel verlangt bzw. die der Adressat oder die intendierte Zielgruppe vermutlich zuläßt.

3.2.1. Dieser Ausgleich ist z.B. dem Deutschlehrer bekannt auch im Zusammenhang mit dem Problem des sog. “restringierten Code” und der schriftlichen Spracheroziehung. Was über das Aufsatzschreiben hinaus jede schriftliche Textabfassung

bei Kindern der unteren Schichten so mühevoll macht, ist u.a. eben zuzuschreiben ihrem näheren Umgang mit materialen Kontexten, von denen aus ein sachliches Vor-Einverständnis und eine Zeigegeste oft genügen, um sich wechselseitig von einem Verhalt ins Bild zu setzen. Dabei wird die Abstraktionsebene, die für eine die Sinnenanschauung ersetzende Komplettheit verbaler Codierung erforderlich ist, praktisch nie benötigt. Typisch sind dann die Fehlleistungen in der traditionellen Schulaufsatzsorte "Beschreibung", die etwa durch Finitisierung des Artikels vor neueingeführten Nominalkomplexen sich ergeben usw.

Daß aber Fehlleistungen beim Ausformulieren pragmatischer Prämissen keineswegs schichtspezifisch sind, kann jeder erfahren, der es noch nicht aufgegeben hat, sich etwa aus Zeitungsrezensionen über Konzert-, Film- oder Theaterereignisse zu informieren.

3.2.2. Es ist klar, daß es sich bei dem Kompensat nicht immer notwendig um bloßen "Ersatz" handelt, zumal nicht in "narrativen" Textsorten, in denen sich ja auch das sonst den Informationsintentionen inhärente Ökonomiegebot anders darstellt. Durchaus aber gilt, daß sich die Äquivalenz relational zu den jeweiligen kommunikativen Erfordernissen zu verhalten hat: ein Grundsatz, der allerdings völlig mißverstanden ist, wo von ihm aus an der berühmten Diskrepanz von Erzählzeit und erzählter Zeit Kritik geübt wurde.

Natürlich bieten für die expositorischen Erläuterungen bedeutende Möglichkeiten die fiktionalen Textsorten, und unter ihnen wiederum am meisten Romanerzählungen, da sie nicht nur jeden gewünschten Sachverhalt breit ausmalen können, sondern da – zumindest in bestimmten Romanstilen – erzählerischer Polyperspektivismus jeden erzählten Umstand in beliebig vielen Ansichten und Brechungen wiedergeben kann, was mit Cervantes sich auch textlich-metatextlich bezogen auf den Roman selbst eingeführt hat. – Das typischste und meistzitierte Beispiel für die hier gemeinten Ausgleiche jedoch sind in der Dramaturgie die Regieanweisungen. Überhaupt nicht finden sie sich hingegen in der Lyrik als der "existenziellen Gattung", deren Sprachverwendung performativ und durchaus "nicht-fiktional"²⁶ ist.

3.2.3. Von den schriftlichen Textsorten des praktischen Alltags bieten etwa Sacherklärung, Gebrauchsanweisung, Kochrezept usw. Beispiele für starken Verbalisierungszwang pragmatischer Verhalte, und nicht zufällig auch findet sich hier häufiger Gebrauch von Illustrationen.

Graphische Illustrierung bedeutet einen wirkungsvollen, weil ökonomischen Ersatz: was etwa in einer anatomischen Demonstration gezeigt werden kann, fin-

det sich in anatomischen Handbüchern weitgehend in Form von Abbildungen und bleibt somit auf derselben, nämlich außersprachigen Ebene, ist, wo Sprache interferiert, teilweise durch Pfeile mit Indices etc. noch ökonomischer zu leisten als bei mündlichem Vortrag (der aber in der Regel des Objekts oder der Illustration eben auch nicht entraten kann). Das soll aber an dieser Stelle nicht weiter behandelt werden, denn es kommt hier nur auf die spezifischen schriftlichen Korrelate für z.B. extraverbale deiktische Verhältnisse mündlicher Rede an.

Insgesamt kann jedoch gesagt werden, daß die allenthalben – hier nicht weiter zu begründende – steigende Bedeutung von Illustrationen wohl auch im Zusammenhang steht mit der allgemein zu beobachtenden Tendenz der Entverbalisierung rein demonstrativer Bezeichnungsakte und Hinweise auch im öffentlichen Leben. Solchem Trend zur Vereinfachung einfacher Kommunikationsbedürfnisse steht in merkwürdigem Kontrast gegenüber der teilweise ebenfalls durch offizielle Rationalisierungsmaßnahmen bedingte, immer schwieriger werdende Umgang mit behördlichen oder gewissen geschäftlichen Texten (der rezeptive wie der gewissermaßen produktive, etwa beim Ausfüllen von Formularen). Nicht, daß nicht meist auch ein – allzu reiches – Angebot an Erklärung und Benutzungsanweisung bereitstünde, doch zeigt schon etwa ein Blick auf die erklärende Einführung für eine Steuererklärung oder für ein gewöhnliches Bahnhofskursbuch die Alibifunktion. Für den Normalbenutzer scheinen diese Hinweise nicht gemacht zu sein, sondern allenfalls als Regel-Kodifikation für ohnehin schon Kompetente.

Gelegentlich scheint der Verdacht nicht abwegig, daß der Benutzer gegenüber dem technokratischen Aufwand absichtlich hilflos gemacht werden soll. Es verfestigen sich damit aber nicht allein autoritäre Strukturen, sondern es kann auch, etwa im Falle von "umseitigen" Bestimmungen und Klauseln bei Kaufverträgen o.ä. der Kontrahent u.U. versteckten Bedingungen ausgeliefert werden.

Auf weniger sittenwidrige, aber funktional ähnliche Weise finden Überrumpelungen dieserart aber auch in wissenschaftlichen Texten, ja sogar auch in mündlichen Kommunikationssituationen statt, wo bei dem entwaffnenden wissenschaftlichen Apparat oder hochgestochenen Vokabular nicht selten der Verdacht sich nahelegt, daß die Kritik des Rezipienten lahmgelegt werden soll (über Techniken und Praktiken des Zitierens s.o. 98).

3.2.4. Rhetorische (appellierende) Texte an ein großes Publikum schließlich tendieren in ihrer persuasiven bzw. imperativen Funktion naturgemäß zur maximalen Vereinfachung und Eliminierung der aus Umsetzung von pragmatischen Sachzusammenhängen und Sachverhalten in Sprache resultierenden intellektuellen Anforderungen.

Denn sogar schon viele pragmatischen Präsuppositionen, die in die verbale Struktur eingegangen sind, dirigieren nach Maßgabe ihrer Informationshaltig-

keit zunächst den Verstehensprozeß auf eine Ebene der “language of statement” (Austin), von welcher aus der Rezipient dann in einem zweiten Schritt erst den anzuerkennenden Imperativ realisieren kann. Die damit verlangte reproduktive und produktive Anstrengung steht offensichtlich in Konkurrenz mit der Absicht der Überredung, die am schnellsten dann zum Ziel gelangt, wenn der pragmatische Kontext, d.h. die Voraussetzungen zur erstrebten Tatbereitschaft nicht erst durch den Text erklärend vorgestellt werden müssen. Vielmehr wird der Anschein erweckt, daß alle Vorbedingungen sich mühelos und notwendig aus der Rezipientenkompetenz selbst ergeben, daß mithin die intendierte Tatbereitschaft das von den Hörern/Lesern selbst Gewußte und eigentlich auch Gewollte sei²⁷: je voraussetzungsloser, desto effektiver der persuasive Akt.

Es liegt in der Logik der Sache, daß bei solchen Kommunikationssituationen in dem Ausmaß, in dem Überredung vor Aufklärung rangiert, die Interessen des/der Emittenten vor denen der Adressaten dominieren. – Indessen kann sich die Manipulation durchaus demokratisch gebärden, da bei der Mehrzahl der Menschen die Mühelosigkeit suggestiv aufbereiteter Textrezeption allemal vorgezogen wird vor der Beschwerlichkeit der Entscheidung aus pragmatischer Kontextrestitution, d.h. der Entscheidung nach dem Erwerb sachlicher Kompetenz und damit eigener Urteilsfähigkeit. – Doch das sind hier und heute recht triviale Feststellungen.

Reduktion pragmatischer Kontextualität: Ausgleich 3.

Interpretabilität

3.3.0. Die Interpretierbarkeit und Interpretationsbedürftigkeit eines schriftlichen Textes soll hier als dritter Schwerpunktbereich angesehen werden, durch den die aus den pragmatischen Defiziten der Schriftkonstitution von Sprache gegenüber ihrer mündlichen Verwendung entstehenden Verstehenshindernisse generell eine Entlastung erfahren können. Das mag etwas paradox klingen, ebenso wie die sehr wohl begründbare Behauptung paradox klingen muß, daß von der Interpretierungsbedürftigkeit schriftkonstituierter Texte ihr gesellschaftlicher Autoritätsstatus mit abhängig ist. Es handelt sich in der Tat aber nur scheinbar bei der Interpretabilität um ein einseitig von der Rezeptionsseite der Kommunikation her zu behandelndes Phänomen. Denn der gegenüber dem Aufnehmen und Verstehen gesprochener Sprache grundsätzlich differente Rezeptionsstatus bei schriftlichen Texten hat logischerweise

auch für den Hervorbringungsprozeß, d.h. besonders für den “Erstemittelten” (als der vor Auftraggebern und Verlegern etc. hier immer der Autor angesehen werden soll) seine Konsequenzen.

Gegen den Einwand, daß – modifiziert – auch für mündliche Rede die *hermeneutische* Problematik im weiteren Sinne eigentlich mitzu-thematisieren ist, soll hier ausdrücklich *nur* über den von einem Autor immer unbewußt in Rechnung gestellten (oder bewußt manipulierten) Umstand gesprochen werden, daß “Lese-Verstehen” nicht auf linear verlaufende Decodierungsprozesse angewiesen ist, d.h. daß das richtige Verständnis nicht als simultan gegeben vorausgesetzt (oder erhofft) werden kann.

Dies zwingt den Autor, um weitestmögliche Approximation von Redeabsicht und Sprachcode zu erreichen, einerseits wieder zu einer rigoroseren Einhaltung bestimmter grammatischer und semantischer Normen als sie in mündlicher Sprachverwendung nötig ist, andererseits zu einer besonders abgewogenen Redundanz, denn diese kann ja nicht nur ein verstehensfördernder, sondern auch -hemmender Faktor sein. Da die Rekursionsmöglichkeit beim Lesen die mündlich normale Redundanz überflüssig macht, bedeutet z.B. das Auftreten schriftlicher Redundanz einen erneuten potentiellen Informationsfaktor, der anders bewertet wird als bei Mündlichkeit. Gegebenenfalls genügt im Schriftlichen für eine ausdrücklich gewünschte Wiedererinnerung der Hinweis *s.o.S.* ..

Bei der Mehrzahl schriftlicher Textsorten muß überdies ein Autor sich bewußt halten, daß die tatsächlichen Rezipienten nicht identisch sind oder sein müssen mit den tatsächlich bzw. zum Schein gemeinten Adressaten (das gilt nicht minder natürlich für mündliche Rede). Das bedeutet, daß die Sprachcodierung in einer ganz besonderen Weise auf die einerseits gewünschte, andererseits die als möglich erwartete (u.U. in Kauf zu nehmende) Rezeption Rücksicht nehmen muß.

Grundsätzlich muß der Schreiber eines für den Druck bestimmten Textes, aber auch etwa eines Privatvertrages, Testaments u.ä., mit der “Auslegung” des Schriftstückes rechnen, m.a.W. er muß, da er eine verbindliche pragmatische Situierung durch den Rezipienten nicht vorschreiben kann, sich über die letzte semantische Indeterminiertheit im klaren sein, auch schon darum, weil vorauszusetzen ist, daß sie von den Lesern bewußt oder unbewußt angenommen wird.

3.3.1. Außer den fiktionalen Gattungen erfüllen diesen Tatbestand vornehmlich Textsorten wie Parteiprogramme, Gesetze etc. Bei letzteren ist es die faktische Unbegrenztheit der denkbaren pragmatischen Konstellationen, die im Interesse der Rechtsobjektivität zu einem starken Allgemeinheitsgrad der Formulierung des Gesetzestextes geradezu zwingt, so daß trotz der gegenläufigen, aus dem Prinzip individueller Angemessenheit entstammenden Tendenz der pragmatischen Limitierung der Fälle bei Gesetzestexten ("Fallgerechtigkeit") der Richter immer ein Deuter und Exeget bleibt.

Auch in die Parteiprogramme werden die Ausdeutungsspielräume geradezu mit hineinprogrammiert. Mit Ausnahme des Umstandes, daß dies hier geschieht, um die Utopie nicht als solche erscheinen zu lassen, weisen solche Texte manche gemeinsamen Merkmale mit den fiktionalen Textsorten auf²⁸, doch wäre das in einer eigenen Untersuchung auszuführen.

Der die semantische Indeterminiertheit des Textes voraussetzende Leser ist bestrebt, nicht allein "in den Sinn" der Worte einzudringen, sondern "hinter den Sinn" zu kommen: hinter den "Hintersinn"²⁹, nämlich: die Absicht nicht der Information sondern des Informanten, dessen Informationsinteresse, prägnant: die L ü g e . "Lügen" definieren wir als die speziellen, durch Adressatenbezogenheit bedingten Modifikationen einer in die Informationseinheit eingehenden individuellen oder kollektiven Interessenstruktur. Daß jede intentionale Sprachverwendung somit Lüge enthält, hat zuerst Wittgenstein in dieser Radikalität formuliert³⁰.

Konkret ist Lüge natürlich auch die gezielte Auslassung oder Unterschlagung pragmatischer Begleitfaktoren bei signalisierter einschlägiger Informationsabsicht. — Mitumgriffen bei der Lüge ist zwar immer die sog. "Beziehungsebene", die ja in jedem Fall für die Codierung konstitutiv ist, doch muß hier der Begriff der "Beziehung" insofern weiter gespannt werden, als ja gedruckte Texte merkmalhaft durch weitere Diffusion und Anonymheit der Rezipienten gekennzeichnet sind, mithin die "Beziehungsebene" hier zum sozialpsychologischen Faktum und Faktor wird.

Das Wissen des Autors um diese Kommunikationskomponenten — wenn auch nicht notwendig um deren Konsequenzen — ist der systematische Fundierungshorizont von Schriftlichkeit überhaupt.

3.3.2. Das irritierende Problemgebiet der hermeneutischen Theorie in Bezug auf den literarisch-fiktionalen Textsortenbereich soll unter unserem Gesichtswinkel hier nur berührt werden.

“Dichtung” sei vieldeutig. Sie ist es objektiv schon deshalb, weil sie keinerlei pragmatischen Verbindlichkeitsanspruch hat. Damit haben hier Verstehensvorgänge prinzipiell auch keine unmittelbaren empirischen und operationalisierbaren Konsequenzen – außer etwa neurologische. Man kann nichts “machen” mit Poesie außer spielen, und ein jeder tut’s offenbar auf seine Weise. Alle – wenn nicht analytischen (interpretierenden), so doch – synthetischen (evaluierenden) Tätigkeiten bleiben vor dem Hintergrund der gesellschaftlich gesetzten ethisch-ästhetischen Prioritäten subjektiv.

Die erste Frage ist – oder war doch: was meinte der Dichter?; die zweite nun: was meint diese Frage? – den Autor? oder den Text? oder mit beidem nur die Folie, vor der sich je eigenes “produktives” Verstehen abheben kann?

Und was bedeutet “Dichtung” gegenüber “expositorischer” Sprache? Lediglich ihren eigenen Anspruch? Und sind die Dunkelheiten und Unbestimmtheiten *g e m e i n t*, Vexierspiele, vor verschiedenem pragmatischen Hintergrund entsprechend verschieden pragmatisch zu beziehen³¹, aufzulösen je nach Temperament und Zeitgeist? “Ambivalenz”, “Polyvalenz”, “Multifunktionalität”: bestimmt als so-zu-genießende, nicht weiter aufzulösende, im Sinne eines intendierten semantischen Pluralismus (so wie ihn T.S. Eliot verkündete)? – Oder ist hier “Verstehen” die hermeneutische Kategorie, die ihren Sinn abgibt an eine an radikal historisierte Erzeuger- und Empfängerstandorte angebundene “Horizontverschmelzung” (Gadamer)?

Die Unklarheiten sind allenfalls klärbar aufgrund der je spezifischen Fragestellung; allgemein gestellt scheinen die Fragen allgemein durchaus nicht beantwortbar. Und womöglich haben alle bisher gegebenen Antworten im Grunde den Status von Bekenntnissen. Auch diese sind ja Antworten, aber auf endogenere Fragen; ihr intersubjektiver Anspruch ist herabgesetzt. – Unter dieser Prämisse sei das folgende entweder gelesen oder beiseitegelegt.

Unaktuelles zum Thema “Dichtung”

Auf die oben aufgezählten Fragestellungen eine Antwort zu geben, dürfte auch deshalb kaum möglich sein, da die Einheit des Begriffs “Dichtung” selbst, als eine “Übergattung” mitsamt seinen von der poetischen Gattungslehre nicht mehr beschreibbaren “Untergattungen” fraglich geworden ist.

Denn was ist die Einheit einer Gattung, in der Mythos und Utopie und die anarchisierende Sinnlichkeit zu Entwürfen einer gesellschaftlichen und in-

dividuellen Identitätsfindung sich sammeln, einer Suche nach G e g e n -
w a r t ?

Die Grammatik der Textsorte, deren Daseinsmöglichkeit auf dem Gesetz permanenter Innovation beruht, ist nicht anders schreibbar denn als Grammatik der Zeit. Einige Deklinationen sind bekannt; aber die Syntax?

Der Zweite Weltkrieg – vorgedacht als ein “Kunstwerk” des Futurismus, in Szene gesetzt dann von einem Faschismus, dem das Wort nicht mehr zu Gebote stand: als totale Pragmatik, “Ästhetisierung der Politik” (W. Benjamin); Nero und sein brennendes Rom. Und Robbespierre, der Wortkarge. Eine Tendenz der Kunst: Ersatz der Worte durch Praxis.

Und “Dichtung” andererseits, als pragmatikenthobene und ganz allein aufs Wort bezogene eine relativ junge Erfindung: Verbalgenuß mit seinem schlechten Gewissen entweder: mit politisch-ideologisch-pädagogischen Akzessorien, oder isoliert mit seinem l’art pour l’art-Zynismus: “Dichtung” – zwischen Naivität und eisigem Formalismus die Spielräume abmessend für eine humane Lebensweise.

“Ästhetische” Expression stünde unter einem anderen Kommunikationsstatus, der womöglich nicht aus den Regeln der “effizierenden” Kommunikationspraxis zu erklären ist. Und die Vermutung sei schließlich ausgesprochen, nachdem die Sprachidealismen der anderthalb Jahrhunderte von Herder bis B. Croce genügend diskreditiert sind: es könnte sich am Ende doch so verhalten, daß die Regeln unserer Alltagskommunikation nur ein defizienter Modus aus den umfassenderen der ästhetischen Expression sind³². Daß die in ihrer Bedeutung heute neu gesehene Ebene der “Beziehungskommunikation” nur der aus dem Verbalen weitgehend verdrängte Selbstaussdruck ist.

Der “Dichter” (auch anders nennbar) als Arrangeur der Dunkelstellen, nicht als Mystifikator, doch als der vielleicht, der eine Sprache hat für die Dunkelheit, die sich im Normallicht der Umgangskommunikation benimmt wie Silberbrom. Der in der an Wirtschaftlichkeit orientierten und auf sie festgelegten modernen Sprachpraxis die scheineliminierten sprachimmanenten Polysemien manipuliert, “aufklärt”; Vieldeutiges eindeutig beschreibend, nicht umgekehrt; doch der, vor der Folie eines auf die basalen menschlichen Kommunikationsmittel konsequent ausgedehnten technologischen Absolutheitsanspruchs³³ in den Ruch mystischer Ambiguität geraten ist – nicht ohne vielseitiges Zutun freilich.

Man könnte – unter ontologischem Perspektivwechsel – auch umgekehrt sagen: Unter der Voraussetzung, daß die verbale Alltagsperformanz für sich genommen ein defizienter Modus des Gesamt-“Handlungsspiels” (S.J. Schmidt) Kommunikation ist, die nur aus der Bezogenheit auf die industriell gemachte oder machbare Kunst-Natur unserer Umwelt, aus sich allein aber durchaus nicht erklärbar ist, bleibt diese Sprache wesensmäßig einer größeren Uneindeutigkeit verhaftet und ausgeliefert: eben der Ambiguität des Technischen.

“Dichtung” – eindeutig also und vieldeutig zugleich; und die Problematik wird nicht gerade entlastet durch die diachroniebedingten Verstehensbarrieren, die als unübersteiglich proklamiert werden, und das erstaunlicherweise häufig in Personalunion mit eben den Republikausrufern, die die Literatur für abgedankt erklären, weil ihre Ideologiefunktion endgültig durchschaut sei. Doch ist es voreilig, wenn nicht widersprüchlich, die Funktion einer Sache, über die man an sonst verstandesmäßig nichts zu vermögen zugeben muß, durchschauen zu wollen³⁴. Nicht zu vereinen mit dem eigenen Anspruch scheint jedenfalls die “antiautoritäre” verstehenstheoretische Indifferenz, die oft im Gefolge der neuen Welle anzutreffen ist, sich gar auf den “hermeneutischen Zirkel” beruft, dessen logische Ausweitung auf Alltagsperformanz aber offenbar in ihren Konsequenzen kaum weiter reflektiert.

Unsere Gegenwart ist unsere Vergangenheit. “Synchronie” und “Diachronie” als formale Methodenbegriffe der Linguistik scheinen nicht geradewegs übertragbar auf Kommunikationsvorgänge mit literarischen Werken. “Diachronie” kann wohl auch nicht durch die ins Gerede gekommene “Literaturgeschichte des Lesers” hergestellt werden. Und “Synchronie” gibt es, genau genommen, auch nicht, oder sie ist die Produktion für sich und die Rezeption für sich; oder, weigert man sich die Unterscheidung mitzumachen: das *H a p p e n i n g*, das, da es keine Zeit vor und hinter sich hat, konsequent auch Sprache zu beseitigen neigt zugunsten reiner, anarchisch-libidinöser Pragmatik, das neigt zur Einäscherung Roms.

Die Problemstellung nach den Möglichkeiten der pragmatischen Ausgleiche im “Soziolekt” Schriftsprache, die uns auf die Frage der kalkulierbaren und kalkulierten Interpretationsbedürftigkeit der Texte geführt hatte, stellt sich also in *e i n e m* Textbereich anders bzw. kehrt sich durchaus um. Die Interpretation hier sucht nicht Ausgleiche für die pragmatische Einbettung normal-sprachiger Textverwendung und kann auch nicht die Dunkel- oder Leerstellen in diesem Sinne durch variable Bedeutungsattribution vor der Matrix einer

auf diese Pragmatik festgelegte Umgangssprache zu kompensieren versuchen.

Anders gesagt: In der Umgangssprache ist die apriorische "Sinn"-suche des Poetischen lediglich delegiert von dem verbalen Bereich auf die a-posteriorische im Bereich der tatsächlich gegebenen Pragmatik, auf die sie ja ganz angewiesen ist. Und diese pragmatischen Gegebenheiten, die total funktionalistische Kunstwelt und ihr technischer Auspuff sind heute dabei, eine noch immer hoffnungsfrohe Zivilisation schaurig zu öffnen.

Doch wir sprechen von Politik. Und freilich auch: von einer sich ihrer politischen Prämissen bewußten Kommunikationswissenschaft.

Anmerkungen

- 1 Der Terminus wurde, so weit ich sehe, zuerst gebraucht bei Bense, M.: Theorie der Texte. Eine Einführung in neuere Auffassungen und Methoden, Köln 1962, 134. Ausführliche Literaturhinweise bei: Gülich, E. und Raible, W.: Textsorten. Differenzierungskriterien aus linguistischer Sicht. Frankfurt M, 1972, 216 - 29. – Der Aufsatz von Stempel, W.D.: Gibt es Textsorten?, in: Gülich/Raible (Hrsg.): Textsorten, 175 - 79, bringt u.E., auch mit der anschließenden Diskussion, wenig Klarheit. Mit dem neuerdings mit Pragmatik immer stärker angereicherten, fast schon überlastig gewordenen Textbegriff hat auch der Textsortenbegriff naturgemäß eine starke Ausweitung erfahren, auch etwa bei Glinz, H.: Textanalyse und Verstehenstheorie I. Frankfurt M, 1973, 83.
- 2 Vgl. Gniffke-Hubrig, Chr.: Textsorten. Erarbeitung einer Typologie von Gebrauchstexten in der 11. Klasse des Gymnasiums; in: DU 24, 1972, H.1. Hasubeck, P. und Günther, W.: Sprache der Öffentlichkeit. Düsseldorf 1973.
- 3 Vgl. Brinker, K.: Zum Textbegriff in der heutigen Linguistik. In diesem Bande, S. 9 - 41.
- 4 "Wenn man das Element der Intention aus der Sprache entfernt, so bricht damit ihre ganze Funktion zusammen.": Wittgenstein, L.: Philosophische Bemerkungen. Aus dem Nachlaß hrsg. P. Rhees, Frankfurt M, 1964. Starke Betonung der zu den Textsorten je hinzukommenden Emittentenabsichten auch bei: Glinz, H.: Textanalyse, S. 83 f.
- 5 Vgl. die Bibliographien bei: Ihwe, J. in: Replik 2, 1968, 28 - 42. Und bei: Harweg, R.: Pronomina und Textkonstitution, München 1968.
- 6 Vgl. Günter, Heintz: Sprachspiel und Dichtung. Wittgensteins Bedeutungslehre und die Textbetrachtung, in: DU 24, 1972, 98 - 119.

- 7 Schmidt, Siegfried J.: Das kommunikative Handlungsspiel als Kategorie der Wirklichkeitskonstitution. in: K.G. Schweisthal (Hrsg.): Grammatik, Kybernetik, Kommunikation. Festschr. A. Hoppe. Bonn 1971, 215 - 27; ders.: Text und Bedeutung. Sprachphilosophische Prolegomena zu einer textsemantischen Literaturwissenschaft, in: Poetics I, 1971, 83 - 112.
- 8 Wunderlich, D.: Pragmatik, Sprechsituation, Deixis. in: LiLi 1, 1971, 153 - 90. – Maas, U./Wunderlich, D.: Pragmatik und sprachliches Handeln. Mit einer Kritik am Funkkolleg 'Sprache'. Frankfurt M. 1972. Darauf stark Bezug nehmend: Sandig, B.: Beispiele pragmlinguistischer Textanalyse, in: DU 1, 1973, 3 - 22. Problematisch im einzelnen sind die gebrauchssprachigen Textsortenklassifizierungen mittels Merkmaloppositionen bei Sandig, B.: Zur Differenzierung gebrauchssprachiger Textsorten im Deutschen, in: Gülich/Raible: Textsorten, 113 - 24. Ähnlich – aber noch angreifbarer: Deutrich, K.H.: Aufnahme und Archivierung gesprochener Hochsprache. In: Texte gesprochenener deutscher Standardsprache I. München/Düsseldorf 1971, bes. 23 - 28.
- 9 Etwa bei: Schmidt, S.J.: 'Text' und 'Geschichte' als Fundierungskategorien. In: W.D. Stempel (Hrsg.): Beiträge zur Textlinguistik. München 1971, 49: „..Gat-tungsrollen/Sprechsorten, die gruppenspezifischen Handlungsrollen entsprechen (Gruppen- und Sondersprachen, Zeremoniesprache usw.) bzw. Sprechrollen/Intentionsrollen, die sich aus sozialen Handlungsrollen ergeben (Politikerrede, Lehrerrede).“ – Allerdings bleibt hier durchaus unklar, welchen theoretischen Ort die vorgenommene Distinktion von “Sprache” und “Rede” oder von “Sprechsorte” und “Sprechrolle” haben soll (denn es paßt, wo etwa Politikerrede und Zeremoniesprache einander gegenübergestellt werden, offenbar weder eine Fundierung in der begrifflichen Opposition von Kompetenz und Performanz, noch von “texte” und “discours” noch gar von Sozio- und Idiolekt.)
- 10 Dazu vgl. Watzlawick, P./Beavin, J.H./Jackson, D.D.: Menschliche Kommunikation. Formen, Störungen, Paradoxien. Stuttgart ³1972, 53 ff.
- 11 Vgl. Glinz, H.: Textanalyse, 83 f.
- 12 So z.B. früher in der Schweiz; wo das Alemannische nicht als ein einfache Lebensverhältnisse abbildender Soziolekt fungiert, ist es dort, wo ihm als “Nationalidiom” besondere Pflege zuteil wird, allenfalls zum Soziolekt beschränkter, auf kulturelle Autonomie pochender bürgerlicher Gruppen degeneriert.
- 13 Vgl. Anm. 3; auch: Scherner, M.: Text und Sinn, in: DU 24, 1972, H. 3, 51 ff.
- 14 Neben der “Textlichkeit” originär mündlich konzipierter und geäußelter Sprache ist eigentlich die der tatsächlichen Festgehaltenheit eine andere Frage. Ein Sprachgebilde kann überhaupt nicht zu einem Untersuchungsobjekt erhoben werden, wenn ihm dieses Merkmal der Festgehaltenheit abgeht; von “Textwissenschaft”, sofern sie ihren Anspruch auf Intersubjektivität und jederzeitige Nachprüfbarkeit nicht aufgibt, könnte jedenfalls bei der Ausweitung auf nicht u n t e r - s u c h b a r e und nicht quantifizierbare Gebilde nicht mehr gesprochen werden.

Denn einzig der festgehaltene Sprachakt ist der Objektivierung fähig. – Zudem existiert für das Gesamt aller geäußerten Sprache ja bereits der Performanzbegriff. Mit diesem wäre allerdings die zweite Fassung des Textbegriffs bei Glinz, H. (Textanalyse, 21 f.) ziemlich identisch; Glinz hat damit seinen zuvor allerdings recht widersprüchlichen Textbegriff aufgegeben, in welchem die auf Dauerhaftigkeit der Sprachäußerung angelegte Intention des Sprechers zu einem Indiz gemacht worden war: Glinz, H.: Linguistische Grundbegriffe. Bad Homburg v.d.H. 1970 121 ff. – P. Hartmann, von dem mit der Betonung des Textes als des originären sprachlichen Zeichens wesentliche Anregungen aber auch Mißverständnismöglichkeiten ausgegangen waren, versteht unter "Text" jedenfalls Sprache in manifestierter Erscheinungsform, bei der (lediglich) die "materiale Komponente" des Zeichenträgermaterials gleichgültig sei: Hartmann, P.: Texte als linguistisches Objekt. In: Stempel (Hrsg.): Beiträge, 10. – Auch für Scherner ist entscheidend, daß die Rede in einem Sekundärsystem fixiert sei. Bei Grimminger, A.: Literarische Kommunikation, in: Linguistik und Didaktik 12, 1972, 281, wird der Begriff "Text" "ausschließlich – im Unterschied zum jetzt variierenden Sprachgebrauch – für die schriftliche Konserve verwendet."

- 15 Die Schwierigkeiten, etwa den "Satz" allgemein zu definieren, beruhen wohl auch darauf, daß man oft den sprachlichen Satz sowohl als Gebilde der "langue" als auch der "parole", unter Einschluß der Mündlichkeit zu definieren suchte. Das wäre allerdings unmöglich, wenn der "Satz" a priori ein auf (schriftlich) verfaßter Sprachperformanz aufruhendes normatives Konstrukt ist. Für mündliche Rede mag es sinnvoll sein, statt von "Satz", von "utterance" generell zu sprechen. – Es kann mit großer Sicherheit vermutet werden, daß sich das syntaktische Satzreglement auch noch nicht mit der Schriftlichkeit an sich, sondern erst mit den ersten grammatischen Kodifikationen herausgebildet hat, die ihrerseits erst mit der massenhaften Verbreitung schriftlicher Texte aufkamen (und bis dahin liegt, seit Beginn der Schriftlichkeit, in Griechenland ja immerhin ein halbes Jahrtausend).
- 16 Gemeint ist damit zunächst immer die schriftliche Erstkonstitution, nicht die schriftliche Konservierung von für Mündlichkeit konzipierter Rede. Diese hat in Schrifttexten jeweils Zitatcharakter, da sie in der Konservierung nie ohne originär schriftkonstituierten, pragma-ersetzenden Rahmen erscheinen kann.
- 17 So konnte Th. Mann etwa in einem Erwidernsschreiben bezüglich der Realität oder Irrealität der letzten Szene von *Lotte in Weimar* (Brief an F. Grünbaum vom 20.II.1947), nachdem er zunächst als Autor geantwortet, dann halb ironisch fortfahren: ".. Ich habe den Verdacht, daß Lotte .. so tief (danach) verlangt .."
- 18 Sandig, B.: Zur Differenzierung, 118. – Vieles bleibt in Sandigs Tabelle freilich unklar, z.B. in welchen Fällen etwa die Textsorte "Brief" auch Restriktionen im Tempusgebrauch unterliegen soll. Grundsätzlich ist aber bei der Autorin der vernachlässigte kategorial differente Status mündlicher und schriftlicher Textsorten zu kritisieren. Diese sind, für die angesetzten Merkmaloppositionen,

- jedenfalls sehr unterschiedlich kompatibel: Denn was ist z.B. "Reklame" denn für ein Text? Welchen Sinn hat für eine so undefinierte Textsorte die Anwendung der Kategorie "Spontaneität"? – Oder was soll z.B. das (bejahte) Kriterium der Gleichberechtigung der Kommunikationspartner etwa für die Textsorte "Vorlesungsmitschrift" beinhalten?
- 19 Watzlawick, Menschliche Kommunikation, 68 - 70.
- 20 Ebd, 53 - 56.
- 21 Ebd, 55.
- 22 Schmidt, S.J.: Bemerkungen zur Wissenschaftstheorie einer rationalen Literaturwissenschaft. In: Schmidt, S.J. (Hrsg.): Zur Grundlegung der Literaturwissenschaft, München 1972, 48: "der 'ontologische' Charakter des Sprechens als kommunikatives Handlungsspiel bleibt in geschriebener Rede nur dann erhalten, wenn in ihr – als der isolierten sprachlichen Komponente des kommunikativen Handlungsspiels – die in gesprochener Rede begleitenden nichtsprachlichen Faktoren sprachlich kompensiert werden, durch größere Explizitheit, durch Zusatzimplikatoren wie Situations- und Partnerbeschreibung, durch intakte Substitutionsverhältnisse etc."
- 23 Klaus, G.: Semiotik und Erkenntnistheorie. Berlin ²1969, 67-77.
- 24 Z.B. Wunderlich, D.: Tempus und Zeitreferenz im Deutschen. München 1970, 96 - 102. – Sandig, B.: Zur Differenzierung, 113 - 23. Deutrich, K.H.: Aufnahme, 27.
- 25 Dazu (Kommentar-Analyse-Interpretation-Exegese) vgl. Beck, G.: Prolegomena ad textus. In: Festschr. für Ladislaus Mittner, Venezia 1973.
- 26 Hamburger, K.: Die Logik der Dichtung. Stuttgart 1957, 144 - 61.
- 27 Eco, U.: Einführung in die Semiotik. München 1972, 184 ff.: Aufgrund einer Einteilung in eine Rhetorik A (als generative Technik) und eine Rhetorik B (als Schatz von Argumentationstechniken) vermischt Eco m.E. unzulässig die sprachlich-technischen Möglichkeiten und die Ergebnisse und Folgen: der ersten Rhetorik (A) eigne eine e f f e k t i v e Bewegung, während die zweite Rhetorik nur zu neuen Entscheidungen zu führen scheine: sie treibe "uns schließlich dazu, das zu tun – wenn auch auf scheinbar verschiedene Art –, was wir schon immer getan haben". (186) – Man könnte, m.E. mit größerem Recht, umgekehrt behaupten, daß die Rhetorik sich bemühe, auf scheinbar identische Art das zu tun, was wir noch n i c h t immer getan haben.
- 28 Bei Iser, W.: Die Appellstruktur der Texte. Konstanz ²1971, 10 wird m.E. die Schwierigkeit verschleiert, die Austinsche Dichotomie von language of statement und – performance als literarisch unterscheidende Kriterien zu gebrauchen, wenn Iser die "Realität" der Gesetze in den von ihnen geschaffenen Verhaltensnormen erblickt. Denn wie stünde es dann bei politischen Aktionslösungen?

- 29 (Der umgangssprachige Ausdruck steht an dieser Stelle, um bei dem terminologischen Wirrwarr von "Absicht", "meaning", "Sinn", "Bedeutung" usw. die Gefahr eines Mißverständnisses nicht zu vergrößern).
- 30 Vgl. dazu auch: Günter, Heintz: Sprachspiel und Dichtung. Wittgensteins Bedeutungslehre und die Textbetrachtung. In: DU 24, 1972, 98 - 119.
- 31 So: Iser, W.: Die Appellstruktur, 13. Und ähnlich: Schmidt, S.J.: Bemerkungen zur Wissenschaftstheorie, 41 - 65. Ders.: Ist Fiktionalität eine linguistische oder eine texttheoretische Kategorie? In: Gülich/Raible (Hrsg.): Textsorten, bes. 66 - 71.
- 32 Vgl. Coseriu, E.: Thesen zum Thema 'Sprache und Dichtung'. In: W.D. Stempel (Hrsg.): Beiträge, bes. 185 und 187.
- 33 Horkheimer, M./Adorno, Th. W.: Die Dialektik der Aufklärung. Frankfurt M. 1971: Sprache hätte die Negation der Verdinglichung zu leisten, was eigentlich "das wahre Anliegen des Geistes" sei. Sprache werde zum Instrument einer technisierten Vernunft, und diese selbst "zum bloßen Hilfsmittel der allumfassenden Wirtschaftsapparatur" (30), zum "intellektuellen Ausdruck der maschinellen Produktionsweise" (94).
- 34 Vgl. Heinrich Bölls Rede zur Verleihung des Literatur-Nobelpreises in Stockholm 1973 (teilabgedruckt in der Tagespresse).

JEAN FOURQUET

DER TEXT UND SEIN BEIDERSEITIGES HINTERLAND

Schöpfung und Nachschöpfung

Der französische Examinator, der die Übersetzung eines gehaltvollen deutschen Texts zu beurteilen hat, macht immer wieder diese Erfahrung: Er kann nach dem Grad von Verständnis des Texts, den die Übersetzung durchscheinen läßt, bemessen, wie weit der Kandidat in seiner Ausbildung als Germanist, d.h. als Kenner deutscher Literatur und Kultur, fortgeschritten ist.

Ein allerdings extremer Fall war dieser: In einer Stelle aus Gundolfs 'Goethe' fand sich, in Bezug auf die Haltung des alternden Dichters, der Ausdruck 'Goethes Geheimrätlichkeit'. Die mißglückten Versuche, diese Bildung zu deuten, zeigten, daß viele Studenten keine Ahnung davon hatten, was dieser Titel an gesellschaftlicher Stellung bedeutete; sie wußten auch nicht, daß dieser Titel dem Dichter verliehen worden war.

Möglicherweise wäre diese Stelle auch für junge Deutsche um die Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts rätselhaft gewesen; wenn auch die Wahrscheinlichkeit höher war, daß sie eine gelegentliche Anspielung auf diesen Titel gehört hätten.

Wenn auch die Sprachelemente *geheim* und *Rat* und die Bildungsweise mit den Suffixen *-heit* und *-lich* bekannt waren, fehlte zum Verständnis ein weiter Komplex von Kenntnissen, der dem Ordinarius, der den Text aufgegeben hatte und Goethes Lebensgeschichte im einzelnen kannte und zur Deutung der Werke heranzog, etwas Selbstverständliches war; wie er auch mit Gundolfs Stil und kühnen Wortschöpfungen vertraut war.

Verallgemeinernd stellen wir fest: Bei fortgeschrittenen Studenten, die die deutsche Sprache befriedigend beherrschen, verlangen wir zum vollen Verständnis deutscher Texte mehr als Sprachkenntnis; wir verlangen Sachkenntnis, außersprachliche Kenntnisse verschiedenster Art, die zum Verständnis einen bedeutenden Beitrag liefern.

Unsere Hochschulpraxis der Textinterpretation (*explication de textes*) zeigt, daß des Heranziehens außertextlicher Daten zur Deutung einer Stelle kein Ende ist. Es ist sozusagen eine asymptotische Annäherung an das absolute Verständnis, wenn es ein solches gibt. Zum Kommentar von Goethes *Geheim-*

rätlichkeit gehören nicht nur eine Definition des Titels Geheimrat, wie sie etwa im Konversationslexikon zu finden ist, und das Wissen darum, daß Goethe diesen Titel bekommen hatte; es gehörten unter anderm dazu noch Goethes Äußerungen darüber im Gespräche mit Eckermann, Zeugnisse der Zeitgenossen, ja Bildnisse des alten Goethe.

Für mich, der ich als Kind den Geheimrat Kluge in Freiburg auf der Straße gesehen hatte, den man auf ihn aufmerksam gemacht hatte, ist die Ehrfurcht, die den Träger des Titels begleitete, ein gefühlsmäßiges Erlebnis, das ich auf das Bild des alten Goethe bei Gundolf im Unterbewußtsein übertrage.

Dies schon könnte klar machen, daß die mit einem Signifiant (Signans, Signifikant) verbundenen Vorstellungen von einem Individuum zum andern verschieden sind, wenn auch eine unleugbare Konvergenz auf Grund einer annähernd gleichen Ausbildung (so bei einer Altersklasse französischer Germanisten) nicht ausgeschlossen ist.

Die Menge der außertextlichen Elemente, deren Kenntnis – ob erfahrungsmäßig, ob buchmäßig – zum Verständnis eines Texts beiträgt, nennen wir kurz das *Hinterland* des Texts. Zum Begriff "Hinterland" gehört eben eine unbestimmte Ausdehnung vom betreffenden Territorium aus.

Was in der Unterrichtspraxis in den Vordergrund gerückt ist, ist natürlich der Standpunkt der Rezeption; beim Dozenten wie beim Studenten kommt es zunächst auf das Erleben des Textes an, auf eine Annäherung an den – unausschöpflichen – Endsinn der Stelle.

Es wurde oft genug darauf hingewiesen, daß dieser Sinn zu einem bedeutenden Teil eine Schöpfung des Deuters ist und je nach dem Deuter verschieden ist. Wir nennen dies eine Nachschöpfung, um es von der schöpferischen Tat des Autors zu unterscheiden.

Oft genug wurde auch eine Opposition statuiert zwischen dem unmittelbaren Genuß¹ beim Lesen oder Hören des Texts und der mit einem Anspruch auf Wissenschaftlichkeit verbundenen Interpretation. Das erste ist bei mir für französische Gedichte etwa von Nerval oder Verlaine der Fall, während bei deutschen Gedichten – von Goethe, von Rilke – die berufliche Haltung überwiegt; diese schließt den Genuß nicht aus, färbt ihn jedoch anders und nimmt ihm jedenfalls eine gewisse Spontaneität und Frische.

Letzten Endes handelt es sich, je größer der künstlerische Wert des Texts ist, um zum Teil unberechenbare Vorgänge, die sich im Unterbewußten, ja

im Unbewußten vollziehen. Sie nehmen das Individuum als ganzes in Anspruch. Wir können solche Vorgänge nur nachträglich erklären (nicht voraussehen), d.h. mit einem gewissen Grad von Wahrscheinlichkeit mit dem verbinden, was wir von den Erlebnissen und der Bildung des Empfängers wissen.²

Zur Genüge bekannt ist auch, daß der Spezialist der Interpretation immer versucht ist, sich an die Stelle des Autors zu versetzen, und das So-und-Nicht anders-sein³ des Texts von der Persönlichkeit des Autors als einem gewordenen einmaligen Ganzen abzuleiten, also genetisch zu verfahren. Dies alles auf die Gefahr hin, daß der Autor, falls er noch am Leben ist, gegen diese Auffassung des Werdens seines Werks protestiert oder spöttisch erklärt, daß der Professor über den Schöpfer und die Wege seines Schaffens mehr weiß als dieser selbst.

Es kann auch geschehen, daß naive Leser ihre Nachschöpfung und den Genuß, den sie davon haben, wissenschaftlichen Interpretationen vorziehen, die doch mit größerer Wahrscheinlichkeit der Absicht des Autors entsprechen – besonders wenn die Interpretation sich auf Äußerungen des Dichters über sein Werk stützen kann.⁴

Von diesen Betrachtungen ausgehend, die wir mit einer weit größeren Menge persönlicher Beispiele begleiten könnten, wollen wir versuchen, uns zu allgemeineren Betrachtungen zu erheben.

Was wir hier Text genannt haben, unter Bezug auf eine bestimmte Praxis, und ohne Anspruch auf eine axiomatische Definition, erscheint uns als eine Art Minimaleinheit innerhalb der Menge aller aktualisierten syntaktischen Konstrukte, die Hjelmslev als Text bezeichnet.

Aus praktischen Gründen wählt man als Gegenstand der Interpretation etwas, das kaum drei, vier Druckseiten überschreitet. Es ist entweder eine in sich abgegrenzte Schöpfung, ein Gedicht wie Goethes "Willkommen und Abschied", eine Fabel, ein Aphorismus, oder eine Stelle, die sich innerhalb eines größeren Werkes, eines Romans, eines Dramas, durch eine gewisse Einheitlichkeit auszeichnet. Diese Einheitlichkeit läßt sich meistens auf die Behandlung eines Themas zurückführen. Der Übergang von einem Thema zu einem andern wird als ein Einschnitt bewertet, und der Text liegt zwischen zwei solchen Einschnitten; gelegentlich ist eine größere Pause (Anfang oder Ende eines Kapitels oder dgl.) eine der Grenzen.

Das Textminimum ist ein Satz (*Satz* im Sinne von franz. *phrase*, eng. *sentence*), ein syntaktisches Konstrukt, das nicht selbst nach den Normen der betreffenden Sprache Teil einer höheren grammatischen Einheit, Glied einer syntaktischen Konnexion ist.⁵

Der Verfasser von 'ausgewählten Stücken' für den Schulgebrauch weiß, daß es nicht so leicht ist, innerhalb eines Romans oder Dramas Stücke zu finden, die den Forderungen des Genre entsprechen: diese Stücke sollen einheitlich sein und einen bedeutenden Inhalt bieten. Auf dieser Stufe läßt man Texte aus, die unbedingt die Kenntnis des ganzen Werkes oder des ganzen Kapitels voraussetzen. Zur Not weist eine kurze Einleitung oder eine Reihe von Fußnoten auf das Hinterland.

Zur Forderung der Einheitlichkeit gehört, daß aleatorisch aus einem Werk ausgezogene Folgen von Sätzen kein Text sind. Auch nicht jeder aleatorisch aus einem Werk ausgezogene Satz ist ein Text, er wird meistens ein Textteil sein und seine Funktion innerhalb einer oberen Einheit 'Text' ausüben.

In einem gewissen Sinne drehen sich die Versuche, den Text als eine widerspruchslose Folge sprachlicher Äußerungen zu definieren, um die geforderte Einheitlichkeit des Texts, die einschließt, daß zwischen den Untereinheiten, die eine Ausgliederung des Texts ergibt, ein sinnvoller Zusammenhang besteht.

Im Falle literarischer Werke, die bewußt kunstmäßig gegliedert sind, ist die Abgrenzung von Texten relativ leicht.⁶ Es ließe sich aber denken, daß wir auf eine Weise verfahren, die an die Definition der Menge in der Mengenlehre erinnert: Eine Menge können die in einer Wohnung aufgehängten Gemälde bilden, so aleatorisch ihr Nebeneinander ist, wie auch die Werke, die einem Maler zugeschrieben werden. Es kommt auf das konventionelle Kriterium an, das die Abgrenzung bestimmt, und es kann äußerer wie innerer, materieller wie geistiger Art sein.

In diesem Sinne könnten wir als Text ansprechen, was wir aufnehmen, wenn wir das Mikrophon unter einen Ladentisch anbringen, und zwar in einer bestimmten Zeit. Selbst im Falle einer so weiten Definition würde sich die Frage des Hinterlands stellen. Eben solche Ladengespräche sind beinahe sinnlos, wenn man sie vorgespielt bekommt, ohne die umgebende Situation sehen zu können. Z.B. *Dieser (?) gefällt mir besser .. (als ?)*.

Sehen wir näher zu, so besteht das Verhältnis zum Hinterland, wie wir es aus dem Kommentar erschließen können, zum Teil aus Beziehungen, die Sprach-

net: das Netz von Assoziationen, die ein Plus an Kommunikationseffekt bewirken, ist mit dem Empfänger verschieden und von der Vorstellung des Autors verschieden.

b) Von anderer Art sind die Betrachtungen, zu welchen die deiktischen Elemente im weitesten Sinne Anlaß geben. Diese Elemente werden als Argumente benutzt, um das Gebiet des eigentlich Sprachlichen über den Satz hinaus auszudehnen. Was außerhalb des Satzes liegt, ist der jeweilige Referent, ein Stück der Substanz des Inhalts. Die deiktischen Elemente selbst sind grammatisch nur mit Elementen desselben Satzes verbunden; die Beziehungen zum jeweiligen Referenten sind pragmatischer, nicht sprachlicher Natur. So wenn die Käuferin sagt: *Dieser gefällt mir besser*, und dabei auf einen der ihr angebotenen Hüte zeigt. Daß oft der Referent nicht materiell vorhanden ist, sondern seine Vorstellung sprachlich (durch Nennung) vermittelt ist, macht keinen grundsätzlichen Unterschied; die pragmatische Beziehung findet sich ebenso innerhalb desselben Satzes (*Peter weiß, wo i h n der Schub drückt*), wie in vorhergehenden Sätzen.

Auf der Ebene der Sprache als Form ist der Mitteilungsinhalt (signifié) eines deiktischen Elements nur: "jemand oder etwas, das ich nicht voll zu nennen brauche, weil schon durch die Umgebung gegeben". So beim Pronomen der 1. bzw. 2. Person: das signifié ist "Sprecher", bzw. "Angesprochener"; der Referent ist durch die Situation gegeben; in der Stichomythie variiert er von Vers zu Vers; Ähnliches läßt sich im Fall der Anaphorika (3. Person) beobachten, nur daß die bestimmende Situation nicht die des Kommunikationsakts ist.

Obwohl Nähe im Text oder Satz, bzw. Nähe in der äußeren Situation am häufigsten der Anlaß zur Anapher ist, stellt sich auch hier die Frage des nicht begrenzten Hinterlands. Ich zitiere gerne folgende Anekdote, wo der Mitteilungseffekt des Wörtchens *auch* nur für den klar ist, der um weit zurückliegende Ereignisse weiß.

Der Kaiser Wilhelm I. blieb bei einer Truppenmusterung vor einem Soldaten stehen und fragte ihn nach altem Brauch nach Namen, Alter, Dienst. Der Mann wurde bleich und blieb hartnäckig stumm. Vom Offizier bedrängt, stotterte er: "Ich heiße a u c h Lehmann". Dies hat erst einen Sinn, wenn man weiß, daß der nachmalige Kaiser als Erbprinz sich beim Aufstand im Jahre 1848 nicht gerade rühmlich betragen hatte: er war im Wagen einer Wäscherei aus Berlin geflohen und versteckte sich unter dem falschen Na-

liches ins Spiel setzen, zum Teil aus solchen, die unabhängig von der Sprache des Texts entdeckt werden könnten.

Das, was Sprachliches hineinzieht, verteilt sich anscheinend auf zwei Hauptgruppen.

a) Das Beispiel mit dem Ausdruck *Geheimrätlichkeit* zeigt schon, daß die Deutung sprachlicher Elemente auf Grund des Hinterlands mit den einzelnen Konstituenten des Satzes beginnt. Eigentlich entspricht einem lexikalischen Element, einfach oder zusammengesetzt, eine Streuzone, innerhalb deren alle möglichen Mitteilungseffekte, die mit diesem Element verbunden sind, sich befinden. Die Wirkung der Umgebung besteht in einer Verengung dieses Felds, die gelegentlich nur einen Mitteilungseffekt bestehen läßt, die anderen ausschließt. A.J. Greimas hat hier der Forschung einen Dienst geleistet, indem er den Begriff "Isotopie" eingeführt hat, das heißt eine Gleichheit der Umgebung, der eine Gleichheit des Mitteilungseffekts entspricht. Allerdings denkt er dabei eher an offenbare Fälle der Polysemie und an große Klassen von Umgebung, Sprache der Philosophie, der Naturwissenschaften, Umgangssprache. ...

Wir behelfen uns dabei mit der Unterscheidung zwischen Form des Inhalts und Substanz des Inhalts, die auf L. Hjelmslev zurückgeht. Die signifiés der in einer bestimmten Natursprache vorkommenden Zeichen (Minimaleinheiten der Verbindung Inhalt – Ausdruck, signifié – signifiant) bilden ein System. Sie definieren sich differential, insofern jedes von den semantisch nächsten wenigstens durch ein distinktives Merkmal differenziert ist; sie lassen sich in eine Hierarchie von Oppositionen eingliedern.

Doch lassen sich letzten Endes die Minimaleinheiten semantischer Art (Seme), zu denen wir auf diesem Wege gelangen, nur durch den Bezug auf Referenten, Elemente außersprachlicher Art, Teile menschlicher Erfahrung, wo nicht definieren, wenigstens exemplifizieren und umschreiben.

Die Beziehungen, die in der Form des Inhalts greifbar sind, sind sprachlicher Natur und entsprechend in jeder Sprache verschieden, je nach Zahl und Hierarchie der Bestandteile des lexikalischen und des semantisch-syntaktischen Systems.⁷

Die Beziehungen dagegen, die in Frage kommen, wenn wir z.B. Goethes *Geheimrätlichkeit* auf Grund biographischer und sozialgeschichtlicher Betrachtungen kommentieren, führen uns in die Substanz des Inhalts hinein; es fehlt hier der systematische Charakter, der die Form des Inhalts kennzeich-

men Lehmann, welcher ihm dann als Spottname haften blieb.

Vom Standpunkt des Sprachsystems schließt dieses *auch* ein, daß einem (oder mehreren) andern dasselbe Prädikat (die Benennung "Lehmann") zukommt. Wer der andere ist, bestimmt der jeweilige einzelne Sprechakt, auf Grund seiner Umgebung.

Unter a) und b) haben wir es mit zwei Formen zusätzlicher Information zu tun, die sich aus dem Zusammenspiel von Sprachlichem und Außersprachlichem ergibt und die einer näheren Untersuchung bedürfte. Aber ein sprachlicher Kommunikationsakt ist ein Sonderfall des menschlichen Verhaltens und unterliegt insofern allgemeinen Gesetzen der menschlichen Psychologie.⁸ Bei der Interpretation eines Texts erreichen wir einen Punkt, über den hinaus es nicht mehr auf die von einer bestimmten Sprache bedingte Form des Ausdrucks ankommt, sondern auf Ansichten des Autors, biographische Daten, Gedankenverkettung und dgl. Solche Bestandteile des Hinterlands können unabhängig von der Sprache des Texts kommentiert werden; so wenn ein französischer Germanist die Interpretation eines deutschen Texts in französischer Sprache vorträgt.

Kennzeichnend ist eben, daß wir unbedenklich dieselben Methoden der 'explication de textes' an Werken in der Muttersprache oder an Werken in den 'Fremdsprachen' anwenden. Das Werkwerden (*mise en oeuvre*) eines Themas beginnt mit Entscheidungen, die noch nicht die sprachliche Form ins Spiel setzen. Kleriker, die gelernt hatten, in Latein Werke zu verfassen, haben die erlernten Verfahren auf die Literatur in den Nationalsprachen übertragen können, wie E.R. Curtius nachgewiesen hat. Homers oder Shakespeares Werke haben auch in deutscher Übersetzung eine große Wirkung auf deutsche Literatur und Kultur gehabt.

Mehr noch: beim Kommentar eines Films, mit einem bedeutenden Anteil visueller Kommunikation, stoßen wir auf Probleme, stellen wir Betrachtungen an, die mit denen, die bei der Interpretation literarischer Texte aufkommen, manches gemeinsam haben.

Solche Momente der Erklärung sind Sache der Psychologie, der Soziologie, der Ästhetik, letzten Endes der Wissenschaften, die das Verhältnis des Menschen zu seiner Erfahrungswelt zum Gegenstand haben.

Zum Schluß möchten wir von diesen Erörterungen ausgehen, um die Frage der Abgrenzung der "eigentlichen Linguistik" aufzuwerfen.⁹ Wir bleiben der

Saussureschen Auffassung treu, daß die Sprache (langue) eine Form ist. In diesem Sinne sollte die Linguistik sich darauf beschränken, das System der signifiés zu ordnen, ihr gegenseitiges Verhältnis, die Hierarchie der Oppositionen, zu bestimmen. Daß man diese Arbeit an der Form des Inhalts nicht zu Ende führen kann, ohne sich auf die Substanz des Inhalts (auf welchem Wege auch, Intuition oder Beobachtung) zu beziehen, ist zugegeben. Aber diese Berufung auf die Substanz ist hier nicht Selbstzweck, sondern Hilfsmittel. Die formelle Semantik, die nun (nicht ohne einige Begriffsverwirrung) im Werden begriffen ist, ist ausdrücklich zu unterscheiden von der Semantik im jetzt noch geläufigen Sinne, die das Verhältnis zwischen Welt und Wort, d.h. zwischen Substanz des Inhalts und Form des Inhalts in den einzelnen Sprachen zum Gegenstand hat. Sie versucht meistens dieses Verhältnis genetisch zu beleuchten.

Es scheint uns angebracht, der eigentlichen Linguistik, die ihr Gebiet auf die Form (des Inhalts, des Ausdrucks) beschränken sollte, eine andere zu begründende Wissenschaft entgegenzusetzen, die Wissenschaften mit einem Doppelnamen wie Psycholinguistik, Soziolinguistik unter sich hätte.

Streng genommen vereinigt die 'Kompetenz' des Sprechers einer bestimmten Sprache Form und Substanz des Inhalts, und zur Erneuerung des Sprachunterrichts in einem wissenschaftlichen Sinne gehörten die zwei Typen von Wissenschaften.

Und schließlich ist ein Teil des Hinterlands eines Texts weder Sache des Linguisten noch des Psycholinguisten oder Soziolinguisten, sondern einfach des Psychologen oder Soziologen. Die Abgrenzung der Niveaus ist nicht immer leicht; sie greifen ineinander ein. Aber solche Unterscheidungen könnten bei der Begriffsverwirrung, zu der der Terminus "Text" Anlaß gegeben hat, einige Klarheit schaffen.

Anmerkungen

- 1 Roland Barthes macht sogar einen Unterschied zwischen 'Plaisir du texte' und 'Jouissance', einem unberechenbaren, nur andeutungsweise mitteilbaren Erlebnis.
- 2 Die Psychologie kennt den Begriff "causalité complexe", da, wo so viele Faktoren zusammenwirken, daß man höchstens "Korrelationen" feststellen kann, keine Gesetze.
- 3 Eine typische Bildung Gundolfs.

- 4 Als ein Literaturhistoriker meinte, den Schlüssel zu Nervals Gedicht 'El desdichado' ("je suis le ténébreux, le veuf, l'inconsolé, le prince d'Aquitaine à la tour abolie...") gefunden zu haben, stellte sich die Frage: was wird aus dem Zauber, den das geheimnisvolle Gedicht auf Tausende von Lesern ausgeübt hat, die vom 'Schlüssel' nicht wußten? War es nicht besser so?
- 5 Insofern hört die Grammatik als Lehre von den syntaktischen Verbindungen (Konnexionen) beim Satz auf; der Terminus "Textgrammatik" in Bezug auf die Beziehungen zwischen aufeinanderfolgenden Sätzen schafft Verwirrung.
- 6 Es ist ein feiner Zug in der Beschreibung der Arbeitsweise von Gustav Aschenbach ("Der Tod in Venedig"), daß sein Werk Stellen bietet, die in die Schulbücher übergegangen sind.
- 7 Ich bin der Ansicht, daß die Semantik der "geschlossenen Systeme" wie Modus, Tempus, Numerus ..., mit denen die Grammatik zu tun hat, und die des großen offenen lexikalischen Systems ein Ganzes bilden. Vgl. meine 'Prolegomena zu einer deutschen Grammatik', Düsseldorf 1970, S. 17.
- 8 Die sekundären Funktionen des sprachlichen Akts (Ausdrucksfunktion und Appellfunktion bei Bühler) betreffen die Verhaltensweise beim Sprechen, die der Beobachter als Verhaltensweise deutet.
Ich wäre versucht, 'Semantik' auf die Darstellungsfunktion zu beziehen, 'Semio-logie' auf die Deutung jedes Verhaltens, das Verhalten beim Sprechakt eingeschlossen.
- 9 Vgl. Qu'est ce que la linguistique?, in: Revue de Psychologie 1973, wo ich dieses Thema eingehender behandle.

SPRECHHANDLUNGEN DER NICHT-VERSTÄNDIGUNG

Bemerkungen zu Gestalt und Leistung dialogischer Texte

H. Glinz hat vor Jahren in einem eigenen Festschriftbeitrag "die Leistung der Sprache für zwei Menschen"¹ untersucht und auf Grund einer eindringlichen Analyse des "Schwierigen" überzeugend dargelegt, wie ein echtes Gespräch – selbst zwischen "schwierigen" Partnern, wie sie H. v. Hofmannsthal schildert – zur "Verständigung" dient und zur "geistigen Bewältigung dessen, was sich äußerlich schon ereignet hat"². "Es wird Erlebtes, Gefühletes, Gewünschtes, skizzenhaft Gedachtes geistig geformt, festgelegt", und "es werden gemeinsam anerkannte (oder erst zu anerkennende) Werte zwischen zwei oder mehr Menschen gesetzt" und dadurch "geistige Linien" der Verbindung hergestellt³. Freilich setzt dies bei aller Eigenständigkeit und Eigenwilligkeit, die hier zunächst das zwischenmenschliche Verhalten bestimmen, eine grundsätzliche Gleichgestellttheit, ja Gleichgesinntheit der zum Gespräch Findenden voraus sowie ihre beiderseitige Fähigkeit und Bereitschaft zur Verständigung mit dem Gesprächspartner. Da sich das Interesse der Forschung zunehmend auf eine genauere sprachwissenschaftliche Erfassung der Textarten⁴ richtet und gerade dialogische Texte auch unter den Gesichtspunkten der aktuell gewordenen Kommunikationswissenschaft und "Interaktionslinguistik" interessant sind, möchte ich hier die Aufmerksamkeit auf einen Dialogtyp lenken, der nicht zu der geschilderten Idealform des Gesprächs stimmt und – bei allem Reichtum der älteren deutschen Literatur, die vom althochdeutschen "Hildebrandslied" bis zum "Ackermann aus Böhmen" eine Vielfalt fesselnder Dialoge aufweist – erst in der Neuzeit, besonders im zwanzigsten Jahrhundert literarische Bedeutung gewinnt. Es ist dies die Sonderform des *V e r h ö r s*, ja der Gesinnungsschnüffelei, wo also eine "Ungleichheit zwischen den Partnern"⁵ herrscht, wo ein Vertreter der äußerlich überlegenen Macht den Machtlosen, möglicher Willkür Ausgelieferten, zu stellen und durch Fragen zu fangen sucht. Hier kann es zu unerwarteten Dialogverläufen kommen, dann vor allem, wenn der scheinbar Unterlegene die geistig-sprachliche Fähigkeit aufweist, auch diese "soziale" Situation zu bewältigen. Ich lenke hier die Aufmerksamkeit auf zwei Dialoge solcher Art, die sich in W. Schnurres Sammelband "Abendländler"⁶ finden:

1. Verhör

*Ob er schießen könne.
Ja, sagte er, z.B. Kobolz.
Was er von Feindinvasionen
und Grenzbedrohungen halte.*

5 *Als Kinder, sagte er,
hätten sie immer
Schwarzer Peter gespielt;
wer ihn gehabt habe, sei
mit Ruß beschmiert worden.*

10 *Ob er denn gar keinen
Stolz habe. Doch, sagte er,
sonntags trüge er gern
eine seidne Kravatte.*

2. Auskunft

*Was er gegen Fabnen hätte.
Nichts, sagte er, sie wären
ihm nur an gewissen Stellen zu rot.
Was haben Sie gegen Rot.*

5 *Nichts, sagte er, im Gegenteil,
Rot ist die Farbe der Freiheit;
sie schämt sich, weil sie
versäumt worden ist, daher
der Ton. Aber Fabnen, sagte er,*

10 *schämen sich nie; im Gegenteil,
sie sind exhibitionistisch und
kleptoman; denn sie haben
der Scham die Farbe gestohlen,
und die Scham ist jetzt bleich.*

15 *Es wird Zeit, sagte er,
daß die Scham wieder Farbe bekommt
und daß das Fabnenrot bleich wird.
Nur sehr zögernd ließ man ihn gehen.*

Beide Dialoge wirken durch ihre pointierte Knappheit und scheinen ganz auf das Wesentliche einer Auseinandersetzung zugespitzt. Unerwartet und darum

besonders wirkungsvoll ist jeweils schon die Eingangszeile, die gleichsam bereits den ersten Schlag führt und auch den heutigen Leser unvermittelt trifft, ohne vorbereitende lyrisch-epische Eingangsformel und ohne jede Einführung in die Situation, wenn auch die Überschrift als knapper Hinweis auf eine "exemplarisch" erhellte Situation unserer Zeit verstanden werden kann. Ferner wird offensichtlich die unausgedrückte Feststellung vorausgesetzt (= "Präsupposition"), daß der zur Rede Gestellte nicht, wie "man" es in einer großen, d.h. unfriedlichen Zeit erwartet, Soldat ist (1,1) bzw. daß der Angesprochene seltsamerweise etwas gegen Fahnen zu haben scheint (2,1). In beiden Gesprächen läßt der Autor die Partner anonym bleiben, unbekannte Vertreter ihrer gesellschaftlichen Rolle. Beachtenswert ist, daß der inquisitorisch Befragte immerhin pronominal gefaßt wird (*er*), der Verhörende hingegen überhaupt im Hintergrund bleibt – bis auf das kollektive Indefinitum *man* der letzten Zeile (2,18). Der Autor beider Texte gibt, ohne persönlich hervorzutreten, einen distanzierten Bericht über den jeweiligen Dialog, gibt ihn als wörtliches Zitat oder als indirekte Rede wieder, z.B.:

Was er gegen Fahnen hätte (2,1). *Was haben Sie gegen Rot* (2,4).

Ob er schießen könne (1,1 ← *können Sie schießen?*).

Auf die Antworten entfällt der überwiegende Teil der Textzeilen. Offensichtlich bildet die Reaktion, das sprachliche Verhalten des Befragten in der bestimmten Situation die eigentliche Mitte der Texte. Anreden zur Markierung persönlicher Beziehungen fehlen. Jede Kennzeichnung der Sprechweise oder Bewertung des Redeinhalts ist vermieden und allein nach Beginn der Gegenrede immer ein "neutrales" Verb der Redezuweisung gliedernd eingeschaltet: ..., *sagte er*, Bei den Fragen fehlt stets ein übergeordnetes Verbum dicendi, um jeden Subjekthinweis zu vermeiden. Im ersten Text "Verhör" finden sich drei Fragen im Konjunktiv I der indirekten Rede, zwei "Entscheidungsfragen" (1,1 und 1,10) und dazwischen eine "Bestimmungsfrage" (1,3 f.), die freilich ebenfalls vor eine Entscheidung stellt und zu einem Bekenntnis drängt. Der zweite Text enthält nur zwei einzeilige "Bestimmungsfragen" (2,1 und 2,4), die erste im Konjunktiv I und die zweite im Indikativ der direkten Rede, wodurch die Aggressivität des Zurredestellens unmittelbarer wird. Allerdings folgt hier auch die 13-zeilige Antwort (2,5 - 17) im Indikativ (Präs. und Perf.). Hier wird ein wesentlicher Unterschied gegenüber dem ersten Text strukturell faßbar. Denn der Bedrängte gibt die erzwungene "Auskunft" äußerst ausführlich, und die indikativische Wiedergabe läßt den Mut dieser ungewöhnlichen

Entgegnung, die sich bis zu zwei zukunftsbezogenen koordinierten *daß*-Forderungen gegensätzlichen Inhalts am Ende steigert, unmittelbar deutlich werden. Da er auf die Fragen scheinbar genau und sicher sprechend eingeht, seine persönliche Meinung also keineswegs hinter unaufrichtigen gewundenen Erklärungen, Vortäuschungen oder simplen Ausflüchten zu verbergen noch sich durch ablenkende oder retardierende Gegenfragen abzuschirmen sucht, ist die Kohärenz dieses zweiten Textes durch semantisch-syntaktische Verknüpfung besonders groß. Pronominale und konjunktionale Verkettung, Wortwiederholung oder Wiederaufnahme des Gesagten in anderer Wortart sichern die Satzverflechtung. Den trotzdem unerwarteten Verlauf dieser Aussage markieren freilich die nominalen "Sinnwörter" der Assoziationskette *Fahnen* – (an gewissen Stellen zu) *rot* – *Rot* (eigentlich die Farbe der Freiheit) – *Scham* (der Freiheit) – *exhibitionistisch* – *kleptomane* – *Fahnenrot* – (Scham jetzt) *bleich*. Es finden sich zunächst nur Varianten der Ist-Prädikation, dann das unerwartete, ins Menschlich-Private lenkende Reflexivum *schämt sich* (die Freiheit, nie die Fahnen: 2,7 und 2,10), verbunden mit der als Begründung angeschlossenen Passivkonstruktion ohne Agensnennung: *weil sie versäumt worden ist* (2,7 f.). Nur ein einziges Mal folgt eine aktivische objektbezogene Aussage, unverkennbar eine verdeckte Anklage: *Sie* (die Fahnen = die Machthaber) *haben der Scham die Farbe gestohlen* (2,12 f. = der sich schämenden, weil vom Volke "versäumt") Freiheit die Farbe geraubt und eine schamlose Scheinfreiheit vorge-täuscht).

Auch im ersten Text folgt den beiden ersten Fragen des "Verhørs" eine Antwort von einiger Länge. Doch ist sie nicht nur unerwartet, sondern scheint so wenig auf das Vorausgehende Bezug zu nehmen, daß man nur mit Mühe von einer Kohärenz des Textes sprechen kann. Der Satz *Als Kinder, sagte er, hätten sie immer Schwarzer Peter gespielt; wer ihn gehabt habe, sei mit Ruß beschiert worden* (1,5 - 9) gehörte eigentlich in einen anderen Kontext. Gerade durch die Einordnung in diesen Zusammenhang gewinnt er besondere Wirkung und einen politischen Sinn. Der Verhörte läßt sich gar nicht ein auf die Beurteilung abstrakter Größen einer anderen, ideologisch begründeten Wirklichkeitsebene (*Feindinvasionen und Grenzbedrohungen* 1,3 f.), auf die Erörterung etwa, was ihn eine "Grenze" zwischen Staaten angehe, und wessen "Feind" diese bedrohe, sondern er geht scheinbar ausweichend in den privaten Raum der Kindheit zurück: *Als Kinder haben wir (!) ...* In Wirklichkeit läßt diese scheinbar unpassende Antwort das proklamierte Krieg- oder

Soldat-“Spielen” als parallel zu den Spielen der Kindheit, d.h. als Kinderei (infantiles Gebaren) erscheinen, und sie bedeutet – statt der erwarteten Identifikation mit der staatlich verordneten (Gruppen-)Gesinnung, statt der furchtsam-loyalen Annahme der aufgedrängten gesellschaftlichen Rolle – ein betontes Entgegensetzen der persönlichen Erinnerung und privaten Existenz überhaupt. Dafür spricht die Parallele eines vergleichbaren Dialogs in Schnurres Erzählung “Das Haus am See”⁷, wo noch das Hineinspielen eines “Privat”-Gesprächs mit einem anderen Partner (der Ehefrau) die “offiziellen” Fragen abwertet und das Privat-Menschliche betont:

Der Offizier räusperte sich. “Warum sind Sie nicht Soldat?” “Ich bin Fischer”, sagte Tobias. Er setzte sich wieder. “Ach. Schon mal was von Feigheit vorm Feind gehört?” “So”, sagte Trude; “nu die Zwiebeln noch rein”. “Aber bloß anschmoren, Trudchen. Wird zu kroß sonst, das Huhn”. “He”, sagte der Offizier. “Ob Sie schon mal was von Feigheit vorm Feind gehört haben, frag ich”. “Feigheit vor w e m –?”

Vor allem läßt aber die Fortsetzung unseres Textes keinen Zweifel über das eigentlich Gemeinte, das in Gesprächen dieser Art nicht unmittelbar gesagt werden kann. Denn als der Verhörende insistiert und mit einer dritten Frage nachstößt *Ob er denn gar keinen Stolz habe* (1,10 f.), wird auch dieser letzte, die charakterliche Haltung in Frage stellende Angriff mit einer ähnlich entwaffnenden Antwort abgelenkt: *Doch, sonntags trüge er gern eine seidne Krawatte* (1,11 ff.) – ein Hinweis auf ein stolz getragenes “Ehrenzeichen” ganz anderer Art, als es der offizielle Ehrenkodex der Uniformierten vorsieht, und zugleich ein wirkungsvolles Schlußwort, das jede weitere Frage erübrigt. Der Verhörte bewahrt am Ende seinen Stolz und scheint – für diesmal – Sieger.

Man könnte bei diesen unerwarteten Dialogabläufen z.B. an Brechts Kalendergeschichte “Eine gute Antwort”⁸ denken:

Ein Prolet wurde vor Gericht gefragt, ob er die weltliche oder die kirchliche Form des Eides benutzen wolle. Er antwortete: “Ich bin arbeitslos”. – “Dies war nicht nur Zerstreutheit”, sagte Herr K. “Durch diese Antwort gab er zu erkennen, daß er sich in einer Lage befand, wo solche Fragen, ja vielleicht das ganze Gerichtsverfahren als solches, keinen Sinn mehr haben”.

Der Unterschied ist freilich nicht zu übersehen; hier ein Arbeiter, der nichts mehr zu verlieren hat und nur resignierend zu erkennen gibt, daß die recht-

lich-sprachlichen Spielregeln einer geordneten bürgerlichen Welt für ihn ohne Belang sind; dort hingegen ein Bedrängter, der sich gegenüber Machtwillkür zu wehren gelernt hat und durch entwaffnende Antworten im "Verhör" zeigt, daß er zwar nicht *schießen*, wohl aber *Kobolz schießen kann* (1,1 f.). Wie ein Stehaufmännchen rettet er sich gleichsam durch einen geistigen Purzelbaum geschickten Antwortens vor allen Zumutungen, doch ohne seine wahre Gesinnung preiszugeben. Auch im zweiten Text geht es um ein Davon- und Aus(- der Bedrängnis-)kommen eines Menschen, der allem undemokratischen Gesinnungszwang eine hintergründige Antwort entgegenzusetzen wagt und sogar um wohlτόnend-aggressive Fremdwörter (*exhibitio-nistisch und kleptomane* 2,11 f.) nicht verlegen ist, welche freilich die Machthaber nicht unmittelbar angreifen, sondern als Wortgut einer anderen Sprachebene – der medizinischen Fachsprache – pathologische Neigungen der Zeit diagnostizieren. Hier wird also die "Auskunft" beinahe zur Diagnose der Zeitkrankheit. Angesichts der wirkungsvollen, wenngleich kaum überraschenden Schlußzeile im "epischen" Präteritum *Nur sehr zögernd ließ man ihn geben* (2,18) verstehen wir die Ambivalenz der harmlos klingenden, jedoch – im Unterschied zur 1. Überschrift ("Verhör") – deutlich die Aktivität des Befragten hervorhebenden Überschrift *Auskunft*, die wohl zugleich einen alten semantischen Bezug des Wortes aktualisiert (= Ausweg, vgl. Goethes Wendung *Es ist noch Auskunft* Götz 2,1). Beide Dialoge stehen in W. Schnurres dritter Abteilung "Klimmzug am Galgen", in der sich auch ein *Deutscher Abzählvers*⁹ findet:

*Der Wolf grast auf den Wiesen,
das Schäflein blökt im Heer;
rote Fahnen, rote Biesen –
leben bleiben, das fällt schwer.*

Um das "L e b e n b l e i b e n" geht es in beiden Dialogen, die sich nicht auf ein heiteres "Damals" beziehen, als alles *gewaltlos und still* geschah und *der Lebenskampf noch nicht begonnen hatte*¹⁰. Die dialogische Form dieser Gedichte, die auf den harmonischen Gleichklang gereimter Verse verzichten und wie der Großteil von Schnurres Lyrik nicht "dem Trommelfell, dem Gemüt oder dem Auge gefällig"¹¹ sein wollen, ist Ausdruck der Auseinandersetzung; ja man könnte den Sinn dieser Texte beinahe mit der altnordischen Bezeichnung *þofudlausn* (Haupteslösung) treffen, nur daß es im zwanzigsten Jahrhundert nicht mehr wie bei den Skalden um die eigene Rettung des Dichters durch poetisches Fürstenlob geht. Der zeitkritische, menschenunwürdige

Situationen bloßstellende Autor unserer beiden Texte gestaltet vielmehr die geistig-sprachliche *Selbstbehauptung* eines inquisitorisch Bedrängten, der weder ein braver Soldat Schwejk, noch ein aggressiver weltverbesserischer Radikalist ist, sondern einfach ein Zumutungen und Gesinnungszwang ausgesetzter Mensch in undemokratischer Umwelt, wobei jede um Eingrenzung, "gleichschaltenden" Einsatz und ideologische "Programmierung" ihrer Staatsbürger bemühte Diktatur den Bezugsrahmen der keineswegs "privaten" Dialoge darstellen könnte. Leistungen der Sprache, wie sie in solchen Sprechsituationen abverlangt werden, sind freilich nicht einfach mit den üblichen Begriffen "Kommunikation"¹², "Mitteilung" oder "Austausch von Information" zu fassen. Die hier literarisch gestaltete, aber wohl kaum sehr lebensferne verbale Strategie eines "defensiven"¹³ Sprachverhaltens, das man am ehesten als Sprechhandlung der *Nicht-Verständigung* bezeichnen könnte – im Unterschied zum unwillentlichen Aneinander vorbeireden zweier in eigenen Gedankenkreisen befangener Sprecher oder zum unbeabsichtigten Nicht- bzw. Mißverstehen verschiedensprachiger/nicht völlig gleichsprachiger Gesprächspartner (besonders hübsches Beispiel: Hebbels "Kannitverstan") –, ist nur bei Berücksichtigung des "pragmatischen" Aspekts zureichend zu beschreiben, den man – ebenso wie die gleichfalls längst in ihrer Wichtigkeit erkannte "Semantik" – nie zugunsten der Simplizität einer zwar widerspruchsfreien, aber hinsichtlich der Empirie wenig triftigen Theorie hätte vernachlässigen dürfen. Aber wem gelingt es, in Dialogen mit "mächtigen" Theorien immer ähnlich standhaft zu bleiben?

Anmerkungen

- 1 Glinz, Hans: Die Leistung der Sprache für zwei Menschen. In: Sprache – Schlüssel zur Welt, Festschrift für L. Weisgerber, Düsseldorf 1959, S. 87 - 105.
- 2 Ebd., S. 89.
- 3 Ebd., S. 103 f.
- 4 Um die Parallelität zu "Wortarten" und "Satzarten" zu bewahren, vermeide ich die im Deutschen etwas zu präziös und kommerziell klingende Bezeichnung "Textsorten".

- 5 Bauer, Gerhard: Zur Poetik des Dialogs, Darmstadt 1969, S. 85. B. Badura spricht, ohne auf unseren Dialogtyp einzugehen, von "asymmetrischen, d.h. herrschaftsbedingten Kommunikationssituationen": Sprachbarrieren. Zur Soziologie der Kommunikation, Stuttgart–Bad Cannstatt 1971, S. 153; W. Dressler erwähnt "asymmetrische Kommunikationsbeziehungen, bei denen nicht alle Kommunikationspartner die gleiche Möglichkeit haben, das Konversationsprogramm zu steuern": Einführung in die Textlinguistik, Tübingen 1972, S. 114 f.
- 6 Schnurre, Wolfdietrich: Abendländer, München 1957. Der nachfolgend als 1 bezeichnete Text findet sich ebd. S. 79, Text 2 auf S. 106.
- 7 Schnurre, Wolfdietrich: Die Erzählungen, Olten und Freiburg i. Br. 1966, S. 101.
- 8 Brecht, Bertolt: Kalendergeschichten, Berlin 1954, S. 219.
- 9 Schnurre, Wolfdietrich: Abendländer, München 1957, S. 72.
- 10 Schnurre, Wolfdietrich: Damals. In: Doppelinterpretationen, hg. von H. Domin, Frankfurt a.M. – Bonn 1966, S. 108.
- 11 Schnurre, Wolfdietrich: Anmerkungen zum Gedicht. In: Kassiber/Neue Gedichte, Frankfurt a.M. 1964, S. 125.
- 12 Schon eher könnte das um Aufklärung eines Verbrechens bemühte "Verhör" nach rechtsstaatlichen Normen als eine "Art der Kommunikation" angesehen werden, deren Sinn aber weniger Aufdeckung einer vermuteten persönlichen Gesinnung als Klärung bestimmter Sachumstände oder Beweggründe einer Tat ist. Beispiele hierfür finden sich ebenfalls bei W. Schnurre: Man sollte dagegen sein; und: Ein Mord (Die Erzählungen, Olten und Freiburg i. Br. 1966, S. 40 ff. und S. 328 ff.). Vgl. im übrigen Brinkmann, Hennig: Die deutsche Sprache, Düsseldorf ²1971, S. 874 und Kainz, Friedrich: Psychologie der Sprache 4, Stuttgart 1967, S. 484.
- 13 Nach M. Reich-Ranicki zeichnet sich das gesamte künstlerische Werk Schnurrees "durch einen vornehmlich d e f e n s i v e n Charakter aus". "Als Schnurrees Hauptmotiv erweist sich die Angst, das Gefühl der Bedrohung": Nachwort zu der in Anm. 12 zitierten Ausgabe der Erzählungen, S. 431.

INFORMATION UND REALISIERUNG

Zum Zusammenhang zwischen Modalität und Kommunikation

1.

Der Ablauf der Kommunikation in einem Gespräch kann zwei Ziele haben: Entweder zielt das Gespräch auf eine Information des Partners, die zu einer Änderung seines Horizonts führen kann, oder es hat das Verhalten des Partners im Auge, sein Handeln (eine Realisierung), und kann so eine Änderung der Situation bewirken. Das eine wie das andere kommt durch den Ablauf des kommunikativen Prozesses zustande. Beide Ziele können in einem Gespräch vereint sein und dabei nacheinander verfolgt werden oder auch miteinander verflochten sein. Das gilt ebenso für "spontane" Gespräche wie für "simulierte" Gespräche der Literatur.¹

Nacheinander und damit in zwei Stufen zielt der kommunikative Prozeß auf Information und Realisierung in dem Eingangsgespräch zum Hörspiel "Knöpfe" von Ilse Aichinger.² Ann, die in einer geheimnisvollen Knopffabrik tätig ist, wird von ihrem stellungslosen Bekannten John abgeholt. Er erkundigt sich nach einem sonderbaren Geräusch, das die Mädchen in der Fabrik vernehmen, ohne daß sie es wagen, nach der Ursache des Geräuschs zu fragen. Dabei kommt die Rede auf die *schönen Knöpfe*, die in der Fabrik hergestellt werden. John möchte gerne einen dieser wertvollen Knöpfe sehen und ihn seiner Freundin schenken. Mit diesem Wunsch, zu dessen Verwirklichung die Partnerin helfen müßte, zielt er auf eine Realisierung, die sich für ihn aus der vorausgegangenen Information ergibt.

Komplizierter ist der Ablauf des kommunikativen Prozesses in "Biedermann und die Brandstifter" von Max Frisch.³ Insgesamt gilt für die acht Szenen dieses "Lehrstücks ohne Lehre", daß sie jeweils eine Umkehrung des kommunikativen Prozesses bringen.

Die erste Szene zeigt, wie der Haarwasserfabrikant Biedermann, der am Stammtisch starke Worte gegen die Brandstifter gebraucht, die als angebliche Hausierer in die Häuser kommen, den Ganoven Schmitz als Gast aufnimmt, der ihn auf seine Menschlichkeit anspricht. Der Ganove tarnt sich sentimental als Enterbten, Obdachlosen, der in einer Köhlerhütte aufgewachsen ist; er sucht,

wie das Dienstmädchen berichtet, *Menschlichkeit*, und Biedermann geht darauf ein, weil er nach außen hin nicht als Unmensch gelten will. Gleichzeitig aber lehnt er es ab, die Kündigung gegen seinen Mitarbeiter Knechtling zurückzunehmen, der eine kranke Frau und drei Kinder hat, und empfiehlt ihm geradezu, sich unter den Gasherd zu legen. Die Umkehrung besteht darin, daß der ungebetene Ganove nicht hinausgeworfen, sondern ins Haus als Gast aufgenommen und vom Hausherrn selber auf den Dachboden gebracht wird.

Die zweite Szene wiederholt diese Umkehrung. Die Frau, die nach dem Frühstück den ungebetenen Gast gehen lassen wollte, wagt nicht, das entscheidende Wort zu sprechen, weil sie den Ganoven nicht kränken will, der seine sentimentale Tarnung fortsetzt; sie intensiviert vielmehr die Gastfreundschaft.

Am krassesten ist die Umkehrung in der dritten Szene. Biedermann, der die beiden Ganoven (inzwischen ist der Kellner Eisenring hinzugekommen) hinauswerfen will, weil das Gepolter auf dem Dachboden in der Nacht unerträglich war, macht sich schließlich zum Komplizen der beiden und gibt vor dem Polizisten den Inhalt der Fässer, den er vorher selber als Benzin identifiziert hat, als Haarwasser aus. Dem Chor der Feuerwehr gesteht er seine Unruhe, fordert aber Vertrauen (*Nicht jeder Mensch ist ein Brandstifter*) und leugnet, daß es nach Benzin riecht.

Biedermann kennt die Gefahr. Er will die beiden Ganoven dadurch unschädlich machen, daß er sie durch eine Einladung zum Abendessen sich als Freunde gewinnt. Er geht hinauf und hilft dem Kellner beim Legen der Zündschnur. Die brutale Offenheit des Kellners nimmt er als Witz und versucht ihr mit "Humor" zu begegnen. Den *Klassenunterschied* will er nicht gelten lassen; man brauche nur *ein bißchen guten Willen, und wir alle hätten unsere Rube*. Höflich, eher als Gast denn als Hausherr, lädt er am Ende die beiden Ganoven fast verlegen zum Abendessen ein.

Die ersten beiden Szenen stellten dar, wie sich Biedermann auf den angebotenen Horizont der Menschlichkeit einläßt und daraus die Konsequenzen zieht, indem er die Ganoven als Gäste aufnimmt und behandelt. Die dritte Szene führt dazu, daß er gegen besseres Wissen die Ganoven nach außen verteidigt; die vierte Szene zeigt, wie er die offenen Vorbereitungen zur Brandstiftung als einen Scherz betrachtet und bei der Ausführung hilft. So gehen die Konsequenzen aus dem einmal akzeptierten Horizont weiter bis zum erbarmungslosen Ende.

Den *Klassenunterschied*, der ihm in der vierten Szene deutlich geworden war, will er in der fünften Szene dadurch aufheben, daß er Anweisung zu einem *schlichten* Abendessen gibt, ohne Kandelaber, Silber und Tischtuch, damit sich *die beiden Herren wie zu Hause fühlen* können. Alle Gewohnheiten seines gepflegten bürgerlichen Hauses gibt er auf, um sich den vermeinten Gewohnheiten der anderen Klasse anzupassen.

Die sechste Szene, die in das bereits begonnene *Gansessen* hineinsehen läßt, bringt eine neue Umkehrung und das Ende. Biedermann hat die Erwartungen der beiden falsch eingeschätzt: zum festlichen Essen wünschen sie sich die festliche Form, *so eine Tafel mit Silber und Kristall*. Alles, was Biedermann vorher hatte beseitigen lassen, wird auf Wunsch des Kellners und Befehl Biedermanns zurückgeholt: Tischtuch, Silberschalen, Messerbänke, Servietten und die Kandelaber. Zugleich treten die Grenzen der Horizonte hervor.

Die beiden Ziele einer Kommunikation, Information und Realisierung, werden dabei gesondert und folgen aufeinander im Wechsel, sodaß sich der Anfang der Szene (bis zum Entzünden der Kerzen) als Repräsentant der kommunikativen Verfahrensweisen anbietet.

2.

Die Szene beginnt in ihrem kommunikativem Verlauf als Information. Der Kellner hat einen Witz erzählt, den Biedermanns Frau Babette nicht versteht. Der Mann will sie durch Information zum Verständnis bringen; er erzählt noch einmal das Gespräch, das er mit den Ganoven geführt hat, und meint, seine Frau brauche das nur zu hören, um es als einen Witz aufzufassen. Die Frau weiß, was Putzfäden sind (*Weißt du, was Putzfäden sind? – Ja*), und sie versteht auch die Äußerung, die ihr Mann als Witz nimmt (*Putzfäden brennen noch viel besser – Das habe ich verstanden*); aber sie fragt: *Und was ist der Witz dran?* Es zeigt sich, daß sie nicht wie ihr Mann die Äußerungen der Ganoven als Scherz aufnehmen kann; sie hat an dem Horizont,⁴ auf den sich ihr Mann eingelassen hat, keinen Anteil; sie hat darum nach Ansicht ihres Mannes keinen Humor. Sie will die Wahrheit erfahren (*Ist das denn wahr, Herr Schmitz Sie haben Putzfäden auf unseren Dachboden gebracht?*) und begreift nicht, daß das ein Scherz sein soll (*Jetzt aber im Ernst, meine Herren, was soll das alles?*). So bemüht sich der Mann vergeblich, sie in seinen Horizont hineinzuziehen. Die Informationen, die sie erhält, ändern ihren Horizont nicht im Sinne des Mannes, der von den Ganoven nicht *für einen ängstlichen Spießler, der keinen*

Humor hat, gehalten werden will. Am Ende bleibt ihm nur die Trinkgemeinschaft mit den Ganoven (*Prost! ... Auf unsere Freundschaft.*). Die Information hat also ihr Ziel nicht erreicht.

Ein erstes Merkmal der Information ist, daß sie auf Bestätigung durch den Partner zielt (*Ja – Das habe ich verstanden*). Den Anstoß geben Fragen, die, wie es zum Partnersatz (hier zu einer Satzfrage) gehört, mit der Personalform des Verbums beginnen: *Hast du das wieder gehört? – Weißt du, was Putzfäden sind? – Hast du verstanden? – Ist das denn wahr ...?* Die Satzfrage unterscheidet sich dadurch von einer Mitteilung, daß diese als bejaht gilt, wenn sie nicht eingeschränkt oder negiert ist, während jene eine sprachliche Formulierung für Bestätigung (*ja*) oder Ablehnung (*nein*) fordert. Ohne Ja oder Nein ist eine Information ohne kommunikativen Wert. Setzung und Ausschließung sind darum das erste grundlegende Phänomen der Modalität.⁵

Dasselbe gilt auch für eine Aufforderung, wie: *Trinken wir, meine Herren!* Wenn sie nicht eingeschränkt oder verneint ist, spricht sie die Erwartung eines Vollzugs aus (die Vorbereitungen dazu trifft Biedermann, indem er eine Flasche entkorkt). In diesem Falle zielt sie auf ein gemeinsames Handeln, eine Realisierung, die Biedermann freilich als Ausdruck eines vermeintlich gemeinsamen Horizonts versteht.

In der Intonation⁶ unterscheiden sich Satzfrage und Aufforderung durch steigende, bzw. fallende Tonführung. Wo bei einem Anruf an den Partner die Personalform fehlt (*Prost! – Auf unsere Freundschaft!*), tritt steigende Tonführung ein, während ein Ausruf, der der Entladung des Sprechers gilt (*Putzfäden! – Im Ernst*), bei Erweiterung des Tonraums fallende Tonführung zeigt. In solchen Fällen kann erst die Tonführung Auskunft über den kommunikativen Wert geben, den der Sprecher seiner Äußerung verleiht.

Ergänzungsfragen (mit *wer*-Formen) können eine Antwort erwarten, die allein die Leerstelle besetzt (*Wo bist du gewesen? – Zu Hause*); sie können aber auch den Anstoß zu einer Erklärung geben (*Wieso ist das ein Witz? – Und was ist der Witz dran?*), vor allem, wenn es um ein begründetes Verstehen geht, wie es Biedermanns Frau sucht. Solche Fragen bezeugen Grenzen des Horizonts (des Verstehens). Das gilt in besonderer Weise für Nachfragen, wie: *heute vormittag haben wir zusammen sogar die Zündschnur gemessen – Zündschnur? – Knallzündschnur*. Der Partner (Biedermanns Frau) wiederholt eine Stelle aus der vorausgegangenen Äußerung mit steigender Tonführung, um so sein Erstaunen zum Ausdruck zu bringen. Er nimmt diese Stelle als Schwerpunkt,

der die ganze Äußerung (*Ihr habt zusammen die Zündschnur gemessen?*) vertritt.

Bei diesem Versuch, einen gemeinsamen Horizont zu finden, sind wesentlich Verben der Kommunikation eingesetzt (*hören, sagen, wissen, erklären, fragen, verstehen*). Modalverben sprechen die Erwartung eines Partners aus (*Was soll man machen? – Du wirst lachen*).

Nach diesem mißlungenen Versuch, zu einem gemeinsamen Horizont zu kommen, wendet sich die Gesellschaft dem Essen und Trinken zu (also einem gemeinsamen Handeln, einer “Realisierung”).

Damit ändert sich der kommunikative Prozeß. Biedermann hatte die Anpassung an den vermeintlichen Horizont der Ganoven, die Aufhebung des Klassenunterschieds, durch *ein schlichtes und gemütliches Abendessen* ohne den äußeren Aufwand eines gepflegten bürgerlichen Haushalts gesucht. Der ehemalige Kellner aber weiß aus seinem Beruf, was zu einem ordentlichen Essen gehört, und gibt den Anstoß dazu, daß alles wieder hereingebracht wird, was vorher auf Biedermanns Veranlassung fortgeschafft worden war.

Zunächst sagt Biedermann in Form einer Mitteilung an, wie er sich den Ablauf denkt: *In unserem Haus wird nicht serviert, meine Herren, Sie greifen einfach zu*. Was als Aufforderung ausgesprochen werden könnte (*Greifen Sie einfach zu!*), wird als Mitteilung formuliert, damit es als Ausführung des Gewohnten erscheint. Und der Kellner kommt dieser Ankündigung nach und fordert seinen Genossen, der der Aufgabe nicht gewachsen ist (*Aber ich kann nicht mehr*), auf, dasselbe zu tun (*Zier dich nicht. Du bist nicht im Waisenhaus*), weil hier von ihm keine Zurückhaltung erwartet wird. Mit einem qualifizierenden Substantivsatz (*Ihre Gans ist Klasse*) spricht der Kellner seine Anerkennung aus, schließt daran aber die Feststellung, daß zu gutem Essen ein entsprechendes Äußere gehört (*dazu gehörte eigentlich bloß noch ein Tischtuch*). Er wählt Konjunktiv II für seine Feststellung, um die von der Sache her gegebene Forderung (*eigentlich*) höflich aus dem gegebenen Horizont hinaus zu verlegen. Damit gibt er nun die Anstöße zum Herbeiholen von Tischtuch, Messerbänken und Servietten. Diese Anstöße haben eine besondere Form. Daß es keine zwingenden Forderungen sein sollen, drückt er durch die Wahl von verneintem *müssen* aus (dreimal: *Es muß aber nicht sein*). Gleichzeitig nimmt er durch dreimal eingeschobenes *wissen Sie* seine “Gastgeber” als vertraute Teilhaber seines Horizonts. Weitere Anstöße sind als Bedingungsätze gefaßt (*Und wenn Sie so etwas wie Fingerschalen haben – Und wenn*

Sie schon Servietten haben), die zunächst dem anderen Freiheit zu lassen scheinen, dann aber in der Zuwendung zum Dienstmädchen Anna derb und direkt befehlen: *Her damit!* (statt höflichem: *Bringen Sie sie bitte her!*); das situationsgebundene Zeigewort (*her*) genügt als befehlende Geste, die Biedermann (nun bloß ein Echo des Ganoven) wiederholt (*Her damit!*), für die Servietten wie für die Messerbänke (die er selber vorher in seine linke Hosentasche gesteckt hat). Die Umkehrung des kommunikativen Prozesses zeigt sich drastisch im Wechsel der Parolen: Biedermann hatte vorher angeordnet: *Weg damit!* (daran erinnert ihn das Dienstmädchen); jetzt heißt es: *Her damit!* Biedermann unterwirft sich der Initiative des Kellners.

Daß die beiden Ganoven aus einer anderen Welt (nämlich aus dem Gefängnis) kommen, wird an dem angeblichen Köhlerjungen Schmitz demonstriert, dem der Kellner das Tischtuch zeigt (*Weißt du, was das ist?*), um hinzuzufügen: *Hat er noch nie gesehen!*⁷; und Schmitz fragt: *Und jetzt? Was soll ich damit?* Die beiden bleiben also in ihrem Horizont (gehen also nicht auf den Horizont Biedermanns ein). Auch Babette, die den angeblichen Witz nicht verstanden hat, sich aber an den Anweisungen zum Wiederholen der vorher fortgeschafften Gegenstände beteiligt (*Gottlieb, das haben wir doch alles*), steht außerhalb. Auf den Hinweis des Kellners, daß sie im Gefängnis kein Tischtuch hatten (*Im Gefängnis haben wir auch kein Tischtuch gehabt*), reagiert sie mit einer besorgten Nachfrage (*Im Gefängnis-?*), die sie in einer Anschlußfrage (*Sie sind im Gefängnis gewesen?*) wiederholt.⁸ Die Nachfrage wiederholt nur den Schwerpunkt, die Anschlußfrage wiederholt in der grammatischen Form einer Mitteilung, aber mit der steigenden Tonführung der Satzfrage, den Sachverhalt (ohne daß an dieser Stelle einer der Ganoven darauf eingeht). Der Kellner fühlt sich als Herr der Situation und kann so beruhigen (*Nur keine Aufregung*).

So gehen die Anstöße zur Realisierung vom Kellner aus; von Biedermann und seiner Frau werden sie nur weitergegeben, vom Dienstmädchen, das Biedermann herbeiruft (*Anna!*), ausgeführt (ihr bleibt nur zweimaliges: *Bitte sehr*). Bemerkenswert ist die sprachliche Abstufung der Anstöße. Nur Biedermann benutzt bei der Weitergabe eines Anstoßes den Imperativ (*Anna, bringen Sie sofort ein Tischtuch!*). Der Kellner geht von dem vorsichtigen Konjunktiv II und scheinbar einschränkendem verneintem Modalverb (*Es muß aber nicht sein*) zunächst zum Bedingungssatz über, der die Folgerung dem anderen überläßt, um dann aber kurzweg wie der Herr des Hauses zu befehlen (*Her damit!*). Die Realisierung wird abgeschlossen durch Biedermanns Aufforderung (im Imperativ): *Trinken Sie, meine Freunde, trinken Sie!*

Das Stichwort "Gefängnis" war bereits bei dieser Realisierung gefallen, um deutlich zu machen, daß die Ganoven *aus einer anderen Welt* kommen, die ihnen den bürgerlichen Komfort versagt. Es wird nun aufgenommen als Thema einer informierenden Kommunikation.

Der Kellner wird durch das Essen daran erinnert, daß er in seinem Beruf andere zu bedienen hatte, ohne Anteil an deren Komfort. Anschließend daran fragt er (und bringt damit ein informatorisches Gespräch in Gang): *Wissen Sie, was ein Trauma ist?* Als Biedermann verneint (*Nein*), fügt er erklärend hinzu: *Haben sie mir im Gefängnis alles erklärt* (er will also seine überlegene Information dem Gefängnis verdanken). Damit ist das Stichwort gefallen.

Biedermanns Frau, die schon vorher (ohne eine Antwort zu erhalten) gefragt hatte, ob die Ganoven im Gefängnis gewesen seien (*Sie sind im Gefängnis gewesen?*), sucht nun eine Erklärung (*Und wieso, Herr Eisenring, sind Sie denn ins Gefängnis gekommen?*).

Biedermann, der ja einen mit den Ganoven gemeinsamen Horizont sucht, will die Konsequenzen dieser Frage aufhalten, durch vorwurfsvollen Anruf (*Ba-bette!*) und den Hinweis auf eine Verhaltensregel (*Das fragt man doch nicht!*). Der Kellner aber wiederholt zunächst die Frage in berichtender Form (zu ergänzen ist: *Sie wollen wissen, wieso ..*): *Wieso ich ins Gefängnis gekommen bin?*; dann geht er zu einer Erzählung über, die, wie immer bei einer Erzählung, etwas ins Gespräch bringt, was in der Situation nicht gegeben ist.⁹ Diese Erzählung ist so angelegt, daß sie im Ton der Verwunderung vorgebracht wird (*Ich frage mich selbst ...*).

Bei den ersten drei Schritten reagiert Biedermann mit *Hm*, um seine Teilnahme als Zuhörer zu bezeugen (ohne Erstaunen). Als aber der Kellner die Äußerung der Polizisten erzählt, daß das Hotel niedergebrannt sei (*Ihr Etablissement ist niedergebrannt*), greift er erschreckt mit einer Nachfrage ein (*Niedergebrannt?*), die seine Frau wiederholt. Er nimmt so aus der Erzählung auf, was für ihn Schwerpunkt ist (dieser Schwerpunkt repräsentiert die ganze Äußerung) und die Beziehung zur Situation herstellt. Der Kellner, der schon durch den Ton der Verwunderung auf den Horizont der Partner eingegangen war, erzählt weiter, indem er die Partner, wie vorher bei der Realisierung, als Teilnehmer seines Horizonts nimmt (*ich sah es im Vorbeifahren, wissen Sie...*); dabei stärkt er sich (er trinkt kennerhaft) und verweilt genußvoll bei der Weinetikette. Biedermann aber drängt gespannt zur Weiterführung der Erzählung: *Und dann?* (reduziert aus: *Und was geschah dann?*).

Bisher hatte der Kellner im Präteritum erzählt (Beginn: *Ich war ein Kellner...*). Nun geht er ins Präsens über und läßt seinen Gefährten, der ebenfalls zur Polizei hereingebracht wurde (beide prosten sich vor dem Wechsel zu), weiter erzählen. Wieder drängt Biedermann (*Und dann?*). Der Mitganove vergegenwärtigt im Präsens das Gespräch, das er bei der Polizei miterlebt hat. Mit dröhnendem Lachen genießen die beiden Ganoven noch einmal den Vorgang, während Biedermann nur ein offenbar nachdenkliches *Hm* hervorbringt. Was sie genießen, ist ihr gemeinsamer Horizont (Brandstifter ohne Streichhölzer), in dem sie sich Biedermann überlegen fühlen.

Inhalt des informierenden Gesprächs ist eine Erzählung, die zunächst allein vom Kellner und zwar im Präteritum bestritten wird, dann in Aktionsgemeinschaft mit dem anderen und jetzt (im Vollzug ihrer Gemeinschaft) im Präsens. Das Erzählte liegt insofern außerhalb der Situation, als es der Vergangenheit angehört, manifestiert aber (warnend für Biedermann) die Rollen.

Dabei zeigt sich, daß auch die Rolle des Zuhörers bei einer Erzählung von Bedeutung sein kann, hier schon deswegen, weil die Erzählung durch Babettes Fragen ausgelöst worden ist. Die Reaktionen von Zuhörern machen den Horizont deutlich, in den die Erzählung eintritt; als früherer Zuhörer und Zeuge bringt Schmitz die Erzählung zu Ende. Kennzeichnend für die Erzählung ist der Ton der Überlegenheit (die beiden Ganoven werden *schon* mit Biedermann bei ihrem Vorhaben fertig werden). Die Nachfrage Biedermanns (*Niedergerannt?*) und sein Weiterdrängen (*Und dann?*) sind sprachlich reduziert, wie das in einem Gespräch jederzeit möglich ist.

Die Warnung, die Biedermann der Erzählung entnehmen könnte, will er offenbar nicht begreifen. Den Akademiker, der kommt, um zu warnen und sich von dem Vorhaben der beiden zu distanzieren (*Die machen es aus purer Lust*), läßt er nicht vor.

Noch fehlt der Tafel die letzte Festlichkeit: das Leuchten der Kerzen. Ihr Herbeiholen vollendet die Realisierung (die Wiederherstellung der Tafel). Sie wird durch Erkundigungsfragen (Ergänzungsfragen) eingeleitet. Der Kellner will wissen, was *das Silberne* ist, auf das sein Blick fällt (er sieht sich im Zeigfeld um): *Und* (also wie eine Weiterführung beginnend) *was ist denn das andere dort, Fräulein, das Silberne dort?* Anna fragt zurück: *Die Kandelaber?* (reduziert aus: *Sie meinen die Kandelaber?*). Das löst den Vorwurf des Kellners aus: *Warum verstecken Sie das?* (er bleibt also weiter im Zeigfeld). Sogleich befiehlt Biedermann: *Her damit!* (wiederum nur aus dem Zeigfeld der Situation ver-

ständig); und er wiederholt diesen Auftrag, als ihn Anna an seine gegenteiligen Anweisungen erinnert (*Her damit! sag ich*). Nun wendet sich der Kellner seinem Genossen mit Fragen zu (*Sepp, was sagst du dazu? ... Was willst du noch?*), die den Vorgang als Erfüllung seiner Wünsche deutlich machen wollen. Aber noch leuchten die Kandelaber nicht. Statt eine Aufforderung (etwa: *Gib mir Streichhölzer*) richtet der Kellner an den anderen eine Frage (eine Satzfrage): *Hast du Streichhölzer?* Dieser erwidert: *Ich? Nein*. Damit wollen die beiden Biedermann demonstrieren, daß sie ohne Streichhölzer sind. Das geht dann durch den Kellner als Mitteilung an Biedermann, der sogleich erwidert: *Ich habe* (reduziert aus: *Ich habe welche*). Die Aufforderung des Kellners aber (im Imperativ: *Geben Sie her!*) befolgt er nicht; er will es selbst übernehmen (*Ich mach es schon, Lassen Sie nur! Ich mach es schon*) und zündet die Kerzen an (ein symbolischer Vorgriff darauf, daß er tatsächlich dem Sinne nach sein eigenes Haus in Brand steckt). Befriedigt (an Frau Biedermann gerichtet) spricht der Kellner seine Genugtuung darüber aus, daß nun für Stimmung gesorgt ist (*Ich bin für Stimmung*). Während Babette nur seufzt (*Ach ja*), äußert Biedermann seine Freude (*Sehen Sie, Herr Eisenring, das freut mich*).

Wohl begegnen bei diesem Vorgang der Realisierung Imperative als Anstoß (*Geben Sie her! – Lassen Sie nur!*), aber auffällig ist die Rolle der Frage, die auf das Bemühen um einen gemeinsamen Horizont zurückgeht, der am Ende tatsächlich hergestellt scheint. Modalverben sind hier im Gespräch mit den Ganoven nicht eingesetzt. Die sprachlichen Äußerungen sind an die Situation gebunden, auf deren Änderung es ja ankam.

Fortgang und Ende der Szene brauchen nicht im einzelnen vorgeführt zu werden, weil die beiden Arten der Kommunikation, Information und Realisierung, hinreichend verdeutlicht sind.

Die beiden Ganoven spielen mit verteilten Rollen. Sepp, der eine Woche beim Theater war, wird widerstrebend von dem Kellner veranlaßt, den "Geist" aus "Jedermann" zu spielen (dabei wirft ihm der Kellner das Tisch Tuch, das er ihm vorher als Serviette umgebunden hatte, über den Kopf). Biedermann hat zwar mit seiner Frau in Salzburg den "Jedermann" gesehen, aber ohne Erfolg; er weiß nicht, wie er auf die Frage des Geistes antworten soll (damit zeigt er die Grenzen seines Horizonts), und muß sich von seiner Frau belehren lassen. Als sich Schmitz, wohl aus einer Eingebung des Augenblicks (*Es fiel mir nichts anderes ein*), als Geist von Knechtling ausgibt (*Ich bin der Geist – von Knecht-*

ling), der durch Biedermanns Schuld durch Selbstmord geendet ist, begreift Babette (sie schreit und hält die Hände vors Gesicht), während der Kellner seinem Mitganoven Vorwürfe macht (Biedermann habe alles für seinen Mitarbeiter getan), die kaum ernst gemeint sein können, und Biedermann selbst, den es unmittelbar angeht, offenbar innerlich nicht erreicht wird.

Der kommunikative Prozeß ist in ein Spiel übergegangen, das ‘Wiedergebrauchsrede’ (Lausberg)¹⁰ benutzt und im Grunde über Biedermanns angebliche Menschlichkeit Gericht hält, ohne daß er das bei der Begrenztheit seines Horizonts versteht.

Schmitz, der nun einmal in Bewegung geraten ist, stimmt das Lied ‘Fuchs, du hast die Gans gestohlen’ an, das dann alle unter *gröblender Verbrüderung* gemeinsam singen. Wie vorher wird ‘Wiedergebrauchsrede’ eingesetzt, deren Anzüglichkeit Biedermann auch diesmal nicht begreift. Auch diesmal erkennt er nicht den Bezug zur Situation; *Scheißgewehr* (wie Schmitz statt *Schießgewehr* singt) macht ihm besonderen Spaß, und er singt mit Vergnügen mit.

Auf das Spiel folgt der Ernst: Sirenen kündigen den Aufbruch der Feuerwehr an. Aber auch das erreicht Biedermann nicht. Babette schreit auf (*Brandstifter! Brandstifter!*), während Biedermann erleichtert feststellt (zweimal): *Wenigstens nicht bei uns*. Die Ganoven fordert er auf, den Scherz nicht mehr fortzusetzen (*Spaß beiseite*). Für sie ist es nun Zeit aufzubrechen (*Wir müssen gehen*); Schmitz deutet den Grund an, indem er aus dem vorher gemeinsam gesungenen Lied wiederholt: *Sonst wird dich der Jäger holen*. Auch das versteht Biedermann nicht. Die Ganoven bekennen vor ihrem Weggehen die Wahrheit (*Wir sind Brandstifter*). Aber Biedermann will das nicht glauben (*Sie tun mir Unrecht, ich halte Sie nicht für Brandstifter*) und das sogar beschwören. Als *Zeichen des Vertrauens* soll er ihnen Streichhölzer geben (was er auch tatsächlich tut). Vor ihrem Weggang drängt er ihnen noch Bruderschaft auf, bereit, alle ihre Wünsche zu erfüllen, geradezu ein Erfüllungsfanatiker.

Als die beiden gehen, sieht man, wie *der Himmel brennt*. Biedermann stammelt dazu: *Zum Glück ist's nicht bei uns*. Während die Sirenen heulen und sich das Feuer prasselnd nähert, tritt der Akademiker auf; er verliert, ohne daß man ein Wort versteht, eine schriftliche Erklärung, in der er sich von den Ganoven distanziert, und übergibt sie Biedermann, der bis zum Schluß unbelehrbar bleibt. Seine letzten Worte an seine Frau sind: *Wenn die wirklich Brandstifter wären, du meinst, die hätten keine Streichhölzer?*

Der kommunikative Prozeß bei dem Spiel soll die Ausführung des Spiels (also eine spielhafte Realisierung) und seine Aufnahme durch die Beteiligten (damit ihren Horizont) zeigen.

Als Satzmodell gilt der Substantivsatz, der es erlaubt, eine Rolle zu bestimmen. Information und Realisierung verbinden sich. Während das Spiel zu einer Konfrontierung innerhalb der Anwesenden führt, bringt das folgende Lied sie wieder zu einer Aktionsgemeinschaft zusammen (es handelt sich also um eine Realisierung).

Im Schluß verbinden sich Information und Realisierung, und zwar derart, daß die Nichtannahme der Information (die Ganoven bekennen sich offen zu ihrem Tun) durch Biedermann die Übergabe der Streichhölzer und damit die Realisierung zur Folge hat. Biedermann ist trotz allem willens, alle Wünsche der Ganoven zu erfüllen; er geht sogar noch darüber hinaus, indem er ihnen vor dem Weggang Bruderschaft aufdrängt — ein letzter Versuch, sie durch solche Gemeinsamkeit zu gewinnen. Bei Biedermanns Horizont kann so die Information über die Wirklichkeit zu einem ihr entgegengesetzten Handeln führen.

3.

Der unklare und umstrittene Begriff der “Modalität”¹¹ kann nur in Beziehung zur Kommunikation genauer bestimmt werden. Es geht um den Wert einer sprachlichen Äußerung für die Kommunikation.

Die erste Bedingung für die Möglichkeit einer Kommunikation ist, daß der Sprecher (Kommunikator) sagt und der Hörer (Rezipient) erfährt, ob die Äußerung positiv oder negativ gemeint ist.¹²

So wendet sich Biedermann an die Ganoven, die er als seine Gäste betrachtet, mit einer Äußerung, die Ausschließung (was nach seiner Meinung nicht gelten soll) und Setzung (was gelten soll) aufeinander folgen läßt:

In unserem Haus wird nicht serviert, meine Herren, Sie greifen einfach zu.

Die Setzung oder Ausschließung sagt nicht unmittelbar über das Verhältnis des Ausgesagten zur Wirklichkeit aus, sondern allein über die Auffassung des Sachverhalts durch den Sprecher. Was Biedermann sagt, ist eine Lüge; die 5. Szene hat vorher gezeigt, daß sonst in seinem Hause serviert wird. Die Ganoven sollen die Äußerung so nehmen, wie sie ihnen vorgesetzt wird. Die Information soll bei ihnen den Eindruck hervorrufen, daß es im Hause Biedermanns

beim Essen ohne Umstände zugeht, wie sie das nach Meinung Biedermanns gewohnt sind. Und zunächst gehen die Ganoven auch darauf ein. Der Kellner ermuntert seinen Genossen:

Zier dich nicht. Du bist nicht im Waisenhaus.

Setzung oder Ausschließung werden also nicht durch das Verhältnis zur Wirklichkeit bestimmt, sondern durch den Horizont des Sprechers und natürlich auch durch den Horizont des anderen, an den sich die Äußerung wendet. Sie rechnen mit einer Erwartung oder begründen sie.

Ein dem Ausonius zugeschriebenes Gedicht über Ja und Nein, lateinisch: *Est und Non*,¹³ sagt, daß nichts für menschliche Rede übrig bleibt, wenn man diese beiden Einsilber wegnimmt (*bis demptis nil est, hominum quod sermo volutet*). Damit wird ausgesprochen, daß Kommunikation ohne Ja und Nein nicht möglich ist. Dabei kommt es aber nur auf die Auffassung des Sprechenden, nicht auf die Wirklichkeit an. So unterscheidet schon Abaelard in seiner *Dialectica*¹⁴ zwischen affirmativen, bzw. negativen Aussagen und wahren oder falschen; die affirmativen und negativen beziehen sich auf die Auffassung (*intellectus*), die wahren und falschen auf die Wirklichkeit (*res*).

Die Setzung wird durch die Personalform des Verbums ausgesprochen. Das ist beim Verbalsatz das jeweilige verbale Prädikat, im Adjektivsatz und im Substantivsatz das generale Verbum *sein* als Träger der Satzmorpheme, die am Verbum für den Satz formuliert werden:

Das freut mich – Das ist Damast – Dabei ist er begabt.

Als gesetzt gilt, was nicht ausdrücklich ausgeschlossen oder eingeschränkt ist. Das trifft für alle Arten sprachlicher Äußerung zu:

Trinken wir, meine Herren! – Zier dich nicht – Nur keine Aufregung.

Nur im Substantivsatz und im Adjektivsatz wird die Setzung ausdrücklich ausgesprochen, wobei allerdings das setzende Verbum *sein* zugleich noch andere Satzmorpheme wie Rolle (Person), Tempus und Modus übernimmt.

Verbindlich ist die Formulierung der Setzung für die Antwort auf eine Satzfrage:

Weißt du, was Putzfäden sind? – Ja.

Bestätigung oder Verneinung können auch durch Wiederholung ausgesprochen werden:

Hast du Streichhölzer? – Ich? Nein – Ich habe.

Wiederholung kann überhaupt Affirmation und Negation verstärken:

Brandstifter, Brandstifter! – Trinken Sie, meine Freunde, trinken Sie! – Zum Glück ist's nicht bei uns ... Zum Glück ist's nicht bei uns.

Für die "rhetorische" Frage besteht eine besondere Regelung. Sie rechnet mit einer Bestätigung, wenn sie verneint ist; mit einer Ablehnung, wenn sie nicht verneint ist:

Wer hätte gedacht, daß es das noch gibt? (Antwort: niemand)– Sind wir denn heutzutage nicht alle ... Geschöpfe eines gleichen Schöpfers? (Antwort: alle).

Die Setzung will vom Sprecher aus einen Horizont begründen, der die Verständigung mit einem anderen möglich macht. Die Ausschließung erweitert den Horizont durch die Konfrontierung von Erwartung und Wirklichkeit. Das scheint bei einer Information (Mitteilung und Frage) und einer Realisierung (Aufforderung) auf jeweils entgegengesetzte Weise zu geschehen. Bei einer Mitteilung gibt der Inhalt des Verbuns die Erwartung, die Negation die Wirklichkeit:

In unserem Haus wird nicht serviert – Streichhölzer habe ich leider nicht.

Biedermann rechnet bei den Ganoven mit der Erwartung, daß in seinem Hause serviert wird; diese Erwartung schließt er für die gegebene Wirklichkeit aus. Der Polizist, der dem Ganoven Zigaretten anbietet, rechnet damit, daß er Streichhölzer hat; diese Erwartung schließt der Ganove für die gegebene Wirklichkeit aus.

Bei einer Realisierung (Aufforderung) ist das umgekehrt:

Laß dich nicht foppen, Babette ...

Die Wirklichkeit ist, daß nach Ansicht Biedermanns seine Frau von den Ganoven gefoppt wird; er erwartet durch die Ausschließung (*nicht foppen*) von ihr, daß sie darauf nicht hereinfällt. Ebenso ist das Verhältnis zwischen Wirklichkeit und Erwartung, wenn der Kellner seinen Genossen, der beim Zugreifen zögert, auffordert:

Zier dich nicht.

Dieser hat vorher erklärt:

Aber ich kann nicht mehr (nämlich: essen).

Mit dieser Rolle der Negation (Ausschließung) wird es auch zusammenhängen, daß für die Ausschließung eine ganze Wortklasse, die Klasse der Negativa, im System der Sprache zur Verfügung steht. Sie erlaubt eine differenzierende Abstufung.

In jedem Falle aber besteht die Bedeutung von Bejahung und Verneinung darin, daß sie den Horizont bestimmen, in dessen Grenzen die Kommunikation vor sich gehen kann. Das ist ihr kommunikativer Wert.

Zum Verständnis eines kommunikativen Prozesses gehört, daß Klarheit über die gemeinte und erwartete Art des kommunikativen Verhaltens besteht. Diese Klarheit wird durch ein Zusammenwirken verschiedener Momente erreicht.

Zunächst unterscheidet der Bauplan des Satzes, der sich aus der Stellung der Personalform des Verbuns ergibt, darüber, ob sich eine Äußerung an einen Partner wendet oder nicht.¹⁵ Wenn die Personalform die zweite Stelle einnimmt, ist vom Bauplan aus keine Zuwendung an einen Partner vorgesehen. Darum eignet sich dieser Bauplan vor allem für Mitteilungen, die unabhängig von einer Situation gegeben werden, mit denen also jederzeit (ohne das Vorhandensein von Partnern) ein kommunikativer Prozeß eingeleitet und weitergeführt werden kann. So beginnt der Kellner seine Erzählung:

Ich war ein Kellner.

Die Besetzung der ersten Stelle (vor der Personalform) bleibt offen für die Anpassung an Situation und Redefolge:

Gans habe ich jeden Tag gegessen (Anpassung an die Situation) – Und dann? Das muß Ihnen der Sepp erzählen (Anpassung an die Redefolge).

Der Bauplan mit Erststellung der Personalform dagegen ist als Partnersatz gekennzeichnet; er setzt das Vorhandensein eines Partners und die Zuwendung an ihn voraus:

Hast du das wieder gehört? – Trinken wir, meine Herren!

Die Arten des kommunikativen Verhaltens sind dadurch noch nicht bestimmt; denn im ersten Falle wendet sich der Sprecher mit einer Satzfrage an den Partner, um eine Information zu erhalten, die zu einer Gemeinsamkeit des Wissens führt, im zweiten Falle sucht er durch eine Aufforderung eine Realisierung, eine Gemeinsamkeit des Handelns. Es fehlt noch die eigentliche modale Unterscheidung, die Auskunft über das gemeinte kommunikative Verhalten gibt.

Das geschieht durch die Verschiedenheit der Intonation.¹⁶ Auf der Opposition zwischen den beiden Bauplänen baut eine zweite Opposition auf, die durch entgegengesetzte Stimmführung gekennzeichnet ist: die Satzfrage zeigt steigende Tonführung, die Aufforderung fallende Tonführung. Dabei werden die Fragen gespalten: Während die Satzfrage, die für eine ganze Äußerung Bestä-

tigung oder Ausschließung sucht, mit "Hochschluß" endet, geht eine Ergänzungsfrage, die vom Partner nur die Besetzung einer Leerstelle erwartet, mit Tiefschluß aus:

Wo sind denn unsere Messerbänklein, Anna ...? – In Ihrer linken Hosentasche.
Das sprachliche Kennzeichen der Ergänzungsfrage ist, daß sie mit dem Fragewort beginnt.

Im übrigen aber unterscheidet die Intonation die beiden Arten des kommunikativen Verhaltens: Partnersatz mit steigender Tonführung erstrebt Information, Partnersatz mit fallender Tonführung eine Realisierung.

Weitere Differenzierungen ergeben sich für die Frage aus dem Zusammenwirken von grammatischer Form und Intonation.¹⁷ Die Nachfrage geht darin mit der Antwort auf eine Ergänzungsfrage zusammen, daß sie auf eine vorausgegangene Äußerung reagiert; dabei nimmt sie den Schwerpunkt aus dieser Äußerung mit steigender Tonführung auf:

Im Gefängnis haben wir auch kein Tischtuch gehabt. – Im Gefängnis? Ihr Etablissement ist niedergebrannt. – Niedergebrannt?

Solche Nachfragen sind Reaktionen des Partners, die Grenzen seines Horizonts bezeugen. Eine Anschlußfrage hat den Bauplan einer eigenständigen Mitteilung, also eines Nichtpartnersatzes, erhält aber die Zuwendung zum Partner durch steigende Tonführung. Babette, die erst eine erstaunte Nachfrage stellte (*Im Gefängnis?*), die nicht beantwortet wurde, läßt eine Anschlußfrage folgen:

Sie sind im Gefängnis gewesen?

Solche Anschlußfragen setzen eine inhaltlich entsprechende Information voraus. Sie sind wie Nachfragen keine Eröffnungen (Anstöße) der Kommunikation, sondern Reaktionen (Nachfolgesätze).

Entsprechend den beiden Arten des kommunikativen Verhaltens, Information und Realisierung, ist mit zwei Systemen der Modalität zu rechnen.

Die antike Rhetorik rechnete mit einer Fülle von Kommunikationsweisen, die als *figurae sententiarum* vorgeführt wurden. So bietet Isidor in seinen Etymologien (II, 21, 15-25) eine bunte Liste an, in der die gefühlsbetonten Formen einen besonderen Raum einnehmen; immerhin ist bemerkenswert, daß auch Formen für bejahende und verneinende Antwort ausgesondert sind. Quintilian geht zu Anfang seiner Behandlung der *figurae sententiarum*, die sich mit den Abweichungen der rhetorischen Kunst vom gewohnten Verfahren befaßt (IX, 2), sehr differenzierend auf Frage und Antwort ein. Die Figur der *com-*

municatio liegt nach seiner Auffassung vor, wenn abweichend von der gegebenen Situation sich der Anwalt an seine Gegner oder an die Richter wendet, um von ihnen Rat zu erbitten;¹⁸ so an die Richter gewendet: "Was ratet ihr?"

Die Dialektik hatte es in Nachfolge des Aristoteles mit dem Wahrheitswert kommunikativer Formen zu tun. So führt Abaelard in seiner *Dialectica* (S. 151 f.) mehrere Arten eines vollständigen Satzes auf: Aussagen (*enuntiativae*), Fragen (*interrogativae*), Bitten (*deprecativae*), Aufforderungen (*imperativae*) und Wünsche (*desiderativae*); als weitere Art erwägt er noch die Klage (*conquestiva oratio*). Dabei stellt er fest, daß dieselbe Form im Dienst verschiedener Einstellungen stehen kann.¹⁹ Ihn selber aber interessiert nur die Aussage, die etwas als wahr oder falsch bezeichnet und von ihm nach Boethius *propositio* genannt wird. Bemerkenswert ist, daß er auch auf das Modalwort eingeht (*Dialectica* S. 191 ff.).

Für eine systematische Analyse der Modalität kommen wir mit den beiden genannten Arten des kommunikativen Verhaltens aus.²⁰ In den Bereich der Information fallen Mitteilung, Frage und Antwort, in den Bereich der Realisierung Aufforderung und Wunsch.

Für die Abstufung der Modalität in beiden Bereichen steht zunächst eine Reihe von Formen des Verbums zur Verfügung: Indikativ, Imperativ, Konjunktiv I, Konjunktiv II und der modale Infinitiv. Hinzu kommen die beiden Wortklassen des Modalverbums und des Modalworts. Ihre Verteilung und Kooperation bildet das Modalsystem.²¹

Am wichtigsten sind die Modi des Verbums, weil sie obligatorisch sind.²² Es gibt keinen Satz mit verbalem Prädikat, in dem sich der Sprecher nicht für einen Modus entscheiden müßte. Der Einsatz der Modalverben und des Modalworts ist dagegen fakultativ.

Vom Formensystem und dem kommunikativen Verhalten aus ist primär die Opposition zwischen Indikativ und Imperativ, die sich gegenseitig ausschließen. Dabei ist der Indikativ Grundform mit weitem Spielraum; er stellt fest, daß keine Realisierung gemeint ist (Abweichungen müssen zusätzlich gekennzeichnet sein), sondern eine Information, die in den gegebenen Horizont fällt. Die Ausschließung einer Realisierung zeigt den Indikativ in Opposition zum Imperativ, der immer auf eine Realisierung zielt; die Versetzung der Mitteilung in den gegebenen Horizont bringt den Indikativ in Opposition zum Konjunktiv I und Konjunktiv II, die den gegebenen Horizont erweitern (Konjunktiv I) oder überschreiten (Konjunktiv II).

Die Opposition zwischen Information und Realisierung ist für den Indikativ aufgehoben, wenn die Information einen Horizont festlegt, der Konsequenzen für das Handeln, also eine Realisierung, einschließt. Das trifft generell für die Sprache des Rechts zu, sowie für die Sprache der Verwaltung.²³ Hier ist Sprecher die staatliche Autorität; sie erläßt Bestimmungen, die für alle Mitglieder der Rechtsgemeinschaft gelten. Die in Recht und Gesetz gegebene Information ist zugleich eine verbindliche Anweisung zur Realisierung. Die beiden Arten kommunikativen Verhaltens fallen dabei zusammen. Die Information ist "präskriptiv". Dasselbe gilt, wenn ein Sprecher sein eigenes Handeln für die Zukunft festlegt, wie in Versprechen, Gelöbnis und Eid.²⁴ Solche Fälle sind kenntlich am Inhalt des Verbs (also lexikalisch). Der Sprechende ist zugleich der "Entsprechende"; andere können sich darauf verlassen, daß seine künftige Realisierung dem gegebenen Wort entspricht. Ebenso fallen Information und Realisierung zusammen in der Verabredung einer Gruppe; dabei macht der Inhalt, z.B. durch die Zeitbestimmung, deutlich, daß sich die Information auf künftiges gemeinsames Handeln bezieht:

Der Angeklagte wird freigesprochen – Ich gelobe, meine Pflichten gewissenhaft zu erfüllen – Wir treffen uns am Sonntag um 11 Uhr am Bahnhof.

Daß ein gesetzter Horizont Konsequenzen für das Handeln einschließt, zeigte sich schon in der Äußerung Biedermanns:

In unserem Haus wird nicht serviert, meine Herren, Sie greifen einfach zu.

Dem weiten Spielraum des Indikativs steht der enge Spielraum des Imperativs gegenüber. Der Imperativ kann als Anweisung zu einer Realisierung nur unter zwei Bedingungen verwendet werden: 1) Die Aufforderung ergeht an einen bestimmten Partner in einer bestimmten Situation; 2) Der Partner, der in der konkreten Situation präsent ist, kommt der Aufforderung unmittelbar nach. Aus dieser Situationsgebundenheit des Imperativs erklärt sich die Beschränkung der verfügbaren Formen. Anders als Indikativ und Konjunktiv steht der Imperativ außerhalb des Tempussystems. Ferner fehlt die Berichtform (3. Person), weil immer die Zuwendung an einen Partner oder eine anwesende Gruppe vorliegt, die sich mit einer Anrede verbinden kann. Der Sprecher kann sich aber auch an eine Gruppe wenden, in die er sich durch inklusives *wir* einschließt:

Anna, bringen Sie sofort ein Tischtuch! – Trinken Sie, meine Freunde, trinken Sie! – Trinken wir, meine Herren!

Vielleicht sind auch rollenfreie (infinite) Formen des Verbums zum Inventar des Imperativs zu rechnen; denn Infinit II (Partizip II) ist als Aufforderung an eine Gruppe situationsgebunden wie der Imperativ:

Stillgestanden! – Aufgepaßt!

Das ist freilich anders bei Infinit I (dem Infinitiv), der an bestimmte Situationen gebunden ist, aber die Rolle nicht festlegt, weil jeder als angesprochen gilt, der in die gemeinte Situation eintritt:

Einsteigen! – Türen schließen! – Nicht hinauslehnen!

Dabei hat das Verbum stets Endstellung, wie sie für eine verbale Gruppe gilt.

Im System des Verbums wird der Imperativ durch den modalen Infinitiv ergänzt, der situationsfrei ist.²⁵ Er hat – anders als der Imperativ – vollen Anteil am Tempus- und Modussystem des Verbums, und verfügt über eine persönliche und eine unpersönliche Variante:

Wer hat noch etwas zu sagen? – Ist noch etwas zu sagen?

Morphologisches Merkmal für beide Varianten ist die Verbindung mit Infinit I (dem Infinitiv) in Opposition zu Infinit II:

Ich habe gesagt, was ich zu sagen habe; Ich habe zu arbeiten – Ich habe gearbeitet;
Die Türe ist zu schließen – Die Türe ist geschlossen.

Dem Vollzugszeichen (*ge-*) bei Infinit II steht das Verlaufszeichen (*zu*) gegenüber. Die Realisierung ist beim modalen Infinitiv noch offen. Sie wird unter den Aspekt einer Bestimmung gestellt, die bei der unpersönlichen Variante (Verbindung mit *sein*) Verpflichtung, Forderung und Möglichkeit einschließen kann, bei der persönlichen Variante (Verbindung mit *haben*) eine Möglichkeit ausschließt. Dem grammatischen Subjekt wird eine Bestimmung zugesprochen, welcher Art die Realisierung ist, die gemeint ist, spricht das jeweilige verbale Prädikat (natürlich mit der gesamten Prädikatsgruppe) aus.

Imperativ, modaler Infinitiv und Modalverb verbinden sich in der Äußerung Biedermanns:

Mach mich jetzt nicht nervös, Babette, ich habe anderes zu tun, Herrgottnochmal, ich kann nicht überall sein.

Der situationsgebundene Imperativ läßt insofern eine Lücke, als er auf die Partner einer Situation beschränkt ist; er hat keine Nichtpartnerform (3. Person) zur Verfügung. In diese Lücke kann Konjunktiv I eintreten, der in der 3. Person gegenüber dem Indikativ deutlich gekennzeichnet ist. Gesamtmerkmal

von Konjunktiv I ist, daß er den Horizont erweitert. Als Modus der Realisierung führt er einen Dritten ein, der nicht Partner des Gesprächs ist, und zeigt in der Regel die Personalform des Verbuns nicht in Erststellung wie beim Partnersatz, sondern in Zweitstellung. Er legt in dieser Verwendung eine Realisierung nahe, die **von der** Form her nicht näher bestimmt ist. Im jeweiligen Kontext (bzw. in der jeweiligen Sprechsituation) reicht die Skala vom Wunsch bis zur Aufforderung:

Gott helfe dir! – Man höre und staune! – A sei ein Punkt auf einer Geraden x!

Mit dem Einsatz des Konjunktivs ist aber schon der Bereich der Alternative zwischen Realisierung und Information überschritten. Denn während Indikativ, Imperativ und modaler Infinitiv (der allerdings weiter modifiziert werden kann) auf eine der beiden Arten des kommunikativen Verhaltens festgelegt sind, können die Konjunktive I und II sowie die Modalverben in beiden Arten des kommunikativen Verhaltens verwendet werden.

Allerdings ist der Konjunktiv im Bereich der Realisierung nur wenig entwickelt. Außer Konjunktiv I für eine Realisierung, die nicht von einem Partner erwartet wird, steht Konjunktiv II für eine Realisierung zur Verfügung, die außerhalb des gegebenen Horizonts liegt. Das ist meist ein Wunsch. Biedermanns Frau könnte sagen:

Hättest du die beiden doch nicht aufgenommen – Wären wir die beiden doch los.

Anders **als** Konjunktiv I steht bei solchem Wunsch Konjunktiv II in Spitzenstellung und ist dadurch von anderen Verwendungen des Konjunktivs II deutlich unterschieden. Solcher Wunsch hat außerdem die schließende Tonführung einer Aufforderung.

Im Bereich der Information unterrichtet Konjunktiv I darüber, daß eine wirkliche oder nur gedachte Äußerung mitgeteilt wird, die von einem Dritten stammt, also nur referiert wird:²⁶

Holzvolle habe er nicht auftreiben können, aber Putzfäden.

Damit referiert Biedermann eine Äußerung von Sepp, dem angeblichen “Köhlerjungen”. Ähnlich referiert Anna in der ersten Szene Äußerungen von Herrn Knechtling:

Er könne Sie gar nicht verstehen – Er habe eine kranke Frau und drei Kinder.

Im allgemeinen werden referierte Äußerungen durch ein entsprechendes Verbun eingeführt:

also dieselben Rollen in Rechnung gestellt, die bei den Personalformen des Verbums unterschieden werden.

Von dem Akademiker berichtet das Mädchen:

Und dann will er immer etwas enthüllen.

Biedermanns Frau sagt zu dem Ganoven, als dieser scheinbar gehen will:

So dürfen Sie nicht gehen, Herr, ich habe Sie nicht kränken wollen.

Später tritt sie mit einer Gans in der Hand auf und erklärt:

Mein Mann hat eine Gans bestellt, bitte, da ist sie. Und ich soll sie braten.

Als Variante von *wollen* (also für das Subjekt als Instanz) tritt *möchte* auf. Als Biedermann höflich auf dem Dachboden eingetreten ist, sagt er:

Ich möchte nicht stören – Ich möchte mich nicht aufdrängen.

Die Ablehnung seines Vorschlags, die Toilette zu benutzen, konstatiert er mit den Worten:

Wie Sie wollen, meine Herren, wie Sie wollen.

Einen weiteren Vorschlag, der mit einem möglichen Wunsch der Ganoven rechnet, spricht er mit *möchte* (als höflicher Variante von *wollen*) aus:

Vielleicht möchten Sie sich waschen oder duschen?

Mit *sollen* kann sich beim Sprecher das Bewußtsein verbinden, unter einer fremden Instanz zu stehen. So fragt Sepp, als ihm der Kellner das Tisch Tuch zeigt:

Was soll ich damit (ergänze: anfangen)?

Mit *können* werden ausreichende, mit *müssen* zwingende Voraussetzungen für einen Vollzug ausgesprochen. Als Biedermanns Frau dem "Gast" einen Sessel anbietet, erwidert dieser:

Das kann ich nicht annehmen.

Damit will er (scheinbar) zum Ausdruck bringen, daß ihm ein Sessel nicht zukommt, daß also bei ihm die Voraussetzungen für die Annahme eines Sessels fehlen. Biedermanns Frau fährt fort:

Sie müssen tüchtig essen, Sepp. Sie haben sicherlich einen weiten Weg vor sich.

Der Nachtrag deutet an, warum nach Ihrer Ansicht Sepp ein tüchtiges Frühstück braucht.

Herr Knechtling möchte Sie sprechen – er sagt ...

Dabei konkurriert Konjunktiv I als distinktive Form mit dem Indikativ als neutraler Grundform für eine Information. Der Bericht Biedermanns fährt fort:

Und Willi sagt: Putzfäden brennen noch besser.

Vorher hieß es:

Und jetzt frage ich den Sepp: Was macht denn die Holzwolle?

Das vermittelnde Verbum, das der referierten Äußerung vorausgeht, macht durch seinen Inhalt Konjunktiv I überflüssig. Unentbehrlich ist Konjunktiv I, wenn ein vermittelndes Verbum fehlt, das den mitgeteilten Inhalt als Äußerung charakterisiert.

Im Bereich der Information besagt Konjunktiv II, daß der Inhalt der Information außerhalb des gegebenen Horizonts liegt. Der Kellner sagt:

Gans und Pommard! – dazu gehörte eigentlich bloß noch ein Tischtuch.

Bevor Biedermann mit Weinflaschen im Arm in die sechste Szene eintritt, sagt er zu den Zuschauern:

Was hätten Sie denn getan ... an meiner Stelle?

Bevor er die Ganoven aufnahm, hätte er sagen können:

Was würden Sie an meiner Stelle tun?

Für eine Erwartung, die über die Grenzen des Horizonts hinausblickt, ist die Verbindung mit Konjunktiv II von *werden* üblich.

In beiden Bereichen des kommunikativen Verhaltens treten die Modalverben auf, die morphologisch als eigene Klasse gekennzeichnet sind.²⁷ Dabei werden die ihnen eigenen konstanten Grundwerte auf verschiedene Weise wirksam. Eine zentrale Bedeutung kommt ihnen für die Modifizierung einer Realisierung zu; in engeren Grenzen bleibt ihre Rolle im Bereich der Information.

Im Bereich der Realisierung modifizieren sie das Verhältnis zwischen dem Subjekt und dem infiniten Verbalfeld, mit dem sie sich verbinden. Sie sagen zusätzlich zum Verbum darüber aus, welche Instanz vom Sprecher als maßgebend für den Vollzug des Verbinhalts angesehen wird oder wie die Voraussetzungen für einen Vollzug vom Sprecher beurteilt werden.

Als maßgebende Instanz für den Vollzug kann das Subjekt angesehen werden (*wollen*), ein Partner (*dürfen*) oder eine fremde Instanz (*sollen*). Es werden

Ein Spiel verlangt, daß die Teilnehmer ihre Rollen richtig wahrnehmen. So ermahnt der Kellner Biedermann:

Sie müssen fragen, wer bist du? – Sonst wird er seinen Text nicht los.

Damit nennt er eine zwingende Voraussetzung für das Spiel.

Wenn die Voraussetzungen für einen Vollzug aus dem gegebenen Horizont hinausverlegt werden sollen, steht Konjunktiv II des Modalverbs:

Sie sollten hier nicht rauchen. – Ich hätte studieren können.

Dabei wird Infinit II beim Modalverb durch Infinit I ersetzt.

Weil es im Stück von Frisch wesentlich um das Handeln geht, also eine Realisierung, dienen die Modalverben dazu, die Voraussetzungen für einen Vollzug modifizierend zu beurteilen.

Im Bereich der Information spielen die Modalverben in “Biedermann und die Brandstifter” keine Rolle. Sie treten auf, wenn gesagt werden soll, welche Instanz für eine Information verantwortlich ist oder wie der Wahrheitswert einer Information vom Sprecher beurteilt wird. Das zweite gilt, wenn Biedermanns Frau beim Herannahen der Sirenen fragt:

Wo kann das nur sein?

Sie hört die Sirenen der Feuerwehr und möchte wissen, wo die Brandstelle ist, die sie nicht sehen kann, sodaß sie auf Vermutungen angewiesen ist. Der Kellner, der ja Bescheid weiß, antwortet:

Wo der Föhn herkommt.

Er hätte auch sagen können: “Das muß da sein, wo der Föhn herkommt.” Was für Babette eine Vermutung ist, ist für ihn ein zwingender Schluß.

Wenn eine Information als Erwartung deklariert werden soll, die auf Erfahrung beruht, kann das Futurum stehen:

Du wirst lachen, Babette.

Damit bringt Biedermann zum Ausdruck, daß er von seiner Frau Humor als Reaktion erwartet, wenn er ihr erzählt, daß er mit dem Kellner selber die Zündschnur gemessen hat.

In den Bereich der Information führt das Nachspiel. Biedermann und seine Frau versuchen sich zu orientieren. Als sie ihre Hausklingel hören, fragt Biedermann:

Wer kann das nur sein?

Weil er, immer noch ohne Einsicht, sich schuldlos fühlt, meint er, sie müßten im Himmel sein:

Wieso sollten wir nicht im Himmel sein. All unsere Bekannten sind im Himmel, sogar mein Rechtsanwalt. Zum letzten Mal: Das kann nur der Himmel sein. Was sonst! Das muß der Himmel sein, Was hat unsereiner denn getan? – Wir müssen im Himmel sein.

Erst als begründet, dann als zwingend stellt er die Annahme hin, daß sie im Himmel sind. Der gegenteilige Fall (*Wieso sollten wir nicht im Himmel sein?*) wird als außerhalb des Horizonts liegend mit Konjunktiv II von *sollen* ausgesprochen und verneint.

Man könnte sich denken, daß vor einem Gericht die Frage erörtert wird, ob Biedermann wissen konnte, daß die Ganoven Brandstifter waren. Der Richter könnte zu Biedermann sagen:

Sie wollen es nicht gewußt haben?

Dann wird die [?](verneinte) Information als Behauptung Biedermanns hingestellt (*wollen = behaupten, daß ...*). Er könnte auch sagen:

Sie sollen es gewußt haben.

Dann würde der Richter die Information durch *sollen* als Aussage eines anderen, eines Zeugen, etwa Annas, charakterisieren. Mit *wollen* wird die Information dem Subjekt zugeschrieben, mit *sollen* einem anderen, den Instanzen gemäß, die *wollen* und *sollen* bei Realisierung und Information bezeichnen. Es handelt sich dann um eine Äußerung, die vorher erfolgt ist und darum mit Infinit II des Verbuns ausgesprochen wird. Häufig in Alltagsrede und Literatur ist vor allem der Einsatz von *sollen*, um eine Information (ähnlich wie Konjunktiv I) als vermittelt deutlich zu machen.

Eine unbedeutende Rolle spielt in dem Stück von Max Frisch das Modalwort, eine Klasse unveränderlicher sprachlicher Einheiten, die über den Informationswert einer Äußerung Auskunft geben oder sagen, wie die Voraussetzungen für eine Realisierung beurteilt werden.²⁸

Solche Modalwörter können selber Satzrang haben, wenn sie im Gespräch wie *ja* oder *nein* eine Setzung oder Ausschließung modifizieren. Sie sind als Antwort eine informierende Reaktion, wie *bitte* und *danke* das Handeln begleiten. So bestätigt Biedermann im ersten Gespräch mit dem Ganoven befriedigt, was dieser über seinen Charakter sagt:

Sie haben noch eine positive Einstellung. – Gewiß. – Sie haben noch Zivilcourage. – Sicher. – Sie haben noch ein Gewissen... – Jaja, natürlich.

Bei solcher Verwendung steht das Modalwort in der Skala sprachlicher Reaktionen, wie *Hm*; während aber die Interjektion nur verlaudet, artikuliert das Modalwort die Einstellung zu einer Information.

Modalwörter, die eine Setzung bestätigen, einschränken oder ausschließen, wie *sicher, gewiß, natürlich, zweifellos, kaum, schwerlich, keinesfalls*, enthalten meist auch ein Urteil über den Wahrheitswert der Information und gehören dann in den Bereich der Information. Sie formulieren die Erwartung, mit der ein Sprecher seine Äußerung vorbringt:

wahrscheinlich, vielleicht, vermutlich, möglicherweise.

Im Bereich der Realisierung urteilen die Modalwörter über die Voraussetzungen für einen Vollzug. Biedermann könnte zu seiner Frau sagen:

Hoffentlich werden wir die beiden bald los.

Das könnte auch durch die Verbindung von Inhaltssatz und Auffassungssatz ausgesprochen werden:

Ich hoffe, wir werden die beiden bald los.

Ähnlich ist eine gefühlsmäßige Stellungnahme:

Leider haben wir gar keine Streichhölzer, Herr Biedermann, tatsächlich.

Damit charakterisiert der Kellner mit Bedauern (*leider*) den Inhalt seiner Information als Tatsache (*tatsächlich*).

Oft wird erst durch Situation und Kontext deutlich, wie die Modifizierung der Modalität gemeint ist. Eindeutig wird sie letzten Endes erst durch ein Zusammenwirken vieler Faktoren.

Hier kam es darauf an zu erkennen, welche Möglichkeiten vom System der Sprache aus für den kommunikativen Prozeß im Bereich der Information und der Realisierung gegeben sind. Man sollte den Begriff der Modalität auf die Auffassungs- und Sageweise einer Äußerung beschränken und ihn nicht verwenden, wo eine Abstufung der Art gemeint ist, wie bei einem Adverb.

Anmerkungen

- 1 Der Untertitel (Zum Zusammenhang zwischen Modalität und Kommunikation) soll zum Ausdruck bringen, worauf es unseren Überlegungen ankommt: die Modalität wird in ihrem Zusammenhang mit dem kommunikativen Verhalten beleuchtet; sie wird als eine kommunikative Kategorie verstanden. Nur in diesem Zusammenhang sollte von "modal" gesprochen werden. Um Mißverständnisse zu vermeiden, wäre es gut, bei der Modifikation von Beziehungen innerhalb des Satzes, die herkömmlich als Beziehungen der "Art und Weise" aufgefaßt werden (bei Substantiv, Adjektiv, Präposition und Konjunktion), die Bezeichnung "modal" zu vermeiden.

Die Sprache ist in ihrem Zusammenhang so organisiert, daß sie für den Vollzug in der Kommunikation disponiert ist. Nur diese "grammatische" Seite des Problems, die Disposition für den Vollzug, soll erörtert werden. Der Vollzug selbst gehört in einen anderen eigenen Bereich der Sprachwissenschaft, für den sich inzwischen der Name "Pragmatik" eingebürgert hat. Diese hat zwar die Sprache, die in der Kommunikation zur Wirkung gelangt, zur Voraussetzung, hat aber zusätzlich mit allen den Faktoren zu rechnen, die bei sprachlichem Handeln in einer konkreten Situation in Erscheinung treten. Mit Recht unterscheidet Wunderlich (Sprechakte S. 123 ff.) zwischen der grammatischen Form einer Äußerung und ihrer kommunikativen Funktion; er verdeutlicht den Unterschied an dem kommunikativen Verhalten der Aufforderung. Für die tatsächliche kommunikative Funktion sind vor allem die Konsequenzen von Bedeutung, die sich aus Äußerungen ergeben, und die Bedingungen für das Gelingen oder Nicht-gelingen sprachlicher Kommunikation.

Weil dieser Beitrag einem Schweizer Forscher gewidmet ist, der sich an Texten um Strukturanalyse bemüht hat, ist der Text eines Schweizer Autors zur Demonstration gewählt. Nach einer Einführung (1), die über den Ablauf des kommunikativen Prozesses in diesem Stück unterrichtet, wird dann (2) die Modalität in der 6. Szene untersucht; schließlich (3) wird die Gestaltung der Modalität systematisch in den Grundzügen dargestellt (unter Bezug auf den Text). Auf Auseinandersetzung mit dem wissenschaftlichen Schrifttum mußte aus Raumgründen verzichtet werden. Nur in den Anmerkungen ist darauf verwiesen.

- 2 Aichinger, S. 43 f.; dazu: Brinkmann, Sprache, S. 771 - 774.
- 3 Zitiert wird nach der Ausgabe in der Edition Suhrkamp 41; zur Sprache des Stücks: Karasek, "Biedermann und die Brandstifter"; S. 137 ff.
- 4 Zum Begriff des "Horizonts": Scherner, Code, S. 47 ff.
- 5 Vgl. Brinkmann, Sprache, S. 357 ff., 765 f., 782 ff., 749 ff.; Admoni, Sprachbau, §§ 33 und 50; Moskalskaja, Grammatik, S. 275 ff.; Weinrich, Lüge, S. 48 ff.
- 6 Zur Intonation: Brinkmann, Sprache, S. 509 ff. und 780 ff.

- 7 Die Personalform steht an der Spitze, weil das pronominale Element vor der Personalform (gemeint ist: *Das hat er noch nie gesehen*), wie häufig in der Alltagssprache, erspart ist. Ähnlich später: (*das*) *haben sie mir im Gefängnis alles erklärt*.
- 8 Zu Nachfrage und Anschlußfrage: Brinkmann, Sprache, S. 785 ff.
- 9 Zur Erzählung: Brinkmann, Sprache, S. 865 f.
- 10 "Wiedergebrauchsrede": Lausberg, Elemente, §§ 14 - 19.
- 11 Zum Begriff der Modalität: Kolde, Modaladverbien, S. 118 f.; Admoni, Sprachbau, § 39.
- 12 Literatur dazu: Anm. 5; ferner: Flämig, Modalität (betont das Zusammenwirken verschiedener Faktoren); Zemb, Modalité; Stickel, Negation; Erben, Deutsche Grammatik, Abriß, §§ 309 - 311.
- 13 Anthologia latina I, 2, Nr. 645, S. 111 f.
- 14 Dialectica, S. 153 f.; *De affirmatione et negatione*: S. 173 - 184, 389 f.
- 15 Zum "Bauplan": Fourquet, Wortstellung; Glinz, Innere Form, S. 89 ff., 416 ff.; Flämig, Grundzüge, S. 909, 927 f.; Brinkmann, Sprache, S. 477 ff.; Erben, Deutsche Grammatik, Abriß, §§ 450 - 455; van Dam, Syntax, S. 97 ff.
- 16 Vgl. Anm. 6; ferner: Duden-Grammatik (Winkler), S. 653 f.
- 17 Vgl. Anm. 8.
- 18 Vgl. Brinkmann, Sprache, S. 714 f.
- 19 Dialectica S. 152: *Nec mireris idem verbum secundum diversos affectus animi diversas orationes reddere, modo scilicet imperativam, quando sola imperatio attenditur, modo etiam deprecativam, quando deprecationem, nunc quoque desiderativam, quando desiderationem intelligimus, ut, cum dico: "festinet amica", hanc vel imperativam del deprecativam vel desiderativam secundum varios animi affectus, ut dictum est, proferre possunt. Indicativo quoque verbo saepe pro imperativo utimur; veluti cum in praeceptis Legis dicitur: "Non occides, Non maechaberis" etc. Cum enim haec ad omnes dicta sint, si affirmative intelligeretur, falsum saepe inveniretur.* Damit geht Abaelard auf den Unterschied zwischen der grammatischen Form (dem "Äußerungstyp") und der kommunikativen Funktion (dem "Kontexttyp") ein, den jüngst Dieter Wunderlich betont hat (Sprechakte, S. 123 ff.).
- 20 Erben (Deutsche Grammatik, Abriß, § 147, §§ 157 - 175 und 176 - 187) unterscheidet die Ansichten des Sprechers über die "Realität" oder die "Realisierung".
- 21 "Modalsystem": Brinkmann, Sprache, S. 357 ff.; W. Schmidt, Grundfragen, S. 224; Moskalskaja, Grammatik, S. 141 ff., 276 f.

- 22 Zum Modus: Glinz, Innere Form, S. 104 ff.; Duden-Grammatik, §§ 900 - 1045 und 6440 - 6765; Jung, Grammatik, §§ 516 - 545; Flämig, Grundzüge, S. 852 - 862; Brinkmann, Sprache, S. 366 ff.; Erben (vgl. Anm. 20); Moskalskaja, S. 120 ff.; van Dam, Syntax, S. 114 ff.; Jäger, Konjunktiv; Fourquet, Subjonctif.
- 23 Zu diesem wichtigen Sachverhalt: Brinkmann, Sprache, S. 856 ff. (mit Literatur).
- 24 Auf diesen Sachverhalt ist Hans Lipps 1937 in einem Aufsatz "Bemerkungen über das Versprechen" (Blätter für Deutsche Philosophie Bd. 11, S. 1 ff.) eingegangen, der jetzt in der Aufsatzsammlung "Die Verbindlichkeit der Sprache" wieder abgedruckt ist; er spricht von der "Potenz" des Wortes (Verbindlichkeit, S. 115). Unter Berufung auf Lipps spricht Günther Patzig in solchen Fällen von "Handlungen in Gestalt von Sätzen" (Sprache, S. 24). Inzwischen hat sich im Anschluß J.L. Austin (How to do things with words, Oxford 1962) dafür die Bezeichnung "performative Ausdrücke" (d.h. "vollziehende Ausdrücke") eingebürgert, die von bloß "konstativen" Äußerungen unterschieden werden. In seiner Kritik an John R. Searle (Speech Acts, Cambridge 1969, übers. von R. Wiggershaus: Sprechakte, Frankfurt a.M., Suhrkamp 1971) geht Wunderlich auf die Bedingungen ein, die für das Gelingen eines Versprechens gelten (Sprechakte, S. 139 ff.). Vgl. auch Brinkmann, Sprache, S. 853 f.
- 25 Dazu: Brinkmann, Sprache, S. 363 ff.
- 26 Vgl. Brinkmann, Sprache, S. 374 ff. (Konjunktiv I), 641 ff. (Verben der Redeeinführung), 805 ff. (Rededarstellung). Außer der dort genannten Literatur: Wunderlich, Verba dicendi; Jäger, Pronominalverschiebung; Kaufmann, Personenreferenz; Moskalskaja, Grammatik, § 38; unter dem besonderen Aspekt des Unterschieds zwischen geschriebenem und gesprochenem Deutsch: Siegfried Grosse, Gesprochene Sprache; auf die "Redeerwähnung" geht Wunderlich ein (Sprechakte, S. 161 ff.). Für die Pragmatik ist dabei von Bedeutung die Verbindung eines Inhaltssatzes (bzw. einer Äußerung) mit einem "Aussage Satz", der durch ein "performatives" (d.h. "vollziehendes") Verbum die Art der Äußerung kommentiert (vgl. Brinkmann, Sprache, S. 639 ff.). Solche Aussagesätze können auch eingeschoben und nachgetragen werden (vgl. Brinkmann, Sprache, S. 476); wie Anreden, Ausrufe und Sprecherbemerkungen (z.B. *offen gestanden*) gehen solche "Aussagesätze" unmittelbar, ohne Vermittlung durch die Subjekt-Prädikat-Struktur, vom Sprecher zum Rezipienten (vgl. Moskalskaja, Grammatik, S. 285).
- 27 Zu den Modalverben: Brinkmann, Sprache, S. 381 - 400; außer den Monographien von Bech und Welke (vgl. Brinkmann, Sprache, S. 358) die ältere Arbeit von Debrunner (vgl. Brinkmann, Sprache, S. 914) und die jüngeren Arbeiten: H.W. Feltkamp, Syntax des Modalverbs; R. Grosse, Die deutschen Modalverben; Erben, Deutsche Grammatik, Abriß, §§ 156, 168, 179 - 181; van Dam, Syntax, S. 132 - 138; Wunderlich, Sprechakte, S. 178 ff. Maximilian Scherner macht mich aufmerksam auf: Konrad Ehlich und Jochen Rehbein, Interrelationen.

- 28 Zum Modalwort außer Brinkmann, Sprache, S. 400 - 402; Sano Saidow, Modalwörter; Gottfried Kolde, Funktion; Admoni, Sprachbau, § 42; Moskalskaja, Grammatik, S. 50 f., 56, 105.

Literatur

Texte

- Abaelardus, Petrus: *Dialectica*, hg. L.M. de Rijk, Assen 1956
- Aichinger, Ilse: Knöpfe, in: Hörspiele, hg. mit einem Nachwort von Ernst Schnabel. Fischer Bücherei 378, S. 43 ff
- Anthologia latina I, 2*, rec. Alexander Riese, Lipsiae 1906
- Frisch, Max: Biedermann und die Brandstifter, Ein Lehrstück ohne Lehre. Mit einem Nachspiel. edition suhrkamp 41. Frankfurt a.M. 1958
- Isidori *Etymologiarum sive Originum libri XX*, rec. W.M. Lindsay, tom.I, Oxoniae 1911
- Quintiliani *Institutionis oratoriae libri XII*, rec. Ed. Bonell, vol. II, Lipsiae 1911

Wissenschaftliches Schrifttum

- Die in den Anmerkungen verwendeten Kurztitel stehen in Klammern hinter der jeweiligen bibliographischen Angabe.
- Admoni, Wladimir G.: *Der deutsche Sprachbau*, Leningrad³ 1972 (Sprachbau)
- Austin, J.L.: *How to do things with words*, Oxford 1962
- Brinkmann, Hennig: *Die deutsche Sprache, Gestalt und Leistung*, 2. neubearbeitete und erweiterte Auflage, Düsseldorf 1971 (Sprache)
- van Dam, Jan: *Syntax der deutschen Sprache*, Groningen 1972 (Syntax)
- Duden-Grammatik der deutschen Gegenwartssprache = *Der Große Duden 4*, Mannheim²1966 (Duden)
- Ehlich, Konrad/Rehbein, Jochen: Einige Interrelationen von Modalverben, in: *Linguistische Pragmatik*, hg. Dieter Wunderlich (Schwerpunkte Linguistik und Kommunikationswissenschaft 12), Frankfurt 1972, S. 318 - 340 (Interrelationen)
- Erben, Johannes: *Deutsche Grammatik, Ein Abriß*, München 1972, 11. völlig neubearbeitete Auflage von "Abriß der deutschen Grammatik" (Deutsche Grammatik, Abriß)

- Feltkamp, H.W.: Zur Syntax des deutschen Modalverbs, in: *Neophilologus* 53 (1969), S. 351 ff. (Syntax des Modalverbs)
- Flämig, Walter: Zur Funktion des Verbs, Modus und Modalität, in: *Deutsch als Fremdsprache* 2 (1965), S. 1 ff. (Modalität)
- — : Grundzüge der neuhochdeutschen Grammatik, in: *Die deutsche Sprache* (Kleine Enzyklopädie 2), Leipzig 1970, S. 834 ff. (Grundzüge)
- Fourquet, Jean: Zur neuhochdeutschen Wortstellung, in: *Das Ringen um eine neue deutsche Grammatik*, hg. Hugo Moser (*Wege der Forschung* XXV), Darmstadt 1962, S. 360 - 375 (übersetzt aus: *L'ordre des éléments de la phrase en Germanique ancien*, Paris 1938, S. 21 ff.) (Wortstellung)
- — : *Le subjonctif allemand*, Typoskript, Conference Amiens 1973 (Subjonctif)
- Glinz, Hans: *Die innere Form des Deutschen* (*Bibliotheca Germanica* 4), Bern 1952 (Innere Form)
- Grosse, Rudolf: Die deutschen Modalverben in der neueren Forschung, in: *Wissenschaftliche Zeitschrift der Technischen Universität Dresden* 18 (1969), S. 407 ff. (Die deutschen Modalverben)
- Grosse, Siegfried: *Gesprochene Sprache schriftlich konzipiert*, in: *Dichtung-Sprache-Gesellschaft, Akten des IV. Internationalen Germanistenkongresses*, hg. Victor Lange und Hans-Gert Roloff, Frankfurt 1971, S. 473 ff. (Gesprochene Sprache)
- Jäger, Siegfried: Die Pronominalverschiebung bei der Transformation direkter Rede in indirekte Rede, in: *Muttersprache* 80 (1970), S. 217 ff. (Pronominalverschiebung)
- — : *Der Konjunktiv in der deutschen Sprache der Gegenwart* (*Heutiges Deutsch* I,1), München und Düsseldorf 1971 (Konjunktiv)
- Jung, Walter: *Grammatik der deutschen Sprache*, Leipzig 1966 (Grammatik)
- Karasek, Hellmuth: "Biedermann und die Brandstifter", in: *Über Max Frisch*, hg. Thomas Beckermann (edition suhrkamp 404), Frankfurt 1971, S. 136 ff. (Brandstifter)
- Kaufmann, Gerhard: Zur Frage der Personenreferenz in der indirekten Rede, in: *Zielsprache Deutsch* 1971, S. 153 ff. (Personenreferenz)
- Kolde, Gottfried: Zur Funktion der sogenannten Modaladverbien in der deutschen Sprache der Gegenwart, in: *Wirkendes Wort* 20 (1970), S. 116 ff. (Funktion)
- Lausberg, Heinrich: *Elemente der literarischen Rhetorik*, München ³1967 (Elemente)
- Lipps, Hans: *Die Verbindlichkeit der Sprache*, Frankfurt ²1958 (Verbindlichkeit)
- Moskalskaja, O.I.: *Grammatik der deutschen Gegenwartssprache*, Moskau 1971 (Grammatik)

- Patzig, Günther: Die Sprache, philosophisch befragt, in: Die deutsche Sprache im 20. Jahrhundert, hg. K. Müller (Kleine Vandenhoeck-Reihe 232 - 234), Göttingen 1966, S. 9 ff. (Sprache)
- Saido, Sano: Klassifikation der Modalwörter der deutschen Sprache, in: Deutsch als Fremdsprache 6 (1969), S. 313 ff. (Modalwörter)
- Scherner, Maximilian: "Code" oder "Horizont"?, in: Der Deutschunterricht, Jahrgang 23 (1971), Heft 6, S. 37 ff. (Code)
- Schmidt, Wilhelm: Grundfragen der deutschen Grammatik, Berlin 1966 (Grundfragen)
- Searle, John R.: Speech Acts, Cambridge 1969 (deutsch von R. Wiggershaus, u.d.T. "Sprechakte", Frankfurt 1971) (Speech Acts)
- Stickel, Gerhard: Untersuchungen zur Negation im heutigen Deutsch (Schriften zur Linguistik, hg. Peter Hartmann 1), Braunschweig 1970 (Negation)
- Weinrich, Harald: Linguistik der Lüge, Heidelberg 1966 (Lüge)
- Wunderlich, Dieter: Bemerkungen zu den verba dicendi, in: Muttersprache 79 (1969), S. 97 ff. (Verba dicendi)
- — : Sprechakte, in: Utz Maas/Dieter Wunderlich: Pragmatik und sprachliches Handeln (Athenäum-Skripten Linguistik 2), Frankfurt 1972, S. 69 ff. (Sprechakte)
- Zemb, Jean-Marie: La structure de la modalité dans le système verbal allemand, in: Études Germaniques 24 (1969), S. 497 ff. (Modalité)

ZU HANDLUNGSLOGISCHEN IMPLIKATIONEN LINGUISTISCHER
AUSSAGEN

1. Heuristischer Ansatz: Verbale Grundstrukturen als Schemata des
Handlungsverstehens

Wenn theoretische Aussagen über sprachliche Grundstrukturen, also über "Satzmuster", "Satzbegriffe" oder "propositionale Semanteme", überhaupt einen theoretischen Sinn haben sollen, dann müssen sie Erfahrungstatsachen entsprechen, die im Sinn-Zusammenhang eines bestimmten konkreten Forschungszieles und damit implizierter Fragestellungen und dahinterstehender Forschungsinteressen gegeben sind. Das bedeutet zunächst auch, daß Grundstruktur-Hypothesen einen gewissen Erklärungswert für alltäglich-intuitive Beobachtungen haben müssen.

Ganz konkret veranschaulicht: Zu behaupten, jemand habe beispielsweise die sprachliche Struktur (*jemand (jemanden das und das fragen)*) in seinem Sprachbesitz, heißt ja anzunehmen, daß er in der Lage sei, diese Kompetenz regulär zu aktualisieren. Demnach müßte er Sätze bilden können wie:

- (1) *Hans fragt Karl nach der Uhrzeit*
- (2) *der Lehrer fragt Hans, wo er seine Hausaufgaben bat*
- (3) *Hans fragt den Lehrer, wieso er ihn das fragt*
- (4) *ich frage Karl, ob er mitspielen will*
- (5) *wenn ich draußen bin, dann frage ich Karl, ob er mitspielen will*
- (6) *ich frage dich, ob du mitspielen willst*
- (7) *ich möchte dich fragen, ob du mitspielen willst*
- (8) *ich frage dich jetzt zum letzten Mal: wo hast du deine Hausaufgaben*
- (9) *morgen frage ich unseren Lehrer, warum er so schlechten Unterricht gibt*

—, was aber empirisch für ein paar der angeführten Beispiele wenig wahrscheinlich ist und für die übrigen sicherlich auch nur unter bestimmten (als selbstverständlich vorausgesetzten) situativen Umständen zu erwarten ist.

So impliziert Satz (1) zum Beispiel, daß

- *Hans* die Uhrzeit nicht weiß,
- daß er annimmt, daß *Karl* sie aber weiß,
- - ..., daß *Karl* eine Uhr hat oder auf andere Weise die Uhrzeit feststellen kann,
 - ..., daß *Karl* die Uhrzeit ablesen kann,
 - daß *Karl* seine Frage versteht,
 - daß *Karl* versteht, was *Hans* annimmt, wenn er diese Frage äußert,
 - daß *Karl* bereit ist, *Hans* zu antworten,
- daß *Hans* weiß, daß *Karl* versteht, was *Hans* meint,
- daß *Hans* nicht im Augenblick vorher dieselbe Frage gestellt hat und *Karl* ihm eindeutig geantwortet hat und *Hans* die Antwort verstanden hat und weiß, daß *Karl* weiß, daß er die Antwort verstanden hat
- ...

Hans muß mit anderen Worten bestimmte Regeln des Fragens und des Verstehens von Fragezusammenhängen beherrschen, wenn er den Satz bilden will, richtiger: muß mit seinem Verhalten bestimmte Regeln des Fragens und des Frageverstehens zum Ausdruck bringen können, wenn die Aussage von (1) auf ihn zutreffen soll; denn nicht *Hans* hat ja Satz (1) geäußert, sondern unsere gedachte dritte Person, *Paul*, die immerhin kompetent dazu sein muß, den gesamten eben andeutungsweise skizzierten Sprach- und Handlungszusammenhang nach bestimmten Momenten wahrnehmen und verstehen zu können, so daß sie ihn interpretieren kann als *Hans fragt Karl nach der Uhrzeit*. Abstrakt-linguistisch gesagt: *Paul* muß wenigstens für diesen Fall eine der Kompetenz von *Hans* und *Karl* sehr ähnliche Kompetenz zu sprachlichen Handlungen und zum Handlungsverstehen haben, wenn seine Äußerung von den beiden anderen als zutreffend akzeptiert werden können soll. Konkreter formuliert: *Paul* muß damit rechnen können, daß seine Erwartungen hinsichtlich des wechselseitigen Verstehens der beiden anderen zutreffen.

Die Erwartungen der verstehend Beteiligten sind aber normenabhängig, wofür Satz (3) in einem bestimmten Kontext ein Beleg sein kann: Man könnte ja annehmen, daß *Paul* ihn als Beobachter einer Unterrichtsstunde protokolliert; allerdings wird er ihn womöglich nicht in seiner neutraleren Form notieren, sondern eher so:

(3.1) *Hans fragt den Lehrer, wieso er ihn das fragt!*

oder er könnte festhalten:

(3.2) *Überraschend fragt Hans den Lehrer, wieso er ihn das fragt*

–, was ganz gewiß von seinem eigenen Verständnis der Situation, d.h. aber von seiner eigenen Rollen-Vorstellung hinsichtlich eines *n o r m a l e n* Schülerverhaltens gegenüber einem Lehrer, abhängt. Man kann sich jedenfalls kaum ebenso leicht denken, daß er am Nachmittag seinen Freunden von dieser Unterrichtssituation berichtet und dabei äußert:

(3.3) *... und natürlich*

selbstverständlich

wie zu erwarten

fragt Hans den Lehrer,

wieso er ihn das fragt

–, es sei denn, er hätte *Hans* seinen Zuhörern bereits als einen *aufsässigen, widerborstigen, frechen* Schüler geschildert (oder einen Lehrer, der ihm eine *wirklich unzumutbare* Frage gestellt hätte) ... Dabei wirkt die Äußerung (3) noch vergleichsweise unverfänglich gegenüber der direkten Frage an den Lehrer von *Hans* selber:

(3.4) *wieso fragen Sie mich das?*

Das heißt, der Berichtende, *Paul*, steht wahrscheinlich unter einem weit geringeren Situationsdruck als der so Fragende selber, zumal er ja offen lassen kann, wie er die Situation im Hinblick auf bestimmte Handlungsregeln und Handlungsnormen versteht. (Anders wäre die Situation wahrscheinlich schon, wenn *Paul* (3.3) im Zusammenhang eines Vortrags vor Lehrern äußern würde ...)

Verallgemeinernd kann man jedenfalls sagen, daß das Verfügen über Grundmuster des Verstehens und sprachlichen Handeln nicht nur die Kenntnis allgemeinsten Handlungsregeln einschließt, sondern auch und gerade gewisser Handlungs- wie Interpretations *n o r m e n*.

Die Normen, gegen die der Berichtende mit (3.3) und der Handelnde mit (3.4) in bestimmten Situationen verstoßen, schließen sicherlich die folgenden Handlungsverbote ein:

(3.5) *Hans fragt den Lehrer etwas, was er ihn (in dieser Situation) nicht fragen darf*

Hans darf das n i c h t d e n L e h r e r f r a g e n

es steht Hans das Recht nicht zu, so zu fragen

–, was man bekanntlich damit zu erklären versucht, daß man in bestimmten Situationen nicht beliebige Sachverhalte thematisieren könne/dürfe. Daß das so ist, hängt aber offensichtlich von der Beziehung ab, die zwischen Hans und dem Lehrer (im anderen Kontext: Paul und seinen Zuhörern) besteht, genauer gesagt: von ihren als verbindlich institutionalisierten wechselseitigen Handlungs- wie Verstehens-Erwartungen, ihren sozialen Rollen; die normalen (und normierenden) Verhaltenserwartungen der Beteiligten (und des verstehend beteiligten Beobachters) schließen aus, daß man sprachliches Handeln und Handlungssituationen verstehen kann, wie man es vielleicht will oder gerne möchte (sofern man das überhaupt kann). Gegenüber bestimmten Personen (deren Erwartungen die eigene Rolle, den eigenen Handlungsspielraum definieren) können bestimmte andere Personen (mit komplementären Rollen-Erwartungen) über bestimmte Sachverhalte nicht reden; richtiger und zutreffender: sie können bestimmte Themen normalerweise nur insoweit verhandeln, als sie nicht die Selbstverständlichkeiten des Handlungskontextes, der Situation in Frage stellen. Wenn wir also von jemandem behaupten, er verfüge über die sprachliche Struktur *A fragt B nach X*, dann schließt das ein, daß wir annehmen, *A* (und wir als die Interpreten dieser Situation) verfügten über eine sozial normierte sprachlich vermittelte Handlungskompetenz. Oder aber wir machen eine satzlinguistische Aussage, die unser handlungspraxisfernes “systemlinguistisches” Interesse an sprachlichen Bedeutungsfeldern befriedigt.

Im ganzen heißt das systematischer geordnet:

1. Über sprachliche Grundstrukturen auf der Ebene satzsemantischer Identifikationen zu reden, das bedeutet, die Sprachkompetenz als Kompetenz des Handlungsverstehens theoretisch zu verfehlen.
2. Eine zureichende Beschreibung sprachlichen Handelns zu geben heißt, die allgemeinen, sozialen und situativen Bedingungen zu explizieren, über die “der kompetente Sprecher einer Sprache” wie auch der Beobachter einer sprachlichen Handlungssituation begrifflich verfügt.
3. Grundstrukturen einer Sprachhandlungstheorie sind, mit anderen Worten, theoretisch zu verstehen als sozial verbindliche handlungsnormierte wie-normierende Aussage- und Interpretationsschemata.

Auf unsere Ausgangsüberlegung bezogen: Wer einen bestimmten Satz äußert, der weiß eben nicht nur, wie man einen richtigen (oder abweichenden) Satz bildet, sondern weiß auch

- welche Situation gegeben ist, d.h. welche Situationsinterpretation (a) er selber seiner Handlung zugrundegelegt hat und (b) welche Situationsbestimmung intersubjektiv relevant ist,
- welche Rede-, Verstehens- und Handlungsvoraussetzungen gelten,
- welche Handlungsfolgen zu erwarten sind.

2. Exemplarische Explikation: Die intersubjektiv konstituierte und konstitutive Handlungslogik propositionaler Begriffe

Zunächst soll im Folgenden gezeigt werden, daß und wie bei der methodischen Beschreibung eines propositionalen Semantems oder Satzbegriffs notwendig handlungsbegriffliche Voraussetzungen zu machen sind, die auf intersubjektiv geltende Normen des Handlungsverstehens zurückzuführen sind.

Ich wähle dazu ein Beispiel, bei dem das unserem Alltagswissen nach scheinbar nicht der Fall ist, das Semantem, das dem Satz zugrundeliegt:

(10) *Hans ißt gerade sein Butterbrot,*

und (situationsbedingten) Varianten wie:

(10a) *Hans ißt gerade bastig
schnell
in aller Ruhe
mit Appetit
Heißhunger
Genuß ...
... sein Butterbrot*

(10b) *Hans ißt gerade vor den Augen seiner Freunde
ohne auf seine Umgebung zu achten
obwohl er sich in einem Museum befindet
in aller Ruhe
bastig ...
... sein Butterbrot*

- (10c) *Hans ißt gerade vor den Augen seiner Freunde ohne auf seine Umgebung zu achten in aller Ruhe sein Butterbrot anstatt das anschließend im Park zu tun*
- (10d) *Hans ißt bedauerlicherweise gerade vor den Augen seiner Freunde ohne auf seine Umgebung zu achten in aller Ruhe sein Butterbrot anstatt ...*
- (10e) *Hans ißt gerade sein Butterbrot. Und zwar tut er das in aller Ruhe. Dabei achtet er nicht auf die Umgebung, in der er sich befindet. Daß er sich derart verhält und nicht so, wie man das erwartet, das finde ich bedauerlich.*

Bis auf die letzten beiden Varianten wird es sich für das Alltagsbewußtsein des Sprechers wahrscheinlich um reine Tatsachenfeststellung handeln; allenfalls in (d) und (e) wird er so etwas wie eine gewisse Orientierung an der Erwartungslage, an erworbenen Handlungsmaßstäben, zum Ausdruck gebracht sehen, – im konkreten Fall oft auch erst dann, wenn die eigenen Erwartungen enttäuscht werden.

Welche Handlungskategorien sind es nun, die mit (10) impliziert sind? Der Übersichtlichkeit und der geforderten Kürze der Darstellung wegen beschränke ich mich auf ein paar theoretische Explikationsansätze. Zunächst gilt ja:

Hans ißt gerade sein Butterbrot
 = *Hans ist gerade dabei, sein Butterbrot zu essen*
 ← *jemand ist dabei, das und das zu tun*
 * *P ist dabei, umzufallen*
 * *P ist dabei, das und das mit sich geschehen zu lassen*
 ← *P ist dabei, so und so zu handeln*
 * *P ist dabei, nein zu rufen*
 * *P ist dabei, seine Augen zu schließen*
 ← *P ist dabei, so und so zu handeln; Bedingung:*
 Handlung von relativer Dauer, nicht punktuell

P ist gerade *dabei, so und so zu handeln*
war zur Zeit
gegenwärtig
während ...

Zum Beispiel:

P ist gerade dabei, seine berufliche Qualifikation zu verbessern
P ist gerade dabei, sein Butterbrot zu essen

Allgemeiner:

- ← *P handelt so und so; die Ausführung der Handlung ist von relativer Dauer; der Zeitpunkt der Handlung ist der Zeitpunkt T eines bestimmten Zeitkontinuums einer von Sprecher S vergegenwärtigten Handlungssituation*

Noch abstrakter formuliert:

(10.1) HANDLUNG H von RELATIVER DAUER zum ZEITPUNKT T von ...

Dazu müssen aber wahrnehmbare Anzeichen (verbaler wie nichtverbaler Art) von H vorliegen:

*P ist – wie man sieht – gerade dabei, zu essen
nachzudenken
gegen seine Angst anzugehen
...*

Das schließt ein: die für Sprecher wie Beobachter wie Zuhörer gegebenen Anzeichen der Wahrnehmbarkeit von H sind intersubjektiv vereinbart, sie sind erwartbar; sie können thematisiert und in Frage gestellt werden (z.B.: *Wie kommst du darauf? – Man sieht es doch an seinem Gesicht!*). Demnach gilt:

(10.2) INTERSUBJEKTIV WAHRNEHMBARE HANDLUNG H EINES P zum ZEITPUNKT T von ...

Allgemeiner gesagt: Die spezifische Sprechhandlung von (10) ausführen zu können, schließt mindestens auch die Fähigkeit ein (die Sprachkompetenz dazu),

- unterscheiden zu können zwischen
 - - Ereignissen, Abläufen, Vorgängen, Verhaltensweisen, Handlungen,
 - - punktuellen Handlungen (“Augenblickshandlungen”) und Handlungen von relativer Dauer,
 - - Handlungen und dem Ausdruck oder den Anzeichen von Handlungen, – was aber bedeutet:
- Handlungen und Handlungsweisen nach bestimmten intersubjektiv geltenden Anzeichen sprachlich identifizieren zu können und/oder
- nach bestimmten im Handlungskontext vorliegenden (weil intersubjektiv geltenden) Anzeichen sprachliche Identifikationen als Handlungsinterpretationen verstehen (und das heißt auch: in

- Frage stellen) zu können;
- zeitliche Situierungen im relativen Zeitkontinuum von Handlungssituationen produktiv wie rezeptiv leisten zu können;
 - Texte als Modelle von Handlungssituationen und Einzelhandlungen bilden und verstehen zu können, –

kurz: grundlegende intersubjektiv geltende Aussage- und Interpretations-schemata für Handlungszusammenhänge rezeptiv wie produktiv beherrschen zu können. Daß diese Kompetenz mit sozialen Erfahrungen zu tun hat und eine soziale Fähigkeit ist, dürfte mit dieser etwas genaueren Analyse nochmals deutlich geworden sein.

Nun heißt unser Beispiel ja:

(10) *Hans ißt s e i n Butterbrot,*

was sicherlich bei normaler Phonodie nicht bedeuten soll:

** Hans ißt das Butterbrot, das ihm gehört*

Man vergleiche vielmehr:

sein Butterbrot essen, seine Aufgaben machen, seine Pflicht tun, seinen Mittagsschlaf halten, seinen Doktor machen, usw.

Vielleicht kann man hier explizieren (sinngebunden umformen):

Hans ißt gerade sein Butterbrot, wie er es gewohnheitsgemäß immer in dieser Situation tut; (dabei hat er versehentlich Helgas Butterbrot genommen),

aber wohl nicht:

** Hans ißt gerade sein Butterbrot, was er sonst gewöhnlich nicht tun kann;*

dagegen wohl:

Hans ißt gerade sein Butterbrot, was er in dieser Situation nicht tun sollte.

Allgemeiner:

← *P handelt so, wie es üblich ist
wie man es gewöhnlich in der Situation S_H
tut/erwartet/ ...*

(10.3) INTERSUBJEKTIV WAHRNEHMBARE UND SITUATIONS-
ÜBLICHE (=SITUATIONSTYPISCH KONVENTIONALISIER-
TE) HANDLUNG H VON P RELATIVER DAUER zum ZEIT-
PUNKT T von ...

(Formal-linguistisch gesehen wäre lediglich feststellbar, daß eine Fähigkeit zur Unterscheidung von Morphostrukturen und Nomostrukturen der Inhalte sprachlicher Äußerungen, zwischen Aufbau und Struktur von Aussagen, vorauszusetzen sei.)

Wie sind (in aller Kürze) die weiteren Interpretations- und Handlungsmomente zu beschreiben und zu bestimmen?

(10a) als Variante von (10) ist hinsichtlich zweier Momente zu explizieren:

(11) *Hans ißt gerade in aller Ruhe sein Butterbrot*

*P ist gerade dabei, in aller Ruhe so und so zu handeln
in aller Gelassenheit
hastig*

...

*mit einer bestimmten inneren Einstellung/
Haltung zur Situation (die für die Beteiligten
an Anzeichen erkennbar ist)*

Also:

(11.1) INTERSUBJEKTIV WAHRNEHMBARE UND SITUATIONS-
ÜBLICHE HANDLUNG H VON P RELATIVER DAUER MIT
ANZEICHEN DES AUSDRUCKS EINER INNEREN EINSTEL-
LUNG ZUR SITUATION zum ZEITPUNKT T

Dieser Aspekt der inneren Einstellung des Handelnden zu seiner Handlung, richtiger: wahrnehmbarer Anzeichen einer bestimmten inneren Einstellung zur Handlung, ist in (10) lediglich unspezifiziert, nicht aber – der Möglichkeit nach – nicht-spezifiziert; *sein Butterbrot essen* gehört zur Klasse von Handlungen, denen nach Anzeichen sozialer Wahrnehmung bestimmte innere Einstellungen des Handelnden zu seiner Handlung und der Handlungssituation zugeschrieben werden (können). In (10) ist demnach vermutlich der “Normalfall” derartigen Handelns und einer entsprechenden (zugeschriebenen) inneren Einstellung oder Beteiligung gemeint, – was bedeutet, daß im Hinblick auf diesen Handlungsaspekt keine relevanten Anzeichen eines in bestimmter Hinsicht abweichenden inneren Handlungsbezugs vorliegen. – Natürlich muß man sich fragen, ob Handlungen nicht überhaupt dadurch definiert sind, daß sie (unter anderem) nach diesem Moment verstanden werden können, nach Dimensionen der affektiv-emotionalen Beteiligung und anderen; auf die damit letzten Endes angesprochene Frage nach dem theoretischen Begriff praktischen Handlungs-

verstehens gehe ich im folgenden Teil ein.

Die zweite Komponente von (10a), *mit Genuß/ mit Appetit/ ...*, kann präziser gefaßt werden:

(12) *Hans ißt gerade mit Genuß sein Butterbrot*
 Heißhunger
 ...
 ohne rechten Appetit
 ...

= *Hans ißt gerade sein Butterbrot. Er tut das mit großem Appetit*

= *Er hat anscheinend großen Appetit*
 dem Anschein nach
 wie es scheint

* *Hans ißt gerade sein Butterbrot. Er sagt, er hat großen Appetit*

(12.1) ... HANDLUNG H VON P ... MIT BESTIMMTEN INTERSUBJEKTIV WAHRNEHMBAREN ANZEICHEN EINER BESTIMMTEN H ENTSPRECHENDEN BEDÜRFNIS- ODER ANTRIEBSLAGE ...

Die entsprechenden Anzeichen, die in H für den Beobachter wahrnehmbar sind, müssen demnach als *t y p i s c h e A n z e i c h e n e i n e r H z u g r u n d e l i e g e n d e n A n t r i e b s l a g e* (wieder-)erkennbar sein, sie müssen standardisiert, konventionalisiert sein; sie *s i n d* konventionalisiert in sprachlichen Handlungsinterpretationen wie zum Beispiel:

Hans ißt gerade sein Butterbrot. Er hat allem Anschein nach
großen Appetit; denn er ißt ziemlich schnell
 viel
 mehr als sonst
... *er sagt, daß es ihm schmeckt*
... *er läßt sich durch seine Umgebung nicht stören*
... *seine Augen leuchten*

Präziser: derartige Anzeichen von (...) können als Inhalte ganz selbstverständlicher Identifikationsleistungen im Kontext von Handlungen gelten (und das sind sie gewöhnlich auch); erst wenn sie vom Anderen in Frage gestellt werden (*das finde ich nicht, wieso kommst du darauf?*), werden sie in ihrer sprachlich konventionalisierten Form thematisch, — eben als Schemata des Handlungsverstehens nach Klassen von Anzeichen von “inneren Zuständen” eines Handelnden ...

Die weiteren angeführten und für H von (10) handlungsklassenspezifischen Momente seien im folgenden nur andeutungsweise expliziert und systematisiert.

Mit (10b) sind wiederum wenigstens zwei unterscheidbare Momente gegeben. Man vergleiche:

- (13) *Hans ißt gerade vor den Augen seiner Freunde sein Butterbrot*
und: *Hans fällt gerade vor den Augen seiner Freunde vom Baum*
mit: (13') *Hans ißt gerade sein Butterbrot, ohne auf seine Umgebung zu achten*
und: * *Hans fällt gerade vom Baum, ohne auf seine Umgebung zu achten*

Der Unterschied kann etwa so dargestellt werden:

- | | | |
|-------|----------------------------------|---|
| | <i>P tut das und das.</i> | <i>Das spielt sich ab/passiert</i> |
| | <i>P widerfährt das und das.</i> | <i>in Gegenwart von P₂</i> |
| aber: | <i>P tut das und das.</i> | <i>Das tut er, ohne daß er sich dabei an bestimmte Regeln/Erwartungen/Normen hält</i> |
| | <i>P handelt so und so.</i> | |

Die zweite Handlungsdeutung schließt also ein, daß P intentional handelt und daß er, indem er so handelt, Erwartungen und Normvorstellungen von P₂ (nicht) entspricht; einfacher gesagt: das zweite der hier diskutierten Handlungsmomente schließt ein, das P's Handlung H intentional sei und daß P bestimmten Erwartungen von üblichem Handeln in einer entsprechenden Handlungssituation nachkommt oder auch absichtlich nicht nachkommt. (So gesehen kann natürlich auch *vor den Augen seiner Freunde* entsprechend verstanden werden ...)

(13.1) ... HANDLUNG H VON P ... IN GEGENWART VON P₂ UND GEMÄSS (ODER ENTGEGEN) BESTIMMTEN NORMEN SITUATIONSGERECHTEN HANDELNS

Die positive (erwartete) Alternative *s i t u a t i o n s g e r e c h t e n H a n d e l n s* kann der Sprecher natürlich nennen, wie es in (10c) ja der Fall ist.

Dazu kann der Sprecher seine Wertung der kritisierten Handlungsweise zum Ausdruck bringen, wie etwa mit (10d), — was wiederum voraussetzt, daß H und der gesamte sprachlich vergegenwärtigte Handlungszusammenhang von H normativ gewertet werden kann: *bedauerlich, dumm, unmöglich finden*

kann man nur Handlungsweisen von Personen (und Folgen von Handlungsweisen von Personen), soweit sie normativen Konventionen entsprechen. Am Gegenbeispiel verdeutlicht:

Der Wind hat die Brücke zum Zusammenstürzen gebracht. Das finde ich unmöglich, –

Diese Aussage setzt ja, wenn sie als sinnvoll verstanden werden soll, einen verantwortlichen Handelnden voraus, dessen Handeln die Folge hatte, daß die Brücke einstürzte ...

Im ganzen sind neben den unter (10) aufgeführten Begriffen sprachlich vermittelten Handlungsverstehens also die folgenden für unser Beispiel relevant:

- (14)– Anwesenheit/Gegenwart eines H von P verstehenden Gegenüber oder Außenstehenden
 - Üblichkeit von H im Handlungszusammenhang von H
 - nach konventionell thematisierbaren Anzeichen wahrnehmbare spezifische innere Einstellung von P zur Handlungssituation, zum Handlungszusammenhang
 - nach Anzeichen wahrnehmbare, der Handlung H von P entsprechende Antriebs- oder Bedürfnislage von P
 - bestimmte Normen der Situationsangemessenheit
 - spezifische Kategorien für die explizit normative Wertung intentional verstandener Handlungen durch P₂

(Ob man die beiden Aspekte der *Ü b l i c h k e i t / G e w o h n h e i t* und der *S i t u a t i o n s g e r e c h t h e i t* bei differenzierterer Analyse und Begriffsbildung weiterhin in dieser Weise auseinanderhalten kann, das sei dahingestellt; immerhin besteht ja ein – rollentheoretisch faßbarer – Unterschied zwischen der *b l o ß e n G e w o h n h e i t , s o u n d s o z u h a n d e l n* und der *Z u m u t u n g , s o u n d s o z u h a n d e l n z u s o l l e n*...)

Insgesamt zeigt die vorläufige methodische Explikation der begrifflichen Struktur unseres simplen Beispiels, daß sprachliche Grundbegriffe normative Schemata des Handlungsverstehens sind; deshalb weil wir über derartige Schemata (von Handlungsbegriffen) verfügen, können wir Handlungen, Handlungsweisen und Handlungsmomente in Handlungszusammenhängen unterscheiden und identifizieren, aber auch re-definieren und können zu neuen Handlungsbegriffen kommen.

Mit anderen Worten: Der Satz

- (15) *Hans ißt bedauerlicherweise gerade vor den Augen seiner Freunde und ohne auf seine Umgebung zu achten in aller Ruhe mit großem Appetit sein Butterbrot, –*

dieser Satz oder richtiger: die in diesem T e x t zum Ausdruck gebrachte Aussage ist die sprachlogische Explikation eines komplexen Situations- und Handlungszusammenhangs (vergl. (10e)); diese Aussage zu verstehen, bedeutet nichts anderes als: einen bestimmten konkreten Handlungszusammenhang in bestimmten Momenten zu begreifen (und in anderen in Frage stellen zu können). Das aber heißt: Satz- und Text-Verstehen schließt Handlungsverstehen ein. Wenn das der Fall ist, wenn den Akten des Sprachverstehens die Logik des Handlungsverstehens inhärent ist, dann hängt die Reichweite und Erklärungsstärke theoretisch-linguistischen Verstehens davon ab, inwieweit sich der Linguist/linguistische Beobachter der impliziten Bedingungen und Voraussetzungen praktischen (normativen) Handlungsverstehens methodisch zu vergewissern vermag. – Als einen Versuch der methodischen Rekonstruktion derartiger Voraussetzungen möchte ich die folgende linguistische Text- und Situationsanalyse verstanden wissen.

3. Methodische Rekonstruktion: Der Linguist als gedanklich mithandelnder Dritter in Situationen theoretischen Verstehens

Exemplarisch soll also gezeigt werden, daß die Analyse eines eine Handlungssituation vergegenwärtigenden Textes eben die verstehende Vergegenwärtigung der Situation gemäß den e i g e n e n Normen des Handlungsverstehens voraussetzt; anders und von der Begriffsbildung der Satzlinguistik her formuliert: daß es nicht darum geht, Äußerungsformen von Sätzen ihre Aussagen- (oder Tiefen-)Strukturen zuzuordnen, sondern genau darum, diese Zuordnungen (Strukturbeschreibungen) als Mittel methodischer Verständigung verstehens- und handlungstheoretisch zu reflektieren.

Wie, zum Beispiel, können wir die folgende Situation verstehen?

- (16) *Elke geht die Treppe hinunter, die Mutter steht auf dem oberen Treppenabsatz. Bei den letzten Stufen stolpert Elke, fängt sich aber und bleibt stehen. Sie wendet sich um und sagt: Entschuldigung.*

Zweifellos verstehen wir diese Situation nicht so:

- (17) * Das Kind Elke ist in einer räumlichen Fortbewegung begriffen, die der Erdanziehung insofern folgt, als die Person ihre Beine Zug um Zug die Stufen einer Treppe entlang abwärts bewegt, während eine andere Person, die Mutter von Elke, ... Am Punkt P ihrer abwärts gerichteten Fortbewegung berührt einer der Füße infolge einer gestörten Bewegungskoordination zum falschen Zeitpunkt die Ebene der Fortbewegung, was zur Folge hat, daß der ganze Ablauf unterbrochen wird, der Körper von E. in eine unkoordinierte Fallbewegung gerät, die aber aufgefangen werden kann. Dabei wird die Fortbewegung von der Person gänzlich unterbrochen, E. führt durch Drehung ihres Körpers um 180 Grad eine Veränderung ihrer Blickrichtung zur Mutter hin herbei. Dann artikuliert E. hörbar die Laute, deren reguläre Zeichen-Eigenschaften normalerweise das Sprachzeichen (*Entschuldigung*) bedeuten. – (Über den weiteren Ablauf des beschriebenen Vorgangs ist nicht Beobachtbares mitgeteilt. Wir können nur vermuten, daß der Auftretenswahrscheinlichkeit derartiger Ereignisse nach die genannte Fortbewegung wenige Sekunden später bis zu ihrem räumlichen Endpunkt fortgesetzt worden ist).

Das heißt: wir verstehen darunter nicht eine bloße Abfolge *objektiv beobachtbarer* Ereignisse oder Abläufe; wir verstehen aber auch nicht nur ein Nacheinander von Ereignissen und Handlungen. Vielmehr rekonstruieren wir notwendig – unseren Erfahrungen und Erwartungen mit Situationen entsprechend, als deren *F a l l* wir die gegebene wiedererkannt zu haben glauben, Handlungen, Absichten, Zwecke, Folgen, wechselseitiges Verstehen (auch wenn es unausgesprochen bleibt). Eher könnten wir demnach gelernt haben, unter (16) das folgende zu verstehen:

- (18) Elke geht die Treppe hinunter, während die Mutter oben steht und ihr nachsieht. Bei den letzten Stufen stolpert E., fängt sich aber und bleibt stehen. Verflixt, denkt sie, wieder nicht aufgepaßt. Beinahe wäre ich hingefallen, und das in Gegenwart von Mutti. Sie wendet sich um, um sich für ihre Unachtsamkeit zu entschuldigen: *Du, Mutti, ich hab nicht aufgepaßt!* Die Mutter sagt: *Immer dasselbe mit dir, wie oft soll ich dir noch sagen, du sollst achtgeben! Wo bist du denn mit deinen Gedanken!* Elke sagt: *Entschuldigung.* Die Mutter schüttelt den Kopf und denkt: Sie kann sich einfach nicht zusammennemen.

Abstrakter: es k ö n n t e s e i n , daß wir anhand des Textes von (16) die allgemeinere Situation wiedererkannt, rekonstruiert haben:

- (16.1) E führt eine Handlung aus. Sie paßt dabei nicht auf und macht einen Fehler. Sie erwartet, daß M sie deswegen zur Rede gestellt wird, wenn sie sich nicht dafür entschuldigt. Deshalb entschuldigt sie sich dafür, daß sie so gehandelt hat.

Noch allgemeiner:

- (16.2) E führt eine Handlung aus. Dabei unterläuft ihr ein Fehlverhalten, das sie als Fehlhandlung zu verstehen gelernt hat (= als eine Handlungsweise, die vom anderen negativ beurteilt/bewertet wird, insofern als ihr das Fehlen einer positiven Intention zum Handeln unterstellt wird). E akzeptiert diese Definition ihres Verhaltens ausdrücklich, indem sie so handelt, wie (sie weiß, daß) es von ihr erwartet wird. M. akzeptiert dieses Handlungsverstehen, indem sie es als selbstverständlich nimmt.

(Daß man die Ausgangssituation auch anders verstehen könnte, nämlich so, als ob E sich in diesem Augenblick für etwas anderes, weiter Zurückliegendes bei M entschuldigte, ist in diesem Zusammenhang des Versuchs der theoretischen Explikation impliziten Handlungsverstehens *n i c h t* von Bedeutung.)

Wir könnten allerdings auch an eine Situation denken, in der die Sprechhandlung *Entschuldigung* für M *n i c h t* selbstverständlich ist:

- (19) E tut das und das. Dabei unterläuft ihr eine Fehlleistung. Sie hat gelernt zu verstehen, daß ihr das nicht passieren sollte, wenn sie sich zusammennähme. Deshalb sagt sie: *Entschuldigung, daß mir das passiert ist.*
Darauf die Mutter: *Ich weiß nicht, warum du dich entschuldigst, wenn du einmal versehentlich so etwas tust. Das kann doch jedem mal passieren, und du hast es sicher auch nicht absichtlich getan!*

In diesem Fall hätte E zwei Möglichkeiten zu antworten:

- (19.1) *Ich verstehe dich nicht! Sonst schimpfst du immer, wenn ich mal nicht aufpasse. (Aber jetzt, wo Herr N. da ist, da tust du s o .)*

oder:

- (19.2) *Aber unser Lehrer hat gesagt, daß man sich entschuldigen soll, wenn man was falsch gemacht hat!*

Das heißt aber: Wir verstehen, daß E bestimmte Handlungsregeln und Normen des Handlungsverstehens für sich und für ihren Gegenüber als eingespielt und verbindlich voraussetzt. Im ersten Fall ist diese selbstverständliche Erwartung E's deshalb enttäuscht, weil M den Standpunkt eines Dritten zu

beziehen versucht; im zweiten Fall deshalb, weil E diesen Dritten mit ihrem erwarteten Gegenüber gleichsetzt. Wir verstehen das deshalb, weil wir uns entsprechende Konflikt- und L e r n - S i t u a t i o n e n vorstellen, gedanklich vergegenwärtigen können, in denen wir selber als mithandelnde Dritte anwesend und beteiligt sind. M e t h o d i s c h e V e r s t ä n d i - g u n g über Handlungsverstehen und sprachliches Handeln scheint mir nur über die Thematisierung derartige Verstehenskonflikte v o m S t a n d - p u n k t d e s g e d a n k l i c h m i t h a n d e l n d e n D r i t t e n a u s möglich zu sein; anders gesagt: theoretisches Verstehen sprachlich vermittelter Interaktionen, sprachlicher Handlungen setzt praktisches (Mit-) Verstehen voraus.

Explizieren wir diese Zusammenhänge an unserem Beispiel: Wir können uns ja (zunächst noch stark vereinfachend erörtert) eine Situation vorstellen, in der das Kind noch n i c h t über die normative Konvention des Handlungsverstehens verfügte:

- (20) Es ist selbstverständlich, daß man *Entschuldigung* sagt, wenn einem vor den Augen des anderen bei einer bestimmten Handlungsweise ein Ausführungsfehler unterläuft ...,

– eine Situation, die wir sehr wohl kennen, d.h. für die wir selber oder andere, die wir kennen, dieselben oder ähnliche Erwartungen an den anderen hätten, wie M sie an das Kind hat:

- (21) Elke geht die Treppe hinunter, die Mutter steht oben und sieht ihr nach. Bei den letzten Stufen stolpert das Kind, fängt sich aber noch und will weitergehen.

(21.1) Die Mutter: *Elke!*

E: *Was ist denn?*

M: *Du wärest beinahe gestolpert!*

E: *Ja, das stimmt.*

M: *Du solltest besser achtgeben!*

E: *Aber, hier die Stufen –*

M: *Paß das nächste mal bitte besser auf, ja!*

E: *Aber, hier –, aber ich hab doch –*

M: *Elke, bitte!*

E: *Ja, gut.*

(21.2) ...

Die Mutter: *Elke!*

E: *Ja, was ist denn?*

M: *Paß doch ein bißchen auf, was du tust!*

E: *Aber ich bin doch gestolpert!*

M: *Eben! Du hast nicht aufgepaßt, du bist mit deinen Gedanken woanders gewesen!*

E: ...

M: *Also bitte, paß endlich ein bißchen besser auf, was du tust!*

E: *Ja.*

(21.3) ...

Die Mutter: *Elke! wie oft soll ich dir noch sagen, du sollst achtgeben, wenn du die Treppe runtergehst!*

E: *Hab ich doch auch, aber –*

M: *Du hast n i c h t aufgepaßt. Jedesmal wenn du nach draußen gehst, fällst du beinahe die Treppe runter. Es ist immer dasselbe. Das muß doch nicht sein!*

E: *Ja, aber ich hab doch –*

M: *Also gut, wenn du nicht aufpassen kannst, dann –*

E: *Ja, ich paß ja schon auf.*

(21.4) ...

(a) Die Mutter: *Elke! wie oft soll ich dir noch sagen, daß du aufpassen sollst, was du tust!*

(b) Elke: *Ja aber ich bin doch gestolpert!*

(c) M: *Ach was! Es ist immer dasselbe mit dir, du kannst dich nie zusammenehmen!*

(d) E: *(will geben.)*

(e) M: *Du hörst jetzt erst mal zu! Kannst du dich denn nicht zusammenehmen! In der Schule, bei den Aufgaben, bei allem – immer paßt du nicht auf!*

(f) E: *Stimmt ja gar nicht!*

(g) M: *Und im übrigen: du könntest dich wenigstens entschuldigen!*

(h) E: *Mich entschuldigen? Aber wofür denn? Ich bin doch bloß gestolpert, ich hab doch gar nichts getan!*

(i) M: *Du hast nicht aufgepaßt, wie oft soll ich dir das noch sagen! Paß besser auf, was du tust!*

(k) E: *Mann!*

(l) M: *Ich glaube fast, es ist besser, du bleibst drinnen!*

(m) E: *Ja, Entschuldigung.*

Sehen wir davon ab, ob (21.1 - 4) sinnvoll als eine zeitliche Folge von Interaktionen zwischen M und E verstanden werden könnte (und sehen wir auch davon ab, nach welchen Normen des Handelns die vier vorgestellten Situationen als so *unnatürlich* verstanden werden, daß sie als exemplarische Beispiele unserer Erörterung nicht akzeptiert werden können!), – auf jeden Fall wird deutlich, daß und auf welche Weise Handlungsverstehen sprachlich vermittelt ist, wie – klarer formuliert – Handlungsnormen, verstanden als wechselseitige Erwartungen und Zumutungen in konkreten Si-

tuationen über sprachliche Handlungen gelernt werden, bis sie für den einen und den anderen den Charakter von kaum mehr thematisierbaren Selbstverständlichkeiten erlangt haben. Vorsichtiger formuliert: es wird deutlich, wie Handlungsnormen theoretisch-reflexiv thematisiert werden können, als ob sie über sprachliche Handlungen gelernt und vermittelt worden seien. (Ob eine andere theoretische, verstehenstheoretisch fundierte, Rekonstruktion als die der methodischen sprachlichen Explikation vom Standpunkt des mit- und anders-verstehenden Dritten aus überhaupt möglich ist, das sei hier dahingestellt.)

“In der Rolle des mitspielenden Dritten” können wir die Handlungslogik der beiden Beteiligten in der Situation (21.1) z.B. so thematisieren (und kritisch re-definieren), daß wir uns vorstellen, wir würden M etwa fragen:

(22.1) P₃: *Aber wieso nimmst du denn an, daß E gestolpert sei, weil sie nicht aufgepaßt habe?*

Für (21.2) etwa:

(22.2) P₃: *Erstens: Wieso nimmst du an, daß sie gestolpert sei, weil sie nicht aufgepaßt habe und mit ihren Gedanken woanders gewesen sei?*
Zweitens: Wieso nimmst du an, daß es schon wiederholt vorgekommen sei, daß sie nicht aufpasse, was sie tut?
Drittens: Worauf bestehst du womöglich noch dazu, wenn du sagst: ‘Also bitte’?

Und für (21.3):

(22.3) P₃: *Erstens: ... (wie oben)*
Zweitens: ... (wie oben)
Drittens: Wieso läßt du E nicht sagen, wie sie es versteht (und brauchst du das nicht zu tun)?
Viertens: Wieso versuchst du E statt mit einer Überlegung, mit einem Argument, mit der Andeutung der Androhung einer negativen Sanktion/Zumutung dazu zu bringen, daß sie ihre Handlungsweise versteht, wie du sie verstehst?
Fünftens: Wieso kannst du annehmen, daß diese Art Argument E überzeugen wird?

Diese Voraussetzung der Möglichkeit der Thematisierung impliziter Handlungsvoraussetzungen vom Standpunkt des beteiligten Dritten aus machen wir, wenn wir im folgenden die inhärente sprachlich vermittelte Verstehenslogik von (21.4) systematischer zu analysieren versuchen.

Zunächst sei der Text explikativ re-formuliert:

- (22) (a) M: *Elke! wie oft soll ich dir noch sagen, daß du aufpassen sollst, was du tust!*
- (b₁) E: *Du hältst mir vor, ich hätte eben nicht aufgepaßt.*
- (b₂) *Und du behauptest außerdem, du hättest mir schon sehr oft sagen müssen, ich solle aufpassen.*
- (b₃) *Das heißt aber: du meinst, ich hätte schon sehr oft nicht aufgepaßt.*
- (b₄) *Daraus schließe ich – viertens –, daß du annimmst, ich würde aufpassen, wenn du mich nur in jeder Situation, wo ich es deiner Auffassung nach nicht tue, dazu anhältst, es zu tun.*
- (b₅) *Ich verstehe nicht, warum du das sagst; denn ich bin doch nur gestolpert, und das kann einem passieren, ob man aufpaßt oder nicht; man stolpert doch nicht absichtlich!*
- (c) M: *Ach was! Du behauptest da etwas, was ich nicht gelten lassen kann. Ich bleibe dabei: du hast nicht acht gegeben. Es ist immer dasselbe, du gibst nie acht, du nimmst dich nie zusammen. Das muß ich dir jetzt wieder vorwerfen.*
- (d) E: (Sie wendet sich um und will gehen und bringt damit zum Ausdruck:
- (d₁) *du verstehst mich anders, als ich mich selber verstehe.*
- (d₂) *Ich sehe deshalb keine Möglichkeit/keinen Grund dazu, weiter mit dir zu reden.*
- (d₃) *Deshalb will ich jetzt gehen.)*
- (e₁) M: *Ich merke, du hast die Absicht zu gehen; also willst du nicht, daß ich noch weiter mit dir darüber rede. Aber die Situation ist noch nicht in meinem Sinne geklärt, und deshalb muß ich dich noch einmal zur Rede stellen und fordere dich ganz energisch auf, meine Auffassung darüber zur Kenntnis zu nehmen und zu akzeptieren.*
- (e₂) *Ich frage mich – und dich –, ob es denn wirklich so sein muß, daß du dich nicht zusammennehmen kannst (denn das war ja eben der Fall, als du gestolpert bist).*

- (e₃) *Ich stelle nämlich fest, daß es in sehr vielen Situationen so ist, daß du nicht achtgibst.*
- (f) E: *Du sagst, daß ich mich nicht zusammennehmen kann und in vielen Situationen nicht aufpasse; aber was du da behauptest, das stimmt doch nicht!*
- (g₁) M: *Außer den bereits getroffenen und von dir als verbindlich zu akzeptierenden Feststellungen zu deinem Handeln muß ich eine weitere machen, die eine Folgebehandlung betrifft: Wenn du schon so handelst, wie ich es dir vorgeworfen habe, dann solltest du wenigstens 'Entschuldigung' sagen. Ich muß dir vorwerfen, daß du das nicht getan hast.*
- (g₂) *Indem ich das tue und so handle, nehme ich deine Einwendung ausdrücklich n i c h t zur Kenntnis;*
- (g₃) *außerdem bringe ich damit zum Ausdruck, daß über die Geltung meines Verständnisses deiner Handlungsweise nicht weiter geredet zu werden braucht.*
- (h) E: *Ich verstehe dich so, daß du verlangst, ich solle mich entschuldigen. Ich weiß aber nicht, wofür (trotz deiner Aussagen); denn ich habe nicht in der Weise gehandelt, wie du es mir unterstellst, ich bin doch bloß gestolpert.*
- (i₁) M: *Ich wiederhole nochmals meine Feststellung, die ich als einen Vorwurf verstanden wissen will: du hast nicht aufgepaßt.*
- (i₂) *Das bedeutet: ich akzeptiere dein Verstehen n i c h t !*
- (i₃) *Ich frage mich – und dich –, wie oft ich es dir noch sagen muß, daß du besser aufpaßt, bis du es endlich gelernt hast, besser aufzupassen, damit du nicht mehr stolperst, – und ich sage es nochmals: paß besser auf!*
- (k) E: *Wenn du das so siehst, dann weiß ich allmählich nicht mehr, was ich sagen soll und was ich tun soll. Ich fühle mich in die Enge getrieben, du mutest mir etwas zu!*
- (l₁) M: *Wenn du das so siehst, dann muß ich annehmen, daß du nicht bereit bist, einzusehen wie (ich verstanden haben will, daß) du handelst.*

- (l₂) *Da das so ist, muß ich dich auf andere Weise zur Einsicht bringen, nämlich so, daß ich dir bedeute, daß ich dich anders zur Einsicht bringen kann (wie du weißt), indem ich andeute, daß ich dir – falls du bei deiner Auffassung bleibst – verbieten werde, daß du nach draußen gehst.*
- (m₁) E: *Ich verstehe jetzt, was du meinst; denn du bedeutest mir ja, daß ich es so verstehen muß, wie du es verstehst, damit du nicht so handelst, wie du andeutest.*
- (m₂) *Deshalb sage ich 'Entschuldigung' und erwarte, daß du dich damit zufrieden gibst und annimmst, daß ich mein Verhalten so verstehe, wie du es als Handlung verstanden haben willst.*

Es sei nun die Grundstruktur dieses Verstehensprozesses, die abstraktere Struktur sozusagen, herausgearbeitet. Das kann aber nach dem Vorhergehenden wohl nicht bedeuten, daß wir nach vermeintlich textimmanenten analytischen Kategorien so etwas wie "thematische Kerne" zu identifizieren versuchten. Vielmehr müssen wir darauf abzielen, die wechselseitigen Verstehensleistungen zu beschreiben, so wie sie im impliziten (und hier explizierten) Handlungsverstehen in der Handlung bzw. Reaktion des jeweils anderen zum Ausdruck kommen. Die Handlung des einen wird also jeweils von der Interpretation des anderen her, wie sie in seiner Folgehandlung offensichtlich vorausgesetzt ist, funktional gedeutet und theoretisch zu verstehen versucht. Damit kommen wir (wohlgemerkt: unter den oben umrissenen verstehenstheoretischen Bedingung des Rückbegriffs auf die vorherige Explikation) zu einer ersten Bestimmung der Ablaufstruktur des wechselseitigen Handlungsverstehens.

Dies Vorgehen schließt die Annahme ein, daß derartige sprachliche Rekonstruktionen die Normen des Handlungsverstehens wirklich treffen, – was aber keineswegs selbstverständlich vorausgesetzt werden kann. Denn immerhin muß man einen Unterschied machen zwischen dem (vermeintlich) vorsprachlichen Erwerb solcher Normen und der sprachlichen Vergegenwärtigung, die ja eben – verkürzend formuliert – von einem anderen Standpunkt aus geleistet ist und so für die Beteiligten eine (theoretisch vermittelte) Re-Definition ihres Handlungsverstehens darstellt. Das heißt aber, wir behaupten nicht, daß Handlungsregeln grundsätzlich und notwendigerweise in Prozessen explizit thematisierenden sprachlichen Handelns erworben werden, wohl aber gehen wir davon aus, daß sie theoretisch

so thematisierbar sind und daß sie, – richtiger: weil sie in der kommunikativen Interaktion mit “Dritten” als fragwürdige Selbstverständlichkeiten in sprachlichen Handlungen thematisch werden können. Genau so gesehen ist Handlungsverstehen gebunden an die sprachliche Thematisierung, Explikation, Infragestellung, Redefinition von Handlungszusammenhängen und Situationen. (Dieser Aspekt wird bei der Untersuchung der Kindersprache und des kindlichen Spracherwerbs und des Erwerbs von Handlungs- und Verstehensregeln bislang viel zu wenig beachtet: An Tonbandaufnahmen von Gesprächen mit Dreijährigen beispielsweise läßt sich leicht belegen, daß tatsächlich gelernt wird, Zustands-, Ereignis-, Verhaltens- und Handlungsmomente an sozialen Situationen auszugrenzen, wahrzunehmen und zu verstehen, indem ihre sprachlich vermittelten sozialen Definitionen gelernt werden; von daher ist auch die Behauptung mancher Forscher eher zu begreifen, daß Kinder früher verstehen lernen als sprechen. Die Perspektive der “Pivot Grammars” etwa läßt natürlich derartige Beobachtungen gar nicht erst zu.)

Gehen wir zur Analyse der sprachlichen Handlungen in unserer Situation (21.4) zurück, von der wir ja annehmen, daß sie eine denkbare Lernsituation für unsere Beispielsituation (16) sei: die Rekonstruktion der “abstrakteren Struktur” dieser Kommunikation im eben angedeuteten Sinne kann nicht die sprechakttheoretische Reduktion auf kleinste und allgemeine Äußerungsmuster von Sprechhandlungen bedeuten; denn damit würde ja die Logik des expliziten und impliziten Handlungsverstehens im konkreten Fall sozusagen weg-analysiert. Für unsere Beispielsituation käme dabei nicht mehr heraus als eine Folge von Einheiten wie: *M wirft E vor, daß ...*, *M nimmt an, daß ...*, *E behauptet, daß ...*, *M schließt aus x, daß ...*, *M fordert E auf, daß ...* usw. Von Bedeutung sind ja doch die einzelnen Handlungen der einen Person im Zusammenhang ihres praktischen Verstehens durch die andere, in der Interpretation durch die nächst folgende Handlung des anderen, weil genau diese Verstehensleistungen den Prozeß kommunikativen Handelns strukturieren. Versuchen wir unter dieser Perspektive die explikative Version (22) von (21.4) zu analysieren, dann gewinnen wir die folgende abstraktere Struktur wechselseitigen Verstehens und sprachlichen Handelns:

In der Deutung, im Verstehen von E, wie es in (22b) zum Ausdruck kommt, hat die erste Handlung von M die Bedeutung:

M_a verstanden nach E_b (= die Handlung a von M, verstanden nach der reaktiven Handlung b von E):

- (b₁) *Du hältst mir vor, ich hätte eben nicht aufgepaßt.*
- (b₂) *Und du behauptest außerdem, du hättest mir schon sehr oft sagen müssen, ich solle aufpassen.*
- (b₃) *Das heißt aber: du meinst, ich hätte schon sehr oft nicht aufgepaßt.*
- (b₄) *Daraus schließe ich – viertens –, daß du annimmst, ich würde aufpassen, wenn du mich nur in jeder Situation, wo ich es deiner Auffassung nach nicht tue, dazu anhältst, es zu tun.*

Genauer gesehen bringen aber nur (b₁) und (b₂) unmittelbar eine Interpretation von (a) als vorausgegangener Handlung zum Ausdruck, – unmittelbar insofern, als es sich dabei – in der Perspektive von E – n i c h t um erschlossene Vorannahmen und Voraussetzungen handelt; d.h. operational argumentiert, E kann (b₁) und (b₂) n i c h t formulieren:

* *Du sagst es zwar nicht ausdrücklich, aber aus deiner Äußerung muß ich entnehmen, daß ...*

... *du mir vorwirfst/vorbältst, ich hätte eben nicht aufgepaßt.*

... *du behauptest, du hättest mir schon sehr oft sagen müssen, ich solle aufpassen.*

Wohl aber ist das für (b₃) und für (b₄) der Fall. (Gleichwohl ist das Kriterium nur zu vorläufigen Unterscheidungen nützlich.)

Die erste Handlung von E wird (22c) gemäß von M offensichtlich so verstanden:

E_B nach M_C: *Du behauptest da etwas, was ich nicht gelten lassen kann.*

Im ganzen ergibt sich bei etwas vereinfachter Darstellungsweise diese Folge von Handlungsinterpretationen durch den anderen:

- (23) (a) M nach E_B: *Du hältst mir vor, daß du mir immer wieder sagen, ich paßte nicht auf.*
- (b) E nach M_C: *Du behauptest da etwas, was ich nicht gelten lassen kann.*
- (c) M nach E_D: *(Du verstehst mich anders, als ich mich selber verstehe.)*

- (d) E nach M_e: *Du hast offensichtlich die Absicht zu gehen, weil du nicht willst, daß ich noch weiter mit dir darüber rede.*
- (e) M nach E_f: *Du behauptest/behauptest fälschlich, daß ich selten aufpasse.*
- (f) E nach M_g: *Du machst eine Einwendung, die ich nicht zur Kenntnis nehme.*
- (g) M nach E_h: *Du verstehst meine Handlungsweise so, daß du verlangst, ich sollte mich dafür entschuldigen.*
- (h) E nach M_i: *--- (bzw.: Ich nehme deine letzte Handlung nicht zur Kenntnis.)*
- (i) M nach E_k: *Du treibst mich in die Enge, du mutest mir etwas zu.*
- (k) E nach M_j: *Du bist offensichtlich nicht bereit einzusehen, wie (ich verstanden haben will, daß) du handelst.*
- (l) M nach E_m: *Du bedeutest mir, daß ich es so verstehen muß, wie du es verstehst, damit du nicht so handelst, wie du andeutest.*
- (m) E nach M_x: ?

Noch weiter abstrahiert:

- (24) (a) M hält E vor, sie müsse E immer wieder sagen, daß sie nicht aufpasse.
- (b) E läßt diese Behauptung von M nicht gelten.
- (c) (M versteht E anders, als E sich selber versteht.)
- (d) E hat offensichtlich die Absicht zu gehen, weil sie nicht will, daß M noch weiter mit ihr darüber redet.
- (e) M behauptet (fälschlich), daß E selten achtgibt.
- (f) E macht eine Einwendung, die M nicht zur Kenntnis nimmt.
- (g) M versteht E's Handlungsweise so, daß sie verlangt, E solle sich dafür entschuldigen.
- (h) E handelt in den Augen von M überhaupt nicht.

- (i) M treibt E in die Enge/ kommt E mit einer Zumutung.
- (k) E ist offensichtlich nicht bereit einzusehen, wie (M verstanden haben will, daß) sie handelt.
- (l) M bedeutet E, daß E es so verstehen muß, wie M es versteht, damit M nicht so handelt, wie sie es andeutet.

Und wenn wir annehmen, daß M nach (m) von E, nach der letzten Äußerung von E also, nichts mehr sagen wird, dann wäre die letzte Handlung von E:

- (m) E handelt so, daß M's Handlungsverstehen darin zum Ausdruck kommt.

Im groben haben wir damit das Paradigma einer sozialen Situation rekonstruiert, in der ein Konflikt im Handlungsverstehen im Sinne dessen beseitigt oder aufgehoben wird, der die stärkere soziale Position hat, der Handlungsregeln und Verstehensnormen nicht-argumentativ und mit der Andeutung von negativen Sanktionen durchzusetzen vermag. Die Selbstverständlichkeiten des Handelns sind nicht durch Kommunikation, auf rationale Weise, sondern durch Zumutungen vermittelt; der andere lernt sozusagen, sich so zu verstehen, wie die, *die es besser wissen*, ihn verstehen; er lernt, über sich selber *n i c h t* zu reden, Handlungs- und Verstehenskonflikten aus dem Weg zu gehen oder, wenn das nicht mehr geht, sich den Lösungen des anderen anzupassen. Deshalb kann unser Ausgangsbeispiel (16) auch in dieser Weise verstanden werden: die Handelnden haben gelernt von einander zu erwarten, daß man (der andere) ganz selbstverständlich *Entschuldigung* sagt; und sie haben dazu für den Konfliktfall mit bestimmten Dritten wahrscheinlich sprachlich-kommunikative Techniken der Rationalisierung und Rechtfertigung dieser Normen erworben.

Indem wir die gegebene Situation so verstehen, haben wir sie natürlich *n o r m a t i v* rekonstruiert; wir haben die normativen Verstehensleistungen der Beteiligten nicht zu neutralisieren versucht, sondern wir haben sie theoretisch-methodisch vermittelt mit den Normen, die wir selber als mithandelnde Dritte in solchen Situationen für sinnvoll und vernünftig halten würden (oder für das Gegenteil), – gemessen an unseren eigenen Begriffen des praktischen Verstehens, die wir ja gar nicht aus der Analyse heraushalten können.

Bei einer mehr ins Einzelne gehenden Analyse unserer Beispielsituation in ihrer expliziten Form (22) nach den wechselseitigen Verstehensleistungen zeigt sich meines Erachtens noch deutlicher, wie derartige Normen, d.h. die normativen Kategorien des Handlungsverstehens, sprachlich vermittelt sind und sprachlich vermittelt werden (oder – auf der Ebene unserer Ausgangsüberlegungen argumentiert: daß und inwiefern verbale Grundstrukturen etwas anderes sind als formal-logische Begriffsklassen). Das sei hier wenigstens an zwei oder drei Beispielen verdeutlicht.

Was heißt im Zusammenhang unserer Situation *aufpassen*, was heißt *das und das einsehen*, und was *das und das verstehen*?

Der (22a) zugrundeliegende Begriff von *aufpassen* scheint ja, wenn wir satz-linguistisch-systematischen Vorstellungen folgen, der zu sein:

(25) *man paßt auf, daß man nicht stolpert*
bINFÄLLT
den und den Fehler macht
...

..., daß einem nicht das und das widerfährt
unterläuft
passiert

..., daß einem – wenn man das und das tut –
nicht das und das passiert

man paßt auf, daß man das und das tut, damit einem nicht das
und das ...

Nach unserem Beispiel müssen wir aber dem M von E unterstellten Verständnis nach rekonstruieren:

(26) *man muß aufpassen, daß man nicht das und das tut,*

richtiger, wenn wir die Finalität des Verstehens von M nicht unterschlagen wollen:

(27) *man muß aufpassen, daß man nicht das und das tut,*
damit nicht, das und das eintritt
P₂ das und das sagt
P₂ P₁ ermahnt
P₁ Vorhaltungen macht
P₂ die Person P₁ so und so versteht.

(Was für M ja die merkwürdige Handlungslogik von (22b₄) implizieren
können: *Immer dann, wenn ich P₁ vorhalte, daß sie nicht aufpaßt, lernt
sie mehr und mehr, aufzupassen, nicht das und das zu tun, damit ich ihr
nicht vorzubalten brauche, daß sie nicht aufpaßt.*)

Zu wissen, was *aufpassen* heißt, bedeutet demnach dann für E: zu wissen,
wie man sich zu verhalten habe, damit einem nicht vorgehalten werden
kann, daß man *nicht* aufgepaßt habe, — eine Charakteristik, die mehr
und andere Relevanz für das theoretische Verstehen der Handlungssituation
nach ihren normativen Verstehensvoraussetzungen hat als die zunächst ge-
gebene von (25).

Die Unterscheidung zwischen — grob gesprochen — satzlinguistischer Para-
phrase und handlungsbegrifflich-intentionaler Rekonstruktion und Explika-
tion läßt nun noch deutlicher herausarbeiten, worin die Unvernunft der von
uns unterstellten Verstehenslogik der Interaktion zwischen M und E besteht:
Normalerweise gilt ja,

(27.1) *man muß aufpassen, daß man nicht stolpert,
damit man nicht hinfällt und sich verletzt
das Glas hinfallen läßt, das man in der
Hand hält
... ;*

hier dagegen:

(27.2) *man muß aufpassen, daß man nicht stolpert,
damit man nicht zu hören bekommt, man solle aufpassen
Vorhaltungen gemacht bekommt
...*

Allgemeiner formuliert: Im einen Fall *will man unbeabsichtigte Folgen der
Handlung vermeiden*, im anderen *will man unerwünschte Zumutungen um-
geben*. (Anders: im einen Fall *paßt man auf, daß einem nicht das und das
passiert*, im anderen *paßt man auf, daß P₂ einem nicht so und so kommen
kann.*)

Vergleichen wir beim zweiten der genannten Beispiele, *das und das einsehen*,
wieder die systematisch-linguistische Bestimmung mit der situations- und
handlungsspezifischen, dann sehen wir klar, daß auch und gerade die erste-
re implizit auf einem normativen (idealisierenden) Handlungsbegriff ba-
siert:

- (28) *man sieht ein, daß man so und so handeln sollte,
 ..., daß es sinnvoll
 richtig
 zweckmäßig
 vernünftig
 angebracht
 notwendig
 ...
 ist, so und so zu handeln
 wenn man das und das Ziel verfolgt.*

Auch hier ist es wieder die eigentümliche besondere Finalität oder Zweckhaftigkeit, die den Unterschied des situationspezifischen konkreten Begriffs wahrscheinlich ausmacht:

- (29) *man muß einsehen, daß man so und so handeln sollte, damit
 nicht P₂ so und so handelt, –*

was in (22.1) ja sehr anschaulich heißt:

- (29.1) *Du mußt einsehen, daß du so und so zu handeln hast, wenn
 du nicht auf andere Weise zur Einsicht gebracht werden willst*

oder vielleicht:

- (29.2) *Du mußt einsehen, daß du so und so zu handeln hast, wenn du
 nicht bestraft werden willst.*

Mit diesem Handlungsbegriff korrespondiert der des Partners:

- (29.3) *jemanden zur Einsicht bringen, indem man ihn unter Druck
 setzt*

oder ähnlich. – Entsprechend läßt sich das dritte genannte Beispiel, *das und das verstehen*, hinsichtlich der normativen Differenz in der theoretischen Interpretation der situationspezifischen Handlungsbegriffe von systematisch-idealisierender gegenüber erfahrungsgebunden-konkreter Bestimmung beschreiben, auch wenn wir dabei wie bisher in der theoretisch-begrifflichen Analyse noch sehr simpel verfahren. Heraus kommt in jedem Fall schon hier, daß die vermeintliche theoretische Beschreibung von den sprachlichen Äußerungen zugrundeliegenden propositionalen Mustern nichts anderes ist als die implizit gemäß den eigenen Verstehensnormen idealisierende Bestimmung von Handlungsbegriffen (zum Beispiel und unter anderem), eine Verfahrensweise, die wir hier kritisch verstehen als die Tätigkeit von Linguisten, die die konkreten Bedingungen und Voraussetzungen ihrer eigenen Beobachtungen, Aussagen und Urteile, ihrer eigenen

wissenschaftlichen Identifikationsleistungen, nicht kennen. Wenn das zutrifft, dann wird es Zeit, daß die Linguistik sich mehr um ihre verstehens-theoretische Fundierung bemüht.

4. Thesen: Die inhärente Verstehenslogik linguistischer Analysen

1. Linguistischen Analysen ist schon in ihrem vermeintlich kontextfreiesten Gegenstandsbereich, der Syntax sprachlicher Äußerungen, eine je bestimmte Logik des Handlungs- und Situationsverstehens inhärent: Propositionale Begriffe als elementare Satz- oder Aussagen- oder Prädikationsmuster sind verstehens-theoretisch zureichend nur definierbar und bestimmbar als Grundbegriffe für Ereignisse, Zustände, Vorgänge, Handlungen u.ä.
2. Sie bilden nicht nur bloß die syntaktische Tiefenstruktur der Kommunikation, sie sind vielmehr das Ergebnis von wie die Voraussetzung für intersubjektive Handlungen und Verstehensleistungen; sie sind, anders gesagt, generalisierte Begriffe des Handlungsverstehens, der sozial vermittelten Erfahrung. (Präziser ausformuliert: sie sind mit der Institutionalisierung von Handeln konventionalisierte Kategorien des Handlungsverstehens; und sie sind soweit generalisiert, wie die Kontexte institutionalisierten Handelns, *S i t u a t i o n e n*, sozial generalisiert sind.)
3. Handeln ist demnach insofern sprachlich vermittelt, als Handlungsbegriffe sprachlich vermittelt sind (was heißt: ... sprachlich codiert sind u n d nur über Sprechhandlungen oder deren als funktional gleichwertig verstandene nonverbale Korrelate thematisiert werden können).
4. Die sprachlich vermittelten Handlungskonzepte können linguistisch-explikativ unterschieden werden nach den Momenten der Intention, des Zwecks, des Verlaufs, des Modus der Ausführung, der Art und Weise sowie des Grades der inneren Beteiligung des Handelnden, den sprachlich kategorisierten Anzeichen ihrer Wahrnehmbarkeit und Beobachtbarkeit, nach ihrer normativen Erwartbarkeit usw. Genau nach derartigen Momenten können sie definitorisch bestimmt werden als Klassen (von Klassen) von sprachlichen Begriffen für Handlungen usw., das heißt aber: nach implizit h a n d l u n g s - logischen Kategorien.
5. Mit anderen Worten: Sprachverstehen schließt Handlungsverstehen ein; die Thematisierung von Regeln (Selbstverständlichkeiten) des Sprachverstehens und sprachlichen Handelns ist implizit immer auch Thematisierung eingespielter Regeln des Handlungsverstehens. Wir können genau genommen die sprachlichen Normen nur thematisieren im Kontext fragwürdig gewordener Selbstverständlichkeiten, enttäuschter Erwartungen des Handelns, — so wie wir sie selber verstehen.

6. Methodisch verfahren wir dabei insofern, als wir Handlungszusammenhänge in denkbaren (erwartbaren) divergenten Verstehensnormen sprachlich-explizativ thematisieren, vom Standpunkt des gedanklich beteiligten, des mitverstehenden Dritten aus; wir rekonstruieren Prozesse des wechselseitigen Handlungsverstehens und Handelns so, als ob sie für die Beteiligten (zum Beispiel in einer Lernsituation) in der Form sprachlich expliziter Kommunikation gegeben wären, – anders: so als ob alle Normen kommunikativ vermittelt wären.
7. Damit behaupten wir nicht, daß die normativen Begriffe des wechselseitigen Handlungsverstehens faktisch so vermittelt worden seien oder generell als so vermittelt gedacht werden könnten, wir behaupten vielmehr, daß sie auf diese Weise theoretisch-methodisch rekonstruierbar sind.
8. Das bedeutet aber unter der eben genannten Voraussetzung des beteiligten Dritten:
Die theoretische Beschreibung der sprachlich vermittelten Begriffe des Handlungsverstehens ist zugleich auch handlungspraktische Re-Definition geltender Verstehensnormen (und darin besteht ihr innovatorischer Wert). Anders: die teilnehmende, mitverstehende Analyse sprachlich vermittelter Interaktionen hat zwar zunächst ein theoretisches Interesse zur Voraussetzung, dieses kann aber gar nicht als sinnvoll und zweckmäßig begründet gedacht werden außerhalb eines jeweils konkreten Zusammenhangs praktischer Interessenlagen. (Ich beschreibe sprachliches Handeln nicht, um es zu verstehen, sondern um es so zu verstehen, daß ich es praktisch begreifen, beeinflussen, verändern können kann, z.B. in Situationen didaktischer, curricularer, therapeutischer Entscheidungen.)
9. Zu thematisieren sind damit im Rahmen einer wissenschaftlichen Analyse der Normen und Regeln des Sprachverstehens und sprachlich vermittelten Handelns in jedem Falle auch die eingespielten Erwartungserwartungen des Linguisten. Insofern er nämlich als "mitspielender Dritter" in gedanklicher Vergegenwärtigung an Kommunikations- und Interaktionsprozessen teilnimmt, akzeptiert er einerseits gewisse Selbstverständlichkeiten, andererseits *stimmen* für ihn bestimmte selbstverständliche Erwartungen und (sprachliche) Handlungen *nicht mehr*.
10. Die bekannten linguistisch-operationalen Verfahren können so gesehen *nur* die Bedeutung eindeutigerer (und einfacherer) theoretischer Verständigungsmittel haben; ihre Anwendbarkeit ist aber noch keineswegs schon die Erklärung jener Bedingungen, nach denen sie in methodischer Verständigung funktionieren.

11. Sind diese Überlegungen argumentativ plausibel, dann wird sich die Linguistik umorientieren müssen, von einer Wissenschaft, die sich mit sprachlichen Äußerungen als Äquivalenten von syntaktischen, semantischen (und "pragmatischen") Regeln beschäftigt, hin zu einer Wissenschaft, die die Bedingungen sprachlichen Handelns und sprachlich vermittelten wie jeweils zu vermittelnden Handlungsverstehens in institutionalisierten Handlungskontexten zum Thema hat. Das bedeutet freilich auch, daß wir von einer entsprechenden Methodologie empirischer Analysen sprachlicher Interaktion zur Zeit noch ein Stück entfernt sind, – trotz den sozialpsychologischen und soziologischen interaktionstheoretischen Ansätzen.

5. Anmerkungen zu Literatur zur handlungstheoretischen Fundierung linguistischer Aussagen

An dieser Stelle umfangreiche Literaturverweise unkommentiert und unkritisch aufzählend anzufügen, halte ich für ein fragwürdiges Verfahren wissenschaftlicher Argumentation; außerdem fehlte zu so etwas hier auch der Raum. Ich beschränke mich auf eine knappe Hervorhebung dreier Richtungen des Versuchs einer handlungstheoretischen Fundierung, ohne damit behaupten zu wollen, daß sie *den* Forschungsstand auf diesem Gebiet gegenwärtigen (der wohl ohnehin eine Fiktion ausschließlich traditionell-fachsystematisch denkender Wissenschaftler sein dürfte).

Den Zusammenhang zwischen Sprechen und Handeln, richtiger: Sprechen als den Fall regel- und normengeleiteten Handelns, versucht ja bekanntlich die von Wunderlich und anderen (in etwa nach Searle'schen Grundvorstellungen) konzipierte Sprechakttheorie theoretisch zu verstehen; unter anderem in:

Dieter WUNDERLICH (Hrsg.): Linguistische Pragmatik.
Frankfurt/Main 1972.

Abgesehen von einigen begrifflichen Divergenzen besteht der entscheidende Unterschied zum eben skizzierten Verfahren einer handlungsfunktionalen Interpretation von Redehandlungen in der Abgrenzung und Bestimmung der relevanten Handlungseinheit der theoretischen Analyse: Zwar intendieren die Autoren des genannten Bandes die Beschreibung ganzer *kommunikativer Schemata* und pragmatischer Handlungseinheiten, halten aber nach wie vor fest am *Sprechakt* als der elementaren Einheit sprachlich vermittelter Interaktion, wenn sie eine Kombinatorik möglicher Sprechaktfolgen (*Verkettungen*) anvisieren. (Siehe unter anderem:

Konrad EHLICH: Thesen zur Sprechakttheorie. A.a.O., S. 122 ff.)

Dabei dürfte, wie sich zeigen ließe, die Basis ihrer theoretisch-analytischen Intuitionen genau jene elementare Handlungseinheit sein, die durch die sprachliche (oder sprachlich verstehbare) Handlung des einen u n d deren funktionales Verstehen, wie es in der Folgehandlung des jeweils anderen zum Ausdruck kommt (das heißt: sprachlich verstanden werden kann), konstituiert ist.

Von (fachwissenschaftlich gesehen) soziologischer Seite her versucht

Hans HAFERKAMP: Soziologie als Handlungstheorie. P.L. Berger/
T. Luckmann, G.C. Homans, N. Luhmann, G.H. Mead, T. Parsons,
A. Schütz, M. Weber in vergleichender Analyse und Kritik.
Düsseldorf 1972,

zu einer Fundierung des wissenschaftlichen Begriffs von Interaktion zu kommen. Allerdings steht Haferkamp damit insofern durchaus in der sprachblinden Tradition sozialwissenschaftlichen Verstehens von Interaktions- und Kommunikationsprozessen, von der er sich handlungsbegrifflich zu distanzieren sucht, als er Sprache als geschichtlich-gesellschaftliche Verkehrs- und Interaktionsform ignoriert und die sprachliche Vermitteltheit von Handeln, Erwartungen, Handlungsverstehen usw. nicht sieht (– im Gegensatz etwa zu phänomenologisch ansetzenden Soziologen wie Berger, Luckmann, Garfinkel u.a.).

Schließlich sei hier kurz auf einen methodisch sehr anspruchsvollen Ansatz zur theoretischen Bestimmung des Zusammenhangs von Handeln und Reden, von Handlungsverstehen und Sprachverstehen, verwiesen:

Oswald SCHWEMMER: Philosophie der Praxis. Versuch zur Grundlegung einer Lehre vom moralischen Argumentieren in Verbindung mit einer Interpretation der praktischen Philosophie Kants.
Frankfurt/Main 1971,

der in der theoretischen (wie auch offensichtlich institutionalen) Tradition der sogenannten *Erlanger Schule* steht. Wengleich Schwemmer keineswegs ein Konzept zu konkret-analytischem Verstehen sprachlich vermittelten Handelns in institutionalen Kontexten darstellt (vergl. seinen Begriff einer normativen *strukturellen Genese* als Vorentwurf einer Rekonstruktion und Redefinition faktisch geltender Normensysteme), so entwickelt er doch einen Handlungsbegriff, und einen Begriff sozialen Lernens, der mancher reichlich voraussetzungslosen theoretischen Erörterung des Zusammenhangs von *Sprechen und Handeln* weiterhelfen könnte.

JÁNOS JUHÁSZ

SPRACHLICHE EINHEITEN – LINGUISTISCHE BEGRIFFE

(Ein Plädoyer für die Textlinguistik)

0. Thema und Methode

Es hieße Eulen nach Athen tragen, wollte man in einer Festschrift für unseren Jubilar Argumente für die Nützlichkeit der Textlinguistik aufzählen. Hans Glinz war einer der ersten, die auf diesem Gebiet theoretisch und praktisch Neues schufen. Wird nun im folgenden dennoch der Versuch gemacht, etwas zur Überzeugung der Notwendigkeit einer Textlinguistik beizusteuern, so hat dies zwei Gründe: erstens hat sich eine solche Sprachbetrachtung noch nicht überall durchgesetzt, und zweitens soll eben deshalb nochmals auf gewisse Gefahren des atomisierten und atomisierenden Sprachunterrichts hingewiesen werden, – und zwar von einigen miteinander zusammenhängenden Gesichtspunkten aus, die bisher nicht genügend berücksichtigt worden sind.

Die Art der Beweisführung wird empirisch sein; denn hier soll nicht die Theoretisierbarkeit der Textlinguistik bewiesen, sondern die Sackgasse überlieferter und zur Gewohnheit gewordener Methoden und die Notwendigkeit neuer Wege sollen aufgezeigt werden. Letzten Endes sind alle Linguisten und Lehrer einmal in die Schule gegangen und viele von ihnen bis zu einem gewissen Maß von ihr beeinflusst.

So wird es erklärlich, warum die Polemik in diesem Beitrag überwiegt.

Obwohl das Verhältnis zwischen linguistischer Theorie und sprachlicher Erziehung in der Textlinguistik noch eingehender Untersuchungen bedarf, wird hier mehr vom Praktisch-Pädagogischen her argumentiert; dies ergibt sich aus der Natur der Argumente.

Um nicht vom Hundertsten ins Tausendste zu kommen, wird vieles als bekannt vorausgesetzt, insbesondere die Arbeit der Glinzschen Schule. Das wiederum hat zur Folge, daß die Ausführungen thesenhaften Charakter tragen.

1. Identifizierung von sprachlichen Einheiten und linguistischen Begriffen

Unsere Kinder besuchen 8 - 10 - 12 - 13 Jahre lang die Schule. Hier soll ihnen u.a. ihre Muttersprache bewußt gemacht werden. Die Bewußtmachung geschieht in den einzelnen Schulen aufgrund unterschiedlicher Konzeptionen, aber fast alle Konzeptionen haben einen gemeinsamen Zug: linguistische Begriffe werden auf eine solche Art vermittelt, daß sie dem Schüler als einzig mögliche Entsprechungen sprachlicher Einheiten und Regeln erscheinen.

Der Schüler lernt z.B.: "In dem Satz *Ein Buch liegt auf dem Tisch* ist *liegt* das Prädikat." Wenn er die Schule verläßt, ist das erlernte Bezugssystem so eng mit dem Phänomen Sprache verbunden, daß *liegt* für ihn nicht deshalb das Prädikat ist, weil dies e i n e Möglichkeit der Satzanalyse, sondern weil *liegt* s c h l e c h t i n d a s P r ä d i k a t i s t . Käme ihm jemand mit der Behauptung, es gebe noch eine andere Möglichkeit, *liegt* zu benennen, so wäre dies gleichbedeutend mit dem, daß er nicht nur Hans Müller, sondern auch Fritz Schulze heißen könnte.

Die Selbstverständlichkeit, mit der muttersprachliche Zeichen auf alltägliche Begriffe bezogen werden, wird auf die Bezeichnung von linguistischen Kategorien übertragen, und zwar i n n e r h a l b d e s S a t z e s .

Die Identifizierung von linguistischen Begriffen und sprachlichen Erscheinungen ist nicht nur für die Schüler charakteristisch; auch viele Lehrer würden sich wundern, wenn jemand Zweifel an der Einziggültigkeit ihrer Satzanalyse äußerte, obwohl sie sich häufig über "Grenzfälle", "Ausnahmen" und dergleichen den Kopf zerbrechen müssen. Befragungen haben erwiesen, daß diese Lehrer nicht die Unzulänglichkeit oder den relativen Gültigkeitsgrad linguistischer Auffassungen für die Ursache ihrer Probleme halten, sondern vielmehr den Mangel ihrer eigenen Kenntnisse dafür verantwortlich machen.

Eine solche Einstellung, d.h. die Darstellung einer einzigen Möglichkeit für die Adäquatheit von sprachlichen Erscheinungen und linguistischen Begriffen, ist allerdings aus mehreren Gründen nicht ohne weiteres verurteilbar: Erstens sind linguistische Begriffe nicht aus der Luft gegriffen, sondern entsprechen zu einem großen Teil tatsächlich sprachlichen Gegebenheiten, – unabhängig davon, auf welcher Grundlage die Grammatik beruht. So ist das Wort *liegt* im besagten Satz ohne weiteres einer bestimmten Klasse von sprachlichen Einheiten, d.h. einem linguistischen Genus proximum, zuzuordnen, die sich dadurch von anderen Einheiten unterscheiden, daß sie gut

zu definierende morphologische Eigentümlichkeiten aufweisen: sie lassen sich nach relativ einheitlichen Paradigmata konjugieren, kongruieren im Satz i.a. nach Person und Numerus mit dem im Nominativ stehenden Wort u.a. Zweitens ist es vom didaktisch-pädagogischen Gesichtspunkt aus nicht zweckmäßig, im Unterricht alles zu relativieren. Durch eine übermäßige Relativierung würde der Lehreffekt vermindert und einem Agnostizismus Vor-schub geleistet. Vieles muß vereinfacht und idealisiert werden. Drittens be-sitzt der Grammatik-Unterricht in der überwiegenden Mehrheit der Fälle eine relativ geringe Eigenständigkeit, weil er ein *M i t t e l* zur Vervoll-ständigung der Bildung ist; denn nur ein Bruchteil der Schüler studiert spä-ter seine Muttersprache. Also sind auch deshalb Vereinfachungen gerecht-fertigt. Viertens braucht der Schüler in seiner Muttersprache ein relativ fe-stes grammatisches Bezugssystem, um dieses mit dem einer oder mehrerer anderer Sprachen vergleichen und so fremde Sprachen leichter lernen zu können.

2. Zweck des Grammatikstudiums

Trotzdem darf die Identifizierung von linguistischen Begriffen und sprach-lichen Erscheinungen nicht ohne weiteres hingenommen werden. Die Iden-tifizierung führt zu einer Hypostasierung von Begriffen, die in eine Art von Dogmatismus ausarten kann. Es gibt erwachsene Leute, für die die Tatsache, daß im Satz *Ein Buch liegt auf dem Tisch ein Buch* das Subjekt und *liegt* das Prädikat sind, genauso selbstverständlich ist, wie die, daß zweimal zwei vier ist. Fragt man sie jedoch, woher sie das wüßten, so verstehen sie die Frage nicht, genauso wie sie die Frage nicht verstünden, warum zweimal zwei vier ist: es ist halt so. Im besten Fall erhält man die Antwort, alles müsse eben seinen Namen haben, und hier hießen die Dinge Subjekt und Prädikat.

Mit der besagten Bewußtmachung der Muttersprache scheint es also zu ha-pern, bzw. die Bewußtmachung scheint ihren Zweck verloren zu haben. In noch größere Verlegenheit geraten darum die Betreffenden, wenn sie dazu Stellung nehmen müssen, wozu es nützlich sei, von Subjekt und Prädikat zu sprechen.

Die Hypostasierung linguistischer Begriffe führt nämlich auch deshalb zum Dogmatismus, weil der Sprachteilhaber sich des Zwecks der Unterscheidung von Satzgliedern, der Satzanalyse usw. nicht bewußt ist und auch nicht be-

wußt sein kann, – wenn er die Grammatik mit herkömmlichen (und einigen nicht nur herkömmlichen) Methoden gelernt hat.

Der Zweck des Grammatik-Unterrichts ist es, den man sich eine gewisse Zeit lang nicht genügend vor Augen gehalten hat, dessen Problematik man sich heute zwar schon langsam bewußt wird, über den man recht viel diskutiert, der aber immer noch nicht einheitlich aufgefaßt wird. Infolgedessen kann es noch keine einheitliche Überwindung der genannten Identifizierung geben; vieles beruht auf dem reinen Glauben.

Das Wissen, ob es sich bei *liegt* tatsächlich um das Prädikat handelt, bzw. ob das Prädikat in diesem Satz *liegt* ist usw., ist *a n u n d f ü r s i c h* eigentlich nicht wesentlich. Es ist erst dann wesentlich, wenn dadurch Fertigkeiten, Fähigkeiten und Kenntnisse gefördert werden, bzw. wenn dadurch ein Teil des Phänomens Sprache besser erkannt wird. Eine solche Satzanalyse ist jedoch nicht unbedingt geeignet für die Förderung des konsequenten Denkens des Schülers, für die Bewußtmachung der Muttersprache und nur in beschränktem Maße und mit gewissen Vorbehalten, die in der einschlägigen Literatur bisher wenig Beachtung gefunden haben, für die Erleichterung des Lernens fremder Sprachen. Das Wuchern von Anomalien, die eigenartige Verflechtung von Redundanz und Defizienz, die unterschiedliche Anwendung von Implikationen usw. usf. werden auf diese Weise nicht genügend berücksichtigt. Wenn die Sprache in den Regeln der traditionellen Satzgrammatiken und nur in diesen dargestellt wird und Ausnahmen gelehrt werden, weil es eben “keine Regel ohne Ausnahme” gibt, dann zwingt man die Sprache in ein Prokrustes-Bett, das nicht dem Charakter dieses universellsten und flexiblen Kommunikationsmittels gerecht wird. Das Bewußtmachen von Regeln und Ausnahmen (und Ausnahmen von Ausnahmen) bedeutet *n i c h t u n t e r a l l e n U m s t ä n d e n* die Bewußtmachung der Muttersprache. Es bedeutet häufig nur das Herantragen von dem Schüler fremden, ihm fernstehenden Begriffen an ihm wohlvertraute, allerdings unbewußt gebrauchte Einheiten, obwohl ihm doch eben die Muttersprache von allen Fächern in der Schule am vertrautesten sein sollte; sie ist doch das, was er mit einer mehr oder weniger vollständigen, vorhandenen und potentiellen Kompetenz aus dem Elternhaus, aus dem Kindergarten, vom Spielplatz mitbringt. Fast könnte man sagen, die mechanisch gelernte, prinzipiell nie erlernbare, Satzanalyse entfremdet ihm die Muttersprache.

Ob und inwieweit diese Satzanalyse das Lernen fremder Sprachen erleichtert, hängt von vielerlei Dingen ab: vom Zweck des Fremdsprachenunter-

richts, von der Stufe der Fortgeschrittenheit der Schüler, von den Eigentümlichkeiten der betreffenden anderen Sprache bzw. den typologischen Kontakten der beiden Sprachen, von der Methode des Lehrers u.a.

3. Syntax und Semantik

Aber nehmen wir an, der Satz *Ein Buch liegt auf dem Tisch* sei genügend gut analysiert, wenn wir ein Subjekt, ein Prädikat und eine Lokalbestimmung ansetzen. Nun bringt das "Wörterbuch der deutschen Gegenwärtssprache" von Klappenbach und Steinitz unter dem Stichwort *liegen* zehn Bedeutungen mit zahlreichen Verwendungsweisen und viele feste Verbindungen. Für den deutschen Schüler ist der Gebrauch des Verbs – natürlich in Abhängigkeit vom Alter und anderen Umständen – so selbstverständlich, daß der Lehrer ihn ihm nicht zu erklären braucht. Es ist jedoch fraglich, ob dem Schüler in einem großen Teil der Schulen der syntaktisch-semantische Unterschied zwischen *liegt* in den Sätzen

Ein Buch liegt auf dem Tisch,
Das Schiff liegt vor Anker,
Hans liegt seiner Mutter fortwährend mit den Grammatikaufgaben
in den Ohren,
Mir liegt viel an seiner Anwesenheit,
An wem liegt es, daß er so viele Schwierigkeiten mit der Grammatik
hat?

bewußt gemacht wird. Wird ihm der Unterschied nämlich nicht bewußt, so wird er *liegt* in allen angeführten Sätzen als das Prädikat bezeichnen, und umgekehrt wird er, wenn er das Prädikat herausanalysieren soll, *liegt* nennen. Mit einer solchen Analyse ist weder der Bewußtmachung der Muttersprache, noch der Vorbereitung zum Fremdsprachenunterricht und am wenigsten der Förderung der Ausdrucksfähigkeit des Schülers geholfen, weil sie zu einer Trennung von Semantik und Syntax führt.

Daraus folgt: Eine der größten Gefahren, die in der formalen Satzanalyse *liegt* (*liegt*!), entsteht aus dem Umstand, daß einerseits die linguistische Bewertung von *liegt* im Satz *Ein Buch liegt auf dem Tisch* plausibel erscheint, andererseits *liegen* mit größter Selbstverständlichkeit in seiner gesamten Distribution angewendet wird, ohne daß die Polysemie und Polyfunktionalität des Wortes bewußt wären. Wiederum haben wir es mit einer Art Identifizierung inkongruenter Begriffe zu tun.

4. Kompetenz in den funktionalen Stilen

Gänzlich unberücksichtigt bleibt bei der formalen Satzanalyse der funktionale Stil der Äußerung. Bei Klappenbach und Steinitz findet sich z.B. für den Satz *Die Sache liegt ihm gewaltig im Magen* die Bewertung "salopp". Die traditionelle Satzanalyse ist aber nicht einmal als Vorbereitung dazu geeignet, dieses Saloppe im Satz zu erklären. Eben die funktionalen Stile sind es jedoch, deren Gebrauch gelehrt werden muß; hier zeigen sich nämlich die größten Lücken im Sprachgebrauch des Schülers.

Das sechsjährige Kind ist nur *p o t e n t i e l l* imstande, eine unbegrenzte Zahl von bisher nicht gehörten und nicht gebildeten Sätzen zu erzeugen. In der Praxis muß aus der Möglichkeit eine Wirklichkeit geschaffen werden. Die Erzeugung eines Satzes muß allen Anforderungen der gegebenen Situation Genüge tun, damit der Satz seinen intentionierten funktionalen Wert besitze. Die stereotype Wiederholung der Unterscheidung der Satzglieder kann der Förderung des funktionalen Stilgefühls nicht dienen; die Analyse ist ja nur auf die Beschreibung beschränkt und erstreckt sich weder auf die Bewertung des Satzes noch auf die des sprachlichen Verhaltens. Selbst die nicht unwesentliche Funktion des Wortes *gewaltig* im Satz selbst ist auf diese Weise nur sehr umständlich herauszustellen.

Im Bewußtsein oder im Gefühl dieser Tatsache ist die bisher verbreitetste Methode die, daß zusätzlich eine Stilistik gelehrt wird, die aber sehr wenig mit der Grammatik zu tun hat. Obwohl nicht geleugnet werden kann, daß das, was man allgemein als Stilistik bezeichnet (es gibt keine zufriedenstellende Definition des Stils und der Stilistik), nicht nur mit grammatischen Kategorien zu erklären ist, ist der Zusammenhang zwischen den funktionalen Stilen und der Grammatik doch enger, als daß man ihn vernachlässigen könnte.

5. Wissenschaft des Satzes oder Wissenschaft des sprachlichen Verhaltens?

Atomisiert nun schon die erwähnte Analyse den einzelnen Satz, so bezieht sich dies umso mehr auf ganze Äußerungen, und letzten Endes geht es bei der Förderung der sprachlichen Kompetenz nicht nur und nicht in erster Linie um einzelne, isolierte Sätze, sondern um Abfolgen von Sätzen, um Gedankengänge, um Repliken und Fragen in Dialogen usw., m.a.W. um die Förderung des sprachlichen Verhaltens – komplementär mit den anderen Formen des Verhaltens. Auf diese Weise tritt die Frage, aus welchen Satzgliedern

Ein Buch liegt auf dem Tisch besteht, in den Hintergrund. Man kann das sprachliche Verhalten nur mit großen Schwierigkeiten entwickeln, wenn zuvor sprachliche Einheiten und linguistische Begriffe a priori identifiziert worden sind.

6. Schlußfolgerung

Man könnte die Liste der Nachteile der formalen Satzanalyse (der Zersplitterung von sprachlichen Äußerungen, der Trennung von Syntax und Semantik, der Hypostasierung linguistischer Begriffe und damit der Identifizierung von sprachlichen Einheiten und linguistischen Begriffen) fortsetzen. Außer den allgemein bekannten dürften wohl aber auch diese Argumente genügend beweiskräftig sein, um die Notwendigkeit einer Linguistik und eines Muttersprachenunterrichts herauszustellen, die die Interdependenz von Sätzen, gegebenenfalls auch anderen kontextuellen Umständen in den Vordergrund rücken.

Um eventuellen Mißverständnissen vorzubeugen: es geht nicht darum, die ganze traditionelle Grammatik über Bord zu werfen; ohne Kategorien wie Deklination, Konjugation, Gliedfolge usw. kommt man nicht aus. Es geht nur darum, diesen Begriffen einen angemesseneren Stellenwert zu geben bzw. neue Kategorien zu schaffen, mit deren Hilfe einerseits die Funktionen der sprachlichen Einheiten besser erfaßt werden, andererseits die Apperzeptions- und Ausdrucksfähigkeit des Sprachteilhabers gefördert wird. Ja man darf sogar nicht verschweigen, daß eine Textlinguistik leicht ins Uferlose münden kann, wenn ihre Kategorien allzu vage sind, – und diese Gefahr besteht zweifellos. Auch wäre es eine Übertreibung, die Textlinguistik und nur diese als Retterin und Erlöserin des Muttersprachenunterrichts zu betrachten.

Das Prinzip der textlinguistischen Arbeit besteht darin, daß man nicht jede vorgefertigte Kategorie kritiklos im Einzelnen übernimmt bzw. dem Schüler vermittelt, sondern indem man die sprachliche Form eines ganzen Gedankenganges mit den Kontextelementen erst einmal global erfaßt und dann Schritt für Schritt segmentiert. Auf heuristische Weise entsteht für den Schüler ein natürliches Verhältnis zwischen den gut bekannten, aber nicht bewußt angewendeten sprachlichen Einheiten und den linguistischen Begriffen. Die Grammatik wird ihm zu einem sprachimmanenten Bezugssystem, weil er selbst zu den Begriffen gelangt und es nicht zu einer "Verfremdung" kommen kann.

Und hier mündet die Argumentation in die eingangs erwähnte Arbeit der Glinzschen Schule.

ZUR KLÄRUNG DES BEGRIFFES 'SATZ'

In der deutschen Grammatik herrscht eine beträchtliche Verwirrung bei der Verwendung des Terminus 'Satz', die oft auch zu Unklarheiten über den entsprechenden Begriff zu führen scheint. Ein Bild von dem Dilemma vermittelt die ausführliche Diskussion von Sandig¹, aber auch sie vermag zu keiner endgültigen Lösung vorzudringen; von weiteren Beiträgen aus jüngerer Zeit sind noch die Erörterungen von Heringer² zu erwähnen. Der Begriff selbst weist jedoch zwei ganz verschiedene Aspekte auf, die in der Regel nicht auseinandergehalten werden, und oft wird nur die eine Seite beachtet.

Einen wichtigen Schritt zur Klärung des Begriffs hat schon 1952 der heutige Jubilar getan³, das Wesentliche seiner Gedanken dringt aber nur langsam in die Praxis ein. Mit den Begriffen 'Gesamtsatz' und 'Teilsatz' führt er nämlich eine Distinktion ein, die in verwandter Form mancherorts, z.B. in der finnischen Grammatik, längst Allgemeingut geworden ist und sich auch im Schulunterricht als sehr fruchtbar erwiesen hat. Dort wird konsequent zwischen *virke* (etwa 'Aussage', d.h. Gesamtsatz) und *lause* ('Satz' im Sinne von Teilsatz) unterschieden. Eine ähnliche Distinktion wird in der englischen Grammatik mit den Termini *sentence* und *clause* angestrebt, obwohl sie nicht folgerichtig durchgeführt wird; der letztere Begriff bietet zudem einen gewissen Vorteil gegenüber dem finnischen oder dem deutschen insofern, als er auch 'satzwertige Konstruktionen' umfassen kann.

Diese Distinktion beinhaltet jedoch mehr als nur die äußere Topologie. Deshalb soll im folgenden ein Versuch unternommen werden, die weiteren Konsequenzen daraus zu ziehen und die Begriffe in Beziehung zu den verschiedenen Ebenen der Sprache zu bringen. Aus Mangel an gängigen deutschen Bezeichnungen wird hier für *virke* bzw. *sentence* in diesem Sinne *Gesamtsatz* und für *lause* bzw. *clause* in Vorwegnahme der Ergebnisse *Satzform* verwendet. Es ist aber vorerst mit diesen Bezeichnungen kein Inhalt zu verbinden, der sich aus den Bestandteilen oder sonstigen Verwendungsweisen der Wörter ergeben mag; sie stehen nur als Ersatz für die finnischen Termini, und der genauere Inhalt soll erst durch die weitere Diskussion erarbeitet werden.

Wenn wir einen Text rein taxonomisch in der Oberflächenstruktur segmentieren, finden wir als erste und grammatisch oberste Einheit den Gesamtsatz; in der Schrift läßt er sich als Segment von Punkt zu Punkt bzw. äquivalentem Zeichen definieren, in mündlicher Rede als Abschnitt zwischen Pausen, der von einer Intonationskurve (Klangbogen) zusammengehalten wird. Wenn wir diese Einheit in einem folgenden Segmentierungsschritt in ihre unmittelbaren Bestandteile zerlegen, entweder nach der Methode von Glinz⁴ oder in Anlehnung an die Valenztheorie⁵, so finden wir Einheiten, die den Satzgliedern der traditionellen Grammatik entsprechen. Diese können aus einem einzigen Morphem, aus einer Morphemkette, die wir intuitiv als Wort empfinden, oder aus einer Wortkette bestehen; in der Regel sind auch die umfangreicheren Satzglieder durch ein einziges Wort substituierbar. Zum Teil stellen aber die Bestandteile des Gesamtsatzes Gebilde dar, die ebenfalls Satzstruktur aufweisen und sich erst in einer folgenden Phase in derselben Weise in Satzglieder zerlegen lassen. Diese Teilsätze können aber auch nur Bestandteile von den Satzgliedern ersten Ranges sein. Wenn wir es wiederum mit einer parataktischen Verknüpfung von Teilsätzen zu tun haben, zerfällt der Gesamtsatz zuerst in zwei oder mehrere Segmente, die erst in einem zweiten Schritt in Satzglieder zu segmentieren sind. Durch eine Segmentierung, die vom Textganzen ausgeht, ist also die herkömmliche Einheit 'Satz' nicht zu gewinnen, sondern wir finden Satzstrukturen auf verschiedenen Levels der Analyse; primär ergibt sich dabei nur der Gesamtsatz als Einheit.

Der Gesamtsatz ist also ein primäres Segment des Textes, ein unmittelbarer Konstituent von ihm. In Anlehnung an die Gedanken von Gardiner⁶ müssen wir ihn als eine Einheit der Parole und nicht als eine der Langue betrachten. Wenn wir uns zu vergegenwärtigen versuchen, wie wir bei der Konzipierung eines Textes verfahren, oder verschiedene Versionen für die Wiedergabe eines (annähernd) identischen Gedankenganges vergleichen, können wir feststellen, daß der Umfang des Gesamtsatzes nicht von irgendwelchen grammatischen Regeln vorgeschrieben ist: Der Schreibende oder Redende kann entweder jedes kleinere Teilstück als selbständige Einheit hinstellen oder mehrere Teilstücke zu einer umfangreicheren Einheit verbinden, also das Ganze entweder auf mehrere selbständige Gesamtsätze verteilen oder alles in einem Gesamtsatz vereinen. Für die Struktur eines solchen umfangreichen Gesamtsatzes stehen verschiedene Möglichkeiten zur Verfügung: Man kann kleinere Hauptsätze einander nebenordnen oder einen Satz einem an-

deren in Form eines Nebensatzes oder einer Infinitivkonstruktion unterordnen oder auch als Nominalkonstruktion in diesen eingliedern. Zwischen diesen Möglichkeiten hat der Schreibende oder Redende freie Wahl, er kann Umfang und Form der primären Einheiten, der Gesamtsätze, je nach den Bedürfnissen der Kommunikationssituation und den Ansprüchen der Leser oder Hörer innerhalb sehr weiter Grenzen variieren. Die Gesetzmäßigkeiten der *Langue*, d.h. die Regeln der Grammatik, lassen ihm einen großen Spielraum.

Wenn wir einen Text wiederum im üblichen Sinne analysieren, gehen wir von den Wörtern oder genauer gesagt von den Morphemen aus und ermitteln, wie sich diese zu einem Satz zusammenfügen; dabei finden wir auf dem entsprechenden Level Einheiten ganz anderer Art. Wir finden die Satzstrukturen der traditionellen Grammatik, also je nach dem Analyseverfahren entweder Kombinationen von Subjekt und Prädikat mit weiteren Ergänzungen oder Strukturen der Form NP + VP oder dann ein Verb als Valenzträger mit den jeweiligen Ergänzungen und etwaigen freien Angaben. Es handelt sich aber immer um eine grammatische Struktur, die verhältnismäßig strengen Regeln unterworfen ist. Der Schreibende oder Redende hat zwar die Möglichkeit, die Grundform für den Gesamtsatz aus einer beschränkten Menge von Strukturen auszuwählen, aber sobald er sich für eine von diesen entschieden hat, besteht keine Wahl mehr, sondern dann ist die Form der einzelnen Bestandteile weitgehend durch grammatische Regeln vorgeschrieben; gemäß der Valenztheorie entscheidet die Wahl des Prädikatsverbs zugleich über die Satzstruktur. Die Einheit 'Satz' in diesem Sinne stellt also eine Angelegenheit der formalen Grammatik dar und ist mithin eine Einheit der *Langue*, seine Struktur läßt sich in exakten Regeln fassen. Diese Einheit bezeichne ich hier als Satzform, und sie entspricht dem finn. *lause* bzw. dem engl. *clause* insofern, als sie die interne Struktur dieser Gebilde beschreibt.

In einem Textkorpus findet man zwar häufig Fälle, in denen äußerlich, in der Oberflächenstruktur, Gesamtsatz und Satzform zusammenfallen; eine kleine Stichprobe ergab, daß sie im laufenden Text etwa 30 - 40% ausmachen. Das heißt jedoch nicht, daß es sich um denselben Begriff handelte. Auf der Parole-Ebene liegen hier Gesamtsätze vor, aber diese haben, wie alle Einheiten der Sprache, eine interne Struktur auf der *Langue*-Ebene, die Satzform, und der Zusammenfall betrifft also nur den äußeren Umfang der Einheiten. Ebensooft und noch häufiger enthält ein Gesamtsatz mehrere Satzformen, indem er aus einer übergeordneten Satzform gebildet ist, in der wei-

tere Satzformen als Nebensätze oder satzwertige Konstruktionen eingebettet sind. Gesamtsatz und Satzform verhalten sich also zueinander wie Laut und Phonem oder Wort und Morphem bzw. freies Morphem mit gebundenen Morphemen: Jene konkreten Realisationen der Parole-Ebene sind gemäß einem abstrakten Schema der Langue-Ebene gebildet.⁷

Im laufenden Text bestehen weiter etwa 10% der Gesamtsätze aus Konstruktionen, in denen zwei oder mehrere Satzformen einander nebengeordnet zu einem Ganzen zusammengefügt sind; hier liegt eine Struktur vor, die nur selten auf den unteren Levels vorkommt, eine Struktur nämlich, in der zwei Einheiten von demselben Typ miteinander verbunden werden.

Schließlich bleiben aber im laufenden Text noch gegen 10% der Gesamtsätze übrig, in denen wir nicht Subjekt und Prädikat im Sinne der Schulgrammatik vorfinden, die sich also nicht gemäß den sonstigen Satzformen in Satzglieder zerlegen lassen. Diese Form des Gesamtsatzes ist immerhin so häufig, daß es meines Erachtens nicht gerechtfertigt ist, sie irgendwie als Anomalie abzufer-tigen oder mit einem unspezifizierten Hinweis auf Ellipse außerhalb des gram-matischen Systems zu belassen. Schon früher⁸ habe ich auf diesen Satztyp hingewiesen und vorgeschlagen, daß unter den Grundformen des deutschen Satzes auch eine Kategorie 'eingliedriger Satz' aufgenommen werden sollte, und in diesem Sinne möchte ich auch diesem Typ des Gesamtsatzes eine Satz-form zuschreiben. Das wäre schon deshalb nötig, weil wir für alle Realisations-möglichkeiten der Parole-Ebene eine entsprechende abstrakte Struktur der Langue-Ebene brauchen.

Demnach wären die gängigen Zusammenstellungen der Grundstrukturen der deutschen Sätze⁹ mit einer weiteren Grundform zu ergänzen, die diese 'prä-dikatlosen Sätze' umfassen würde — in dem System von Heringer¹⁰ ist schon diese Möglichkeit in der ersten Regel mit dem Symbol SW vorgesehen, je-doch wird es nicht weiter entwickelt. Es handelt sich meines Erachtens um eine Vermengung der Begriffe Gesamtsatz und Satzform, wenn nur davon gesprochen wird, daß Einzelwörter und Wortgruppen Satzcharakter haben können oder daß sie satzwert ohne Satzform hätten.¹¹ Dem liegt offenbar eine Auffassung vom Satz oder eine Satzdefinition zugrunde, die nur von einer Kombination von Subjekt und Prädikat bzw. von NP + VP ausgeht. Wenn wir aber von tatsächlich vorliegenden Texten ausgehen, finden wir als primäre grammatische Einheit den Gesamtsatz, der unzweifelhaft immer den-selben 'Satzwert' hat, und zwar ganz abgesehen davon, wie seine interne Struktur gestaltet ist. Und in dieser Hinsicht stellt ein Einwortsatz genauso-

gut einen Gesamtsatz dar wie die sorgfältigst gebaute Periode der gehobenen Prosa.

Jeder Gesamtsatz muß selbstverständlich irgendeine interne Struktur aufweisen, und wenn wir diese ermitteln wollen, d.h. seine Satzform bestimmen, müssen wir in unserem grammatischen System ein Verfahren bereit haben, das uns erlaubt, jedem Gesamtsatz eine Strukturform zuzuweisen. Für die Sätze mit finitem Verb stehen uns Systeme wie z.B. Subjekt, Prädikat, Akkusativobjekt usw., oder VP, NP_n, NP_a usw. zu Gebote. In einem Einwortsatz hat nun das einzige Wort offenbar denselben Status wie die Kerne der sonstigen Satzglieder, so daß wir in einem vollständigen System weiter eine Satzgliedbezeichnung oder ein Symbol für dieses alleinige Satzglied benötigen, unter Umständen könnte man etwa ein NP_x einführen, da hier die verschiedensten Wörter und Formen in Frage kommen.¹²

Sehr oft enthält ein eingliedriger Satz mehrere Wörter. In der Regel bilden sie jedoch zusammen eine Struktur, die wir an anderen Stellen in der Grammatik wiederfinden; meistens handelt es sich um einen substantivischen Kern mit verschiedenen Attributen oder um eine infinite Verbform mit dazugehörigen Ergänzungen. In diesen Fällen ist die Analyse unproblematisch: Das Kernwort des eingliedrigen Satzes ist ein 'alleiniges Satzglied' bzw. ein NP_x, und die weitere Untergliederung ist dieselbe, die wir bei Nominalblöcken oder Infinitivkonstruktionen anwenden. Problematisch bleiben immer noch die von Sandig¹³ gefundenen Schlagzeilentypen, deren Struktur sich nur auf Grund von finiten Satzstrukturen erklären läßt. Sie stellen eindeutig Gesamtsätze im obigen Sinne dar, ihre Satzform entspricht aber nicht der der sonstigen Sätze ohne finites Prädikat. Hier sehe ich noch keinen anderen Ausweg als die an sich unbefriedigende Annahme einer Ellipse: Diesen Gebilden wäre in der Tiefenstruktur eine finite Satzform zuzuschreiben, von der in der Oberflächenstruktur einige sonst obligatorische Bestandteile ausgelassen sind.

Ungewiß bleibt die Zuordnung solcher Gesamtsätze wie z.B. *Guten Morgen!*, denn wir können einen solchen Satz entweder als eingliedrig betrachten, wobei er aus einem substantivischen Kern mit einem Adjektivattribut besteht, oder wir können ihn als Ellipse aus etwa *Ich wünsche dir guten Morgen!* auffassen; da in der Oberflächenstruktur nur ein Glied vorhanden ist, fehlt das Kriterium des Verhältnisses von den Gliedern zueinander, während sich die Kasusform Akkusativ am einfachsten durch die letztere Alternative erklären läßt.

Das Wesentliche in diesem Zusammenhang ist jedoch der Umstand, daß wir jedem Gesamtsatz, der in einer wirklichen Kommunikationssituation geäußert oder niedergeschrieben worden ist, eine Satzform zuzuschreiben haben. Es bleibt ein Problem einer anderen Ebene, wie wir die jeweilige Satzform in Satzglieder und weitere Unterglieder bzw. Satzglieder zweiten Ranges zerlegen; wichtig ist nur, daß unsere Grammatik auch solche Satzmodelle bereithält, die eine angemessene Behandlung der Satzform in den 'unvollständigen Sätzen' der traditionellen Grammatik erlaubt.

Auf der Ebene der *Langue*, d.h. bei der Beschreibung der Kompetenz durch exakte grammatische Regeln, haben wir es demnach auf dem hier behandelten Level mit Satzformen zu tun. Bei der weiteren Gliederung zerlegen sich diese auf den unteren Levels zuerst in Satzglieder, diese dann in Morpheme und diese schließlich in Phoneme. Diese Begriffe bilden eine fortlaufende Serie, und mit diesen Einheiten arbeiten wir in der Regel, wenn wir in abstrakter Form die Struktur einer Sprache ermitteln und beschreiben.

Auf der Ebene der *Parole* wiederum, d.h. bei der Untersuchung der konkreten Manifestationen der Performanz, also der tatsächlich vorhandenen Äußerungen in Form von Laut- oder Graphketten, haben wir es auf dem entsprechenden Level mit Gesamtsätzen zu tun. In diesen liegen auf einem unteren Level Wörter vor, die sich durch Permutation, Substitution und Ergänzung von weiteren möglichen Bestandteilen als feste Einheiten erweisen¹⁴; auf den untersten Levels bestehen dann Silben und Laute als physiologisch bedingte kleinste Hervorbringungseinheiten. Diese Begriffe stellen eine Serie von konkreten Gestalten dar, die wir bei der Beobachtung des aktuellen Sprechens primär vorfinden. Sie bilden das einzige empirisch feststellbare Tatsachenmaterial, auf dem die linguistische Forschung basiert. Die oben erwähnten abstrakten Begriffe sind ausschließlich Ergebnisse einer wissenschaftlichen Analyse dieses Primärmaterials.

Auf dem untersten Level ist diese Begriffsdistinktion in voller Schärfe längst Allgemeingut geworden: Wir operieren auf der einen Seite mit den abstrakten Phonemen als Bestandteile der *Langue* und Einheiten der Kompetenz, und auf der anderen Seite finden wir als ihre Realisationen im konkreten Text Sprachlaute, die erst durch den Forscher in Allophone und Phoneme gruppiert werden. Auf dem Level des Satzes liegt meines Erachtens eine entsprechende Dualität vor: Bei den grammatischen Strukturregeln operieren wir mit Satzformen, die in derselben Weise abstrakte Gegebenheiten sind, Schemata, nach denen konkrete Sätze beim Sprechen gebildet werden;

sie sind Bestandteile der Kompetenz. Die konkreten Realisationen der Satzformen bilden wiederum Gesamtsätze im obigen Sinne, und diese sind die primären Bestandteile eines wirklich gesprochenen oder geschriebenen Textes; sie stellen die konkrete Gestalt einer Äußerung dar, die der Redende oder Schreibende als gedankliche Einheit formuliert hat.

Der Parallelismus zum untersten Level ist aber nicht vollständig, indem auf dem Satzlevel keine eindeutige Entsprechung zwischen Gesamtsatz und Satzform besteht. Zwar weist jeder Gesamtsatz irgendeine Satzform auf, wie es in der obigen Diskussion auch für die "Nominalsätze" und "unvollständigen Sätze" der traditionellen Grammatik gezeigt wurde, aber er kann ebenso gut mehrere Satzformen enthalten. Die bekannte Form der Unterordnung, bei der eine oder mehrere Satzformen als Nebensätze oder satzwertige Konstruktionen in einer übergeordneten Satzform eingebettet werden, findet noch Entsprechungen auf dem morphematischen Level. Aber es gibt außerdem die Möglichkeit, daß der Schreibende oder Redende zwei oder mehrere Satzformen einander nebengeordnet zu einem Gesamtsatz verbindet, wobei man von einer Einbettung höchstens in dem Falle sprechen kann, daß gemeinsame Satzglieder eingespart werden. Diese Struktur einer formlosen Nebeneinanderreihung von Einheiten desselben Ranges findet kaum Entsprechungen auf den unteren Levels. Aber auch in diesen Fällen handelt es sich darum, daß dem Schreibenden oder Redenden abstrakte Schemata oder Analogiemuster, d.h. Satzformen vorschweben, gemäß denen er seine konkreten Gesamtsätze realisiert.

Nach dieser Präzisierung der Begriffe entfällt die Problematik von dem "Satzwert" der einwortigen Äußerungen und solcher Wortketten, die keine finite Verbform aufweisen. Als gegenstandslos erweist sich auch die weitverbreitete Auffassung, daß erst das finite Verb einer Wortkette die Aussagekraft gebe.¹⁵ Es sollte doch keinem Zweifel unterliegen, daß Äußerungen wie z.B. *Hier jemand zugestiegen?* oder *Hamburg-Altona, alles aussteigen!* den gleichen kommunikativen Effekt wie etwaige 'vollständige' Sätze erzielen. Und demgemäß sind sie einwandfreie Gesamtsätze mit genauso gutem Recht wie diese. Zum finiten Prädikat gehören zwar Tempus- und Modusmorpheme, deren Semantik die zeitliche Einordnung der Ereignisse und ihre subjektive Einschätzung seitens des Sprechenden betrifft und also nicht so sehr der Handlung allein, sondern viel eher dem im ganzen Satz ausgedrückten Sachverhalt zukommt. Aber die "Aussagekraft" wird nicht ausschließlich mit diesen Momenten verbunden sein, und in eingliedrigen Sätzen

vom erwähnten Typ werden diese Momente unterdrückt, weil sie in der gegebenen Kommunikationssituation irrelevant bzw. selbstverständlich sind, so daß es ganz unnötig ist, sie in der Realisation durch konkrete Gestalten auszudrücken. Die Aussagekraft ist vielmehr als ein Umstand zu betrachten, der gerade erst bei der Realisierung einer abstrakten Formantienkette in konkrete Lautgestalt und mit der Akzentuierung der lebendigen Rede hinzukommt. Dies sind wiederum Momente, die nur einem konkreten Gesamtsatz zukommen, die aber auch jedem wirklichen Gesamtsatz eigen sind, und zwar ganz unabhängig davon, ob er ein finites Prädikat enthält oder nicht. Satzwert und Aussagekraft gehören also zum realisierten Gesamtsatz und stellen Gegebenheiten der Parole-Ebene dar; in den abstrakten Satzformen der Langue-Ebene können sie nicht mit einzelnen Morphemen verbunden werden.

Der herkömmliche Satzbegriff der deutschen Grammatik ist also zwitterhaft, da er in sich Bestandteile von zwei grundverschiedenen Ebenen vereint. Wenn man bisher meistens versucht hat, auf beide Seiten Rücksicht zu nehmen, ist man oft in Widersprüche geraten. Und dies dürfte in der Tat unvermeidbar sein, solange man nicht einsieht, daß dabei Unvereinbares zusammengeschlagen wird. Für eine konsequente Behandlung der grammatischen Gegebenheiten wird es unumgänglich sein, die beiden einschlägigen Begriffe scharf zu trennen.

Als primäre Einheit der Textkonstitution ist der 'Satz' ein Gesamtsatz im obigen Sinne. Dabei handelt es sich um eine Kategorie der Parole-Ebene, die immer eine konkrete Gestalt hat; mit dem Gesamtsatz sind die Aussagekraft und weitere Momente der kommunikativen Performanz verbunden. Sein äußerer Umfang und seine Gesamtstruktur sind relativ unabhängig von den Regeln der Grammatik, der Schreibende oder Redende kann die passende Satzform frei aus den Grundstrukturen auswählen und auch auf verschiedene Weise mehrere Satzformen verbinden; dabei sind die Faktoren der jeweiligen außersprachlichen Kommunikationssituation entscheidend.

Als Bestandteil des grammatischen Regelsystems ist der 'Satz' wiederum eine Satzform im obigen Sinne, und zwar als ein Oberbegriff, der die einzelnen Grundstrukturen der deutschen Sätze umfaßt. Hier handelt es sich um eine Kategorie der Langue-Ebene, die zur Kompetenz des Sprechers gehört und die Struktur der Äußerung sowie die Form ihrer einzelnen Bestandteile regelt. Sie ist nur eine abstrakte Formkategorie, die erst im jeweiligen Redeakt realisiert wird, und zwar als Hauptsatz oder Teilsatz, als Gliedsatz oder

satzwertige Konstruktion je nachdem, wie die tragende Satzform es verlangt, die der Sprecher für die Gestaltung des Gesamtsatzes gewählt hat.

Anmerkungen

- 1 Sandig, Barbara: Syntaktische Typologie der Schlagzeile. Linguistische Reihe 6. München 1971. S. 20 - 59.
- 2 Heringer, Hans-Jürgen: Theorie der deutschen Syntax. Linguistische Reihe 1. München 1970. S. 105 - 114.
- 3 Glinz, Hans: Die innere Form des Deutschen. Bern ¹1952.
- 4 Glinz, ebd., passim.
- 5 Helbig, Gerhard – Schenkel, Wolfgang: Wörterbuch zur Valenz und Distribution deutscher Verben. Leipzig 1969. S. 9 - 55. Vgl. auch Helbig, Gerhard – Buscha, Joachim: Deutsche Grammatik. Leipzig 1972.
- 6 Gardiner, Alan: The Theory of Speech and Language. Oxford ²1951. Vgl. auch Lindgren, Kaj B.: Morphem – Wort – Wortart – Satzglied. In: Wirkendes Wort 1967:4, S. 217 - 228.
- 7 Vgl. Lindgren, ebd., S. 218 - 221.
- 8 Lindgren, ebd., S. 223.
- 9 Grammatik der deutschen Gegenwartssprache. Der Große Duden 4. Mannheim ²1966. S. 504 - 507. Schulz, Dora – Griesbach, Heinz: Grammatik der deutschen Sprache. München ⁸1970. S. 372 - 382. Helbig, Gerhard – Buscha, Joachim: Deutsche Grammatik. Leipzig 1972. S. 554 - 558.
- 10 Heringer, Hans-Jürgen: Theorie der deutschen Syntax. Linguistische Reihe 1. München 1970. S. 101.
- 11 So z.B. Jung, Walter: Grammatik der deutschen Sprache. Leipzig 1966. S. 2, 387 f. Ähnlich Griesbach, H. – Schulz, D.: Grammatik der deutschen Sprache. München ¹1960. S. 293.
- 12 Lindgren, Kaj B.: Morphem – Wort – Wortart – Satzglied. In: Wirkendes Wort 1967:4. S. 223, dort mit X bezeichnet.
- 13 Sandig, Barbara: Syntaktische Typologie der Schlagzeile. Linguistische Reihe 6. München 1971. S. 71 - 89, 97 - 101.

- 14 Hier wird von einigen Zweifelsfällen abgesehen, wie z.B. Orthographie der “trennbaren” Verben, Wortgruppen wie *auf Grund von* u.ä. Als Wort in diesem Sinne gilt jeder Bestandteil einer Äußerung, der sich – auch bei Umformungen – mit anderen Bestandteilen des Satzes permutieren oder durch Ergänzung weiterer Wörter von diesen trennen läßt.
- 15 So z.B. Erben, Johannes: Deutsche Grammatik. Fischer Bücherei 904. Hamburg 1968. S. 41, 45. Jung, Walter: Grammatik der deutschen Sprache. Leipzig 1966. S. 9, 33.

DER IMPERATIV ALS AUSDRUCK FÜR BEDINGUNG IM DEUTSCHEN

Als ich vor vielen Jahren bei den Untersuchungen über die verschiedenen Gebrauchsweisen von *werden* mit Inf. festgestellt hatte, daß diese Fügung besonders häufig in dem Satztyp einer "Schlußfolgerung", d.h. nach einem Konditional- (oder Kausal-) Satz vorkommt¹, ist es mir bei der Typisierung klar geworden, auf wie viele Weisen in der deutschen Sprache eine Bedingung ausgedrückt werden kann. Neben dem mit *wenn* oder *falls* eingeleiteten Konditionalsatz ist der sog. "konjunktionslose Bedingungssatz" mit Spitzenstellung des Verbs aus dieser Vielheit von Typen der bekannteste².

Hier soll ein sonst wenig beachteter Typ mit dem Verb im Imperativ behandelt werden, auf den ich häufig in der Mundartliteratur, aber auch nicht selten in Romandialogen, aus guten Gründen kaum in der wissenschaftlichen Prosa gestoßen bin³.

Zur Illustration führe ich zunächst hier vier Beispiele aus der Mundartliteratur an:

- (1) *"lassen Sie ab zehn Perzent, und ich werd' nehmen hundert Faß von die schlechte Farb"* (Barack Rheinschnoke, S. 102)
- (2) *"goabt doch selwst hen, denn war ju weete"* (Grannas Ostpreußen, S. 96)
- (3) *"köpe di eenen nigen Katechismo van den Bookbinner, sünst warst du noch Apenschande an dat Keelschwin erföhren!"* (Brinckmann, S. 11)
- (4) *"Help mi, dat eck däm Bessem loswar, eck war di ook steenriek moake!"* (Grannas Ostpreußen, S. 53)

Nur wenige Grammatiker haben diese Konstruktionsweise erwähnt, als erster und am vollständigsten Blatz:

"Sehr häufig erscheint der Bedingungssatz fügewartlos in der Gestalt eines grammatischen Hauptsatzes (Formhauptsatzes). Dies geschieht: ... In der Form eines Heischesatzes, ausgedrückt entweder durch den Imperativ, oder durch den heischenden Konjunktiv. Dabei muß der Heischesatz, um als konditional gekennzeichnet zu sein, stets seinem Hauptsatz ... vorausgehen; dieser wird entweder ohne Verbindung,

oder durch *und* oder als Nachsatz mittels *so (dann)* angeschlossen ...”⁴.

Wunderlich-Reis erwähnen die Konstruktion unter Imperativ:

“Eine ganz besondere Verwendung hat dagegen der Imperativ in einem Satze, der im Verhältnis von Grund und Folge zu einem andern steht. Die lockere Fügung wuchs bald zu einer festen Verbindung zusammen, die eine der Formen des Bedingungssatzes geworden ist.” – Als Grund dafür, daß diese Erscheinung so selten in der Grammatik erwähnt ist, wird angeführt, “daß die Frageform als der häufigste Ersatz des Bedingungssatzes die Aufmerksamkeit ganz besonders auf sich zog.”⁵

Von den früheren Grammatikern äußert sich sonst nur Curme folgendermaßen über diesen Typ und zwar bei der Behandlung des Bedingungssatzes:

“The clause may for special emphasis be replaced by an imperative, in which *so* is usually found in the principal proposition: *Sprich ja oder nein, so bin ich zufrieden.*” – Wie Blatz, aber in einem etwas weiteren Zusammenhang, erwähnt er auch den Anschluß durch *und, oder, sonst, dann.*⁶

Einigermaßen ausführlich wird der Typ unter heutigen Grammatikern nur von W. Boettcher und H. Sitta erwähnt. Nach einem Beispiel: *Sag noch ein einziges Wort und er ist frei* wird folgendes darüber ausgesagt:

“Die Prägung ‘Imperativ’ signalisiert die Aufforderung, etwas zu sagen. Ganz anders ist folgendes Beispiel zu verstehen: *Sag noch ein einziges Wort und ich klebe dir eine.* In diesem Beispiel wird durch die Sequenz *Sag noch ein einziges Wort* nicht die *A u f f o r d e r u n g* zu reden signalisiert, sondern das *V e r b o t*. Gemeint ist hier *halt ja deinen Mund!*”⁷

Auch J. Erben weist kurz sowohl auf imperativische wie auf Wunschsätze, die Bedingungssätze vertreten können, hin⁸. Duden bringt nur in anderem Zusammenhang Beispiele dafür⁹.

Bei Betrachtung der obigen Beispiele drängen sich zwei sich nahestehende Fragen von fundamentaler linguistischer Bedeutung auf:

1. Wie kommt der Imperativ (oder überhaupt eine “Heischeform” des Verbs) dazu, eine Bedingung auszudrücken?

2. Wie ist die obige Fügungsweise systematisch in die Dichotomie Koordination – Subordination einzuordnen?

Es liegt auf der Hand, daß der Imperativ an sich keine Bedingung angeben kann¹⁰. Um eine reale Aufforderung ging es im zweiten Beispiel des obigen Zitats von Boettcher/Sitta deshalb auch nicht, ebensowenig wie im folgenden Beleg davon die Rede zu sein scheint:

- (5) *“Mach eine Bewegung, und ich drücke los. Vater unser, der du bist im Himmel ...”* (Brecht Tage, S. 334).

Die in dieser Aussage anscheinend enthaltene Aufforderung wird durch das sich anschließende Gebet widerlegt, sie heißt eigentlich: “Rühre dich nicht!” – Der Inhalt kann in anderen Fällen zu allgemein gefaßt sein, als daß die Aufforderung wirklich ernst gemeint wäre:

- (6) *Mach’ Krieg mit dem Amerikaner, und du findest keinen besseren Freund auf der ganzen Erde als der Spanier* (Traven Totenschiff, S. 81).

Dies verhindert nicht, daß gelegentlich eine tatsächliche, ernste Aufforderung gemeint sein kann:

- (7) *Laß uns nur eine Woche zusammen sein, Lutz, und du hast dir und mir eingeredet, daß du mich aufrichtig liebst, und das wird dir die Tränen bei deinem Erbantritt erleichtern.* (Fallada Herr, S. 180).

Angaben von dem, was geschieht, wenn die Handlung nicht ausgeführt oder wenn gegen ein Verbot verstoßen wird, vor allem durch die Elemente *sonst*, *oder* bzw. *anders*, können, außer daß sie die konditionale Bedeutung verstärken, wie in den folgenden Belegen, dem Ausruf einmal den Charakter eines Notgeschreis, einmal den einer Drohung, wieder einmal den einer in- ständigen Bitte verleihen:

- (8) *Laß uns weg von hier, ich falle sonst um und ersaufe* (Remarque Westen, S. 169);
- (9) *Benehmt euch, oder ihr werdet euer schönes Amerika nicht mehr wiedersehen* (Kirst Keiner, S. 506);
- (10) *Aber warten Sie - - Sie werden sonst das Sinnlose, das Stupide meiner Tat nicht verstehen* (Zweig Amok, S. 41).

Von einer weiteren Analyse der verschiedenen semantischen Deutungsmög- lichkeiten muß hier abgesehen werden.

Für den Bedingungscharakter des Imperativsatzes ist also offenbar das ange- nommene Verhalten des Angeredeten, das durch die Fortsetzung zum Aus- druck kommt und oft in bestimmten Formalgrößen konzentriert wird, von

entscheidender Bedeutung. Von diesen sind die Elemente *dann/denn/da* bzw. *so* auch nach Konditionalsätzen mit *wenn/falls*, sowie auch nach den sog. "konjunktionlosen Bedingungssätzen" gang und gäbe.¹¹ Folgende Beispiele können die Verwendung nach dem Imperativ veranschaulichen:

- (11) *Geb besser runter und schippe ein, dann werde ich die Winsch bedienen* (Traven Totenschiff, S. 145).
- (12) *Versuchen Sie einmal, vielleicht nur den Beginn – dann werden Sie selbst nicht mehr zurückkönnen* (Zweig Amok, S. 321).

Für *dann* haben die nördlichen Mundarten üblich *denn* (siehe oben Beispiel (2)), das Süddeutsche *na*, wie das folgende bairische Beispiel zeigt:

- (13) *Passen S' auf. I geb amal nein und red damit. Na wer' ma's scho sebg'n*" (Thoma, S. 795).

Bei *da* liegt es nicht immer fest, ob es als Variante von *dann* – die beiden werden in Mundart und Umgangssprache bekanntlich leicht vermengt – oder als Ortsangabe gemeint ist:

- (14) *So, Herr Hauptmann, nun schau se sich mal an, da kriegense Respekt vor sich* (Zuckmayer Hauptmann, S. 237).

Hier ist offenbar *da* = *dann*, während es im folgenden Beleg eher den Ort angibt, was aber nicht verhindert, daß eine Bedingung bezeichnet wird:

- (15) *Komm, mein Schöner, geb jetzt mal ein bißchen auf den Dachboden, da haste Freiheit* (Grass Hochwasser, S. 49).

Etwas seltener ist das ungefähr gleichwertige *so*:¹²

- (16) *Verkaufe, was du hast, und gib's den Armen, so wirst du einen Schatz im Himmel haben* (Dürrenmatt Es steht, S. 22).
- (17) *Degradiert mich nur, lustig drauflos, so bin ich zufrieden* (Dürrenmatt Es steht, S. 74).

Im ersten Beleg, der ein Bibelzitat ist, muß *so* als mit *dann* gleichbedeutend gelten, im zweiten erhält es durch Akzentuierung leicht etwas von der modalen Eigenbedeutung "auf diese Weise". Aber auch in modernen Belegen kann *so* durch *dann* klar substituierbar sein:

- (18) *Laß mir du was, damit ich wichtig bleibe, so sollst du deine Planstellen auch kriegen* (Gaiser Schlußball, S. 47).

Die Möglichkeit einer doppelten Interpretation von *da* und *so* deutet daraufhin, daß ein logisch zusammenfassendes Element nicht unentbehrlich für die Auslegung des Imperativs als Bedingung ist.

Dies wird weiter dadurch bestätigt, daß das häufigste Element, das den Imperativsatz mit dem folgenden Satz verbindet, keines von den oben behandelten, sondern das bereits im allerersten Mundartbeleg und im Boettcher/Sitta-Zitat vorkommende *und* ist:

- (19) *Also, paß auf: jetzt leg ihn mal in die Krippe, und du wirst sehen, er schreit!* (Fallada Kleiner, S. 203).

Damit sind wir bei unserer zweiten Fragestellung angelangt: Wie stehen die beiden Sätze zueinander, haben wir vor uns ein sog. Satzgefüge, mit Subordination des Imperativsatzes, oder eine sog. Satzverbindung mit Koordination der beiden Sätze?

In der traditionellen Grammatik wird der Konditionalsatz, sei er "konjunktionlos" oder durch *wenn/falls* eingeleitet, als subordiniert betrachtet¹³. Die häufige Verwendung des koordinierenden *und* deutet aber in unserem Fall auf eine Nebenstellung der beiden Sätze.

Das entscheidende Argument für die Ansetzung einer Nebenstellung ist, daß eine asyndetische Verbindung nicht ganz selten erscheint. Bereits im obigen Mundartbeispiel (4) war kein verbindendes oder zusammenfassendes Element vorhanden, es sei denn, daß das im zweiten Satz vorkommende *auch* so ausgelegt würde. Das Fehlen jedes Elementes dieser Art wird überzeugend durch die Fortsetzung des oben zitierten Fallada-Belegs bezeugt:

- (20) *Lämmchen, leg ihn in die Krippe. Bitte, tu mir den Gefallen, leg ihn mal rein. Du sollst sehen ...*

Und noch einmal an derselben Stelle:

- (21) *Und nun nimm ihn raus, du wirst sehen, er ist gleich wieder ruhig.*

Deutliche Bedingung liegt wohl auch vor in:

- (22) *Frag nur den Pfaffen, er wird dir sofort bestätigen* (Traven Totenschiff, S. 256).

Zu beachten ist in diesen Fällen mit Asyndese die modale Fügung in der Fortsetzung, einmal – wie auch beim obigen Fallada-Beleg mit *und* (19) – *werden* + Inf., einmal *sollen* + Inf. Dadurch erhält der Zweitsatz den Charakter einer Schlußfolgerung, und der Erstsatz im Imperativ wird zur Prämisse. Eine solche Modalfügung scheint somit entscheidend zu sein, wenn logisch zusammenfassende Elemente wie *dann* und *so* fehlen. Weitere Fälle, wo die Fügung

mit *werden* im Zweitsatz für die Auslegung von Belang zu sein scheint, sind:

- (23) ... überlege dir Kleine. Es wird dein Schaden nicht sein (Kirst Kleiner, S. 461);
- (24) Geben wir in den Garten – ich werde einen Strauß Rosen für dich schneiden, aber keine roten (ebd. 252)¹⁴;
- (25) Laß sie kommen, old Jim! Sie werden sich blutige Köpfe holen (Andres Der Knabe, S. 242);
- (26) Kommen Sie uns morgen wieder her, der Mendel wird Ihnen in-zwischen schon eppes auftreiben (Zweig Amok, S. 183).

Falls weder Modalfügung noch Elemente dieser Art vorhanden sind, sollte demnach der Imperativsatz doppeldeutig werden können, was sich in der Tat leicht durch ein Beispiel nachweisen läßt:

- (27) *Bleibt mal stehen, ich hole euch was* (Gaiser Schlußball, S. 44).

Hier fragt sich eben, ob dieses heißen m u ß : “Wenn ihr stehen bleibt, hole ich euch was – sonst nicht”. Es können auch zwei von einander unabhängige Aussagen sein, oder der Zweitsatz kann heißen: “Inzwischen hole i. e. w.”

Daß der Sinnzusammenhang und die potential-kompulsive Modalität des Verbums im Zweitsatz (mit etwa *mögen, müssen, sollen, werden*) und nicht in erster Linie die Zeitfolge Gegenwart – Zukunft entscheidend sein müssen, geht bereits aus dem obigen Beispiel (27) hervor, denn *ich hole euch was* ist bei beiden Deutungen Zukunft. – Ein kleines Experiment mit den folgenden zwei Sequenzen kann dies verdeutlichen:

A *Warte nur* B *Er kommt bald*. Ohne weitere Kontextelemente würde man bei einer Zusammenstellung dieser Sequenzen B kausal deuten: “denn er kommt bald”, wodurch A selbstverständlich nicht konditional sein kann. Ein Zweitsatz C, der ohne ein indizierendes Element wie *dann* aus A einen Konditionalsatz machen könnte, müßte etwa folgendermaßen zusammengesetzt sein: *Du sollst/wirst/magst sehen, er kommt bald*.

Aber gerade diese Unsicherheit spricht für Koordination der beiden Sätze. Denn an welchem Punkt sollte hier gegebenenfalls die Subordination anfangen? Es wäre sehr unbefriedigend, bei ein und derselben Satzkombination je nach der Auslegung einmal eine Unterordnung und einmal Nebenordnung annehmen zu müssen, wohlgermerkt: solange man diese Begriffe grammatisch faßt. Offenbar liegen hier grammatisch freistehende Aussagen vor, die inhaltlich aufeinander bezogen werden können.

Dagegen spricht eigentlich nur die Gewohnheit, Elemente wie die obigen *dann/da*, so als typische Korrelate für untergeordnete Sätze zu betrachten. Im letzten Jahrzehnt sind sie als obligatorische "Platzhalter" im generativen Prozeß bei der Erzeugung von solchen Sätzen betrachtet worden¹⁵. Daß solche "Platzhalter" bei grammatisch koordinierten Sätzen, also ohne Einbettung, nicht selten sind, beweisen Fälle wie:

- (28) *Kat kennt die Art, Pferdefleisch weichzubraten. Es darf nicht gleich in die Pfanne, dann wird es hart* (Remarque Westen, S. 34).
- (29) *Es kann nicht jeder kommandieren und nicht jeder machen, was er will. Dann wird einer nach dem anderen abgeschlachtet, und keiner bleibt übrig* (Traven General, S. 48).

Ob man mit den TG-Grammatikern in einem solchen Fall die Lösung in der Tiefenstruktur suchen will, wo sich unschwer ein *wenn* bzw. *falls*-Satz unterbringen läßt, der dann auf der Oberfläche getilgt wird, oder ob man einfach beim Sprechenden voraussetzt, daß er den im Erstsatz angedeuteten Fall vorwegnimmt, muß einem als Ansichtssache oder höchstens als eine Frage der Beschreibung erscheinen. Am besten faßt man hier das Element *dann* als Indikator für einen unterdrückten oder nicht erzeugten Satz mit *wenn* oder *falls*, also in den obigen Beispielen *dann* = "wenn es in die Pfanne kommt" bzw. = "wenn jeder kommandiert und (jeder) macht, was er will". – Entsprechendes läßt sich für *dann* wie wohl meist auch für *so* nach dem Imperativ-Sätzen präsupponieren und dort ebenfalls für die Elemente *sonst/oder/anders*, z.B. bei Beleg (8): ... "ich falle – wenn du uns nicht wegläßt – um". – Bei einer Satzfolge ohne solchen Indikator mit oder ohne *und* genügt die Modalität des Zweitsatzes, um Bedingung oder Prämisse zu indizieren.

Interessant ist dagegen, daß auf der Oberfläche ein Imperativsatz und Konjunktionalsatz mit *wenn* zur selben Zeit vorkommen können, ohne daß sie sich gegenseitig überflüssig machen, wie im folgenden Mundartbeispiel:

- (30) *Nu denk di awer mal, wenn du son lüttje Froot best! Du warst di sül'm nich erkennen* (Schurek Pott, S. 15).

Beim Aussagesatz wie auch beim Imperativsatz als Erstsatz ergibt sich daher als die beste Lösung, eine Koordination anzusetzen, die, weil die beiden Äußerungen zueinander in Beziehung gebracht werden wie Bedingung und Folge bzw. Prämisse und Folgerung, ähnlich wie wir es bei den subordinierten Konditionalsätzen gewohnt sind, als "verkappte" Koordination

(Nebenstellung, Parataxe) bezeichnet werden kann. Befehlender Inhalt des Erstsatzes scheint ihn für eine solche Verwendung besonders geeignet zu machen. Logisch zusammenfassende Elemente und/oder Modalfügung im Zweitsatz treten verdeutlichend hinzu.

Daß subordinierte und koordinierte Sätze synonym sein können, ist kein sprachlicher Sonderfall. Eigentlich entspricht es dem bekannten Bedeutungszusammenfall des durch *weil* eingeleitenden Kausalsatzes mit dem Satz, der durch *denn* koordiniert wird, nur mit dem Unterschied, daß dies *denn* begründende Funktion hat. Aber auch ohne diese Konjunktion kann das Kausalverhältnis klar hervorgehen:

(31) *Er konnte nicht kommen; er war krank.*

Der obige Lösungsvorschlag erlaubt auch gewisse Rückschlüsse auf den am Anfang erwähnten "konjunktionslosen Bedingungssatz", der in der Diachronie mit großer Wahrscheinlichkeit auf einen Fragesatz (der als bejaht vorausgesetzt wird) zurückgeführt wurde. Als illustrierendes Beispiel für die Vorstufe dieser Konstruktion kann folgender Notker-Beleg gelten:

(32) *Wile du in ambabte skinen? So muost tu flehon den gebenten*
(I, 175, 3; hrsg. Sehrt u. Starck)

In den grammatischen Darstellungen ist dieser Typ – im Gegensatz zum obigen Imperativsatz – so oft behandelt worden, daß er ganz allgemein als "Nebensatz" ins Bewußtsein aufgenommen worden ist. Ein Grund dafür ist wohl, daß, vermutlich in Analogie mit dem Konjunktionalsatzgefüge, der Zweitsatz Spitzenstellung des Verbs erhalten hat, was beiden Sätzen die ihnen eigentümliche Parallelität der Gliedfolge verleiht. – Daß aber die obenerwähnte Vorstufe nicht ganz überwunden ist und daß Altes und Neues wie so oft auch in diesem Fall nebeneinander bestehen, beweist ein Fall wie dieser:

(33) *Ich schicke Ihnen Karten für die nächste Premiere. Haben Sie eine Braut? Ich schicke Ihnen zwei Karten* (Fallada Kleiner 219).

Der Sprung von dieser Verbindung von Fragesatz und Aussagesatz zum heutigen "konjunktionslosen Nebensatz" ist nicht weit. Nur ist beim Zweitsatz im zweiten Fall die "Verkappung" auch auf die Formseite übergriffen. Zu bemerken ist, daß die Einsetzung eines Elements wie *dann* oder *so* völligen Zusammenfall bewirkt, wenn man vom möglichen Unterschied in bezug auf Satzton und Pause absieht:

(34) *Haben Sie eine Braut, dann schicke ich Ihnen zwei Karten.*

Der Imperativ als Ausdruck für Bedingung im oben festgestellten Sinne ist auch keine neue Erscheinung und nicht auf das Deutsche beschränkt. Nach dem Sprachgebrauch in den heutigen germanischen Sprachen scheint sie gemeingermanisch zu sein, und auf älteren Sprachstufen ist sie ebenfalls belegt. Ein geeigneter Ausgangspunkt dafür ist aus meinem Material folgende Stelle bei Wulfila:

- (35) *uswairp faurþis þamma anza us augin þeinamma, jah þan gaumjais uswairpan gramsta þamma in augin broþrs þeinis* (Luk. 6, 42)¹⁶.

Auch die griechische Vorlage hat hier Imperativ im Erstsatz, im Zweitsatz Futurum.

Diese Wulfilastelle hat also anscheinend die Merkmale der oben behandelten deutschen Ausdrucksweise. Allerdings hat Luther die griechische Vorlage anders gedeutet und dementsprechend anders übersetzt: *Zeuch zuor den Balken aus deinem Auge, und besihe denn, das du den Splitter aus deines bruders auge ziebest*. (Luthers Werke, Sonderband 6, Weimar 1929, S. 238, Text von 1546; 1522 kennt nur belanglose orthographische Abweichungen). Luther hat offenbar das griech. bzw. lat. Futurum als eine Befehlsform ausgelegt, die dem Imperativ gleichgeordnet wäre. Die deutschsprachigen Bibeln, die der Luthertradition folgen, sind ihm bei dieser Wiedergabe treu geblieben¹⁷.

Bereits die vorlutherischen Übersetzungen haben die erste Verbalform mit Imperativ, die zweite mit Präsens wiedergegeben, wobei das Zeitelement an der Futurform der Vorlage durch die Aktionsart von *sehen* wohl ausreichend gewahrt wird, dagegen aber kein ev. modaler Nebensinn zum Ausdruck kommt: *zñ dem ersten wirfft auz den tram von dein augen: und denn (Sa dann) sichstu das du fñrst den agen von dem augen deins brñders*¹⁸.

Die späteren Übersetzungen, die nicht in der lutherischen Tradition stecken, lassen, ähnlich wie in der oben behandelten deutschen Ausdrucksweise, ein potential-modales Element zum Vorschein kommen: *zieh zuerst den Balken aus deinem Auge; dann magst du sehen, daß du den Splitter im Auge deines Bruders herausziehst* (Aschaffenburg 1962, übersetzt v. J. Kürzinger); ähnlich die Zwinglibibel: *ziehe zuerst den Balken aus deinem Auge, und dann magst du zusehen, daß ...*; und eine moderne niederdeutsche Bibel: *Erst treck mal den Balk ut din eegen Og, und denn magst du toseihn, wodenni du den Splint ut dem Broder sin Og rutkriegst* (übersetzt v. J. Jessen, Göttingen 1962). – Interessant an diesen sich recht nahestehenden Varianten ist, daß manchmal beide verbindende Elemente *und* wie auch *dann* erhalten bleiben wie im Go-

tischen, manchmal nur *dann*. Es sieht fast danach aus, als wäre im gotischen Text – in Übereinstimmung mit der Vorlage – sowohl das grammatisch koordinierende *und* als auch das semantisch subordinierende *dann* vorhanden, während im modernen Deutsch, wie oben gezeigt wurde, nur eins von beiden vorkommt. Die Übersetzer, die nur das eine Element behalten, wählen das deutlichere *dann*, aber eine Wiedergabe mit nur *und* wäre auch sinnvoll: *ziehe zuerst ..., und du magst sehen*.

Daß die Stelle bei Wulfila trotz der wortwörtlichen Wiedergabe an dem Sprachgefühl des Goten keinen Zwang ausgeübt zu haben braucht, davon überzeugt die Tatsache, daß sie sich in den Sprachgebrauch des heutigen Deutsch unschwer einfügen läßt. Ebenfalls ist die Stelle auch in anderen germ. Sprachen entsprechend wiedergegeben¹⁹, und in allen diesen Sprachen ist die Fügungsweise geläufig.

Dies besagt aber nicht, daß eine derartige Verwendung des Imperativs ein typisches Merkmal des Germanischen wäre; von den auß germanischen Sprachen ist sie jedenfalls im Russischen leicht feststellbar. Die betreffende Lukasstelle lautet in der russischen Bibel (1876): *vyn' prežde brevno iz tvoego glaza, i togda uvidiš', kak vynut' suček iz glaza brata tvoego*.

Der Erstsatz hat auch hier den Imperativ und der Zweitsatz perfektives Futur, das im Russischen oft modale Bedeutung hat. Ein freies Beispiel mit der besonderen Futurform im Zweitsatz findet sich z.B. in einem russischen Kinderreim: *Ladno, ladno, detki, – dajte tol'ko srok: budet vam i belka, budet i svistok*. (“Gut, gut, Kinderchen, gebt nur Zeit, [und] ihr sollt Flöte und Eichhörnchen bekommen”)²⁰.

Die obige Behandlung der gotischen Wiedergabe hat gleichzeitig erwiesen, daß die Ausdrucksweise dem Griechischen bekannt gewesen sein muß²¹.

Es ergibt sich also als Gesamteindruck, daß die infragestehende Verwendung des Imperativs eine vielverzweigte und weitverbreitete Erscheinung ist. Inwiefern sie damit als eine der neuerdings sehr gesuchten Universalien zu betrachten ist, hängt davon ab, wie man diesen Begriff definieren will²².

Es bliebe des weiteren zu untersuchen, ob die entsprechende Verwendung der übrigen voluntativen Ausdrücke, die im Deutschen ebenfalls geläufig ist, eine ähnliche Verbreitung hat.

Anmerkungen

- 1 Verf. Studien zum deutschen Futur, Bergen/Oslo 1962, S. 144. – Dieser Tatsache wurde nach wie vor wenig Beachtung geschenkt, obwohl die damit offenbar verwandte Erscheinung beim Verhältnis zwischen dem sog. "Irrealis" bzw. "Konditionalis" und dem Konditionalsatz seit jeher in den meisten grammatischen Darstellungen eingehend behandelt wurde, z.B. Duden-Grammatik (1966), S. 578 ff. – J. Erben, Deutsche Grammatik, S. 109, Anm. I 409, weist allerdings auf einen "Vorspann" mit einem Verb für Vermutung, der mit dem in den obigen "Studien", als Inf. II bezeichneten Satztyp identisch ist, hin. Daß aber ein Konditional- (oder Kausal-)Satz einen ebenso häufigen "Vorspann" für einen Satz mit *werden* + Inf. bildet, läßt sich leicht an einem beliebigen schriftlichen oder mündlichen Dialog bzw. irgendeiner Erzählung im Präsens feststellen.
- 2 Ein weiterer von mir a.a.O. mit einbezogener Typ, der semantisch als "Konditionalsatz" gedeutet werden kann, ist der sog. "unbestimmte" oder "verallgemeinernde" Relativsatz, der wohl auch gelegentlich von anderen erwähnt wurde, aber eine eingehendere Untersuchung verdient hätte: *Aber wer sich, wie ich, mit diesen Problemen befassen mußte, der wird sehr schnell erkennen ...* ("wenn einer ..., wird er ..."; Kirst Keiner, S. 432). – Außerdem wird die Präp.-Fügung mit *ohne* in diesem Zusammenhang mit Recht erwähnt (z.B. Duden-Grammatik, 1966, S. 578). Als etwas verfehlt muß dagegen erscheinen, wenn einige das einfache *sonst* als Ausdruck für Bedingung betrachten (wie z.B. P. Jørgensen, Tysk Grammatik III, Kph. 1964, S. 74). Dieses *sonst* kann wohl eigentlich nur auf einen Satzinhalt hinweisen, der dadurch als (negative) Bedingung herausgestellt wird.
- 3 Im Jahre 1968 habe ich einen Schüler, Erling Midtdal, seine Examensarbeit darüber schreiben lassen. Dieser Arbeit (E.M.: Voluntative betingelseskonstruksjoner i moderne tysk; maschinenschriftlich an der Universitätsbibliothek Oslo), die auch die entsprechende Verwendung des voluntativen Konjunktivs und der Modalverfügungen behandelt, sind einige der im folgenden zitierten Belege entnommen.
- 4 Blatz, F. Neuhochdeutsche Grammatik II, Karlsruhe ³1900, S. 1161 f., Anm. 17.
- 5 Wunderlich, H. u. H. Reis, Der deutsche Satzbau I, Stuttg./Berl. 1924, S. 327 ff.
- 6 Curme, G.O. A Grammar of the German Language. N.Y. ²1960, S. 580.
- 7 Boettcher, W. u. H. Sitta, Deutsche Grammatik III (Studienbücher zur Linguistik und Literaturwissenschaft 4), [Frankf. a.M. 1972], S. 170 f.
- 8 Erben, J. (wie o. Anm. 1), S. 295, Anm. II 281 bzw. S. 113, Anm. I 425.
- 9 Duden-Grammatik (1962), S. 319; (1966), S. 550.

- 10 Dies gilt sowohl bei einer streng philosophischen Definition des Begriffes als “ein Umstand, ohne den ein Causalverhältnis nicht statthaben, ein Ereignis nicht stattfinden kann” (R. Eisler, Wörterbuch der philosophischen Begriffe, Berl. 1904), als auch bei einer weiteren, aber linguistisch gesehen befriedigenderen Definition als “ein Sachverhalt ..., dessen Existenz Voraussetzung für die Existenz eines anderen Sachverhaltes ist, ohne diesen notwendig hervorzubringen” (Hartung, W.: Die bedingenden Konjunktionen der Gegenwartssprache, PBB (Halle) 86, 1964, S. 351 f.).
- 11 Dagegen sind die obigen *sonst*, *oder*, *anders* bei Sätzen dieser Art nicht möglich: *tu es (nicht)*, *sonst (anders) wird es dir (oder es wird dir) schlecht geben*; aber: **wenn/falls du es (nicht) tust/tust du es (nicht)*, *sonst (anders) wird es dir (oder es wird dir) schlecht geben*.
- 12 Nach dem Material E, Midtdals (oben Anm. 3) ist *so* besonders häufig in Sprichwörtern. Da es aber bei einigen heutigen Schriftstellern sogar öfter vorkommt als *dann*, kann es keineswegs als archaisierend gelten, vgl. W. Hartung (wie o. Anm. 10), S. 361 u. Anm. 2, der bei den *wenn*-Sätzen feststellt: “Die Wahl der einen oder anderen Einleitung ist beliebig Allerdings dürfte in der Umgangssprache *dann* bei weitem überwiegen.”
- 13 Vgl. Dal, J.: Kurze deutsche Syntax, Tüb. 1962, S. 187 ff. – So auszulegen ist wohl auch bei W. Hartung (wie o. Anm. 10), S. 385 die Gleichsetzung der konjunktionlosen Sätze mit 3 von 4 Typen der *wenn*-Sätze.
- 14 *Geben wir* ist formal nicht als Imperativ zu fassen, wurde aber trotzdem in unsere kleine Beispielsammlung aufgenommen, weil es mit dem imperativischen Ausdruck mit *lassen* – z.B. in (7) – als synonym gilt; siehe J. Erben in PBB (Halle) 82 (Sonderband) 1961, S. 461 ff.
- 15 Vgl. Hartung, W.: Die zusammengesetzten Sätze des Deutschen, Studia Grammatica IV, Berlin 1964, S. 128 ff.
- 16 Vgl. Verf. Studien (wie o. Anm. 1), S. 17. – Eine weitere Stelle wäre: *hijats afar mis jab gatauja igkis vairpan nutans manne* (Mark. 1,17; Vorlage: $\delta\epsilon\upsilon\tau\epsilon \delta\pi\acute{\iota}\sigma\omega \mu\acute{\omicron}\upsilon \kappa\alpha\acute{\iota} \pi\omicron\iota\eta\sigma\omega$; Vulgata: *venite post me ... faciam ...*)
- 17 Stellvertretend sei hier die Stelle nach der Ausgabe Stuttg. 1961 zitiert: *zieh zuvor den Splitter aus deinem Auge und siehe dann zu, daß du den Splitter aus deines Bruders Auge ziehest*. – In einer Rezension der Studien (o. Anm. 1) hat I. Dal die gotische (und griechische?) Stelle auch so gedeutet: “*gaumjais*, das die griech. Futurform $\delta\iota\alpha\beta\lambda\acute{\epsilon}\psi\epsilon\iota\varsigma$ übersetzt, ist offenbar als Aufforderung empfunden worden und gewissermaßen dem vorhergehenden *uswairp* koordiniert” (PBB Tüb. 86, 1964, S. 162 u. Anm. 2; vgl. meine Entgegnung ebda. 87, 1965, S. 229).
- 18 Die erste deutsche Bibel, hrsg. W. Kurrelmeyer, Bibl. des litt. Vereins in Stuttg., B. 234, Tüb. 1904, S. 226.

- 19 English Bible (N.Y. 1901): *cast out first the beam out of thine own eye, and then shalt thou see clearly to cast out the mote that is in thy brother's eye*; Niederländisch (Staten Bijbel 1796): *doet erst den balck uyt uw' ooge, ende dan sult gy bezien om den splinter uyt te doen, die in uwes broeders ooge is*; Norwegisch (Bibelen 1962, rev. 1930): *dra først bjelken ut av ditt eget øie, så kan du se å dra ut splinten som er i din brors øie*; (Det Nye Testamente 1969): *Ta først bjelken ut av ditt eget øye, så ser du skarpt nok til å fjå rusket ut av din brors*; (Lukas skriver, 1972): *Ta først bjelken ut av ditt eget øye! Da vil du se klart og kan ta flisen ut av din broders øye*.
- 20 Zitiert nach Broch, O.: *Lærebok i russisk*, Oslo 1945, S. 37. — Zu der modalen Bedeutung der Futurformen siehe A.V. Iščenko, *Die russische Sprache der Gegenwart*, Halle 1968, S. 286 u. 615; vgl. *Modern Russian I*, N.Y./Chicago [o.J.], S. 230 f. — Der im obigen Beispiel bezeugte Ausdruck des Wartens im Erstsatz scheint allgemein gesehen besonders frequent zu sein, was folgende deutsche Mundartbelege (Grannas Ostpreußen) deutlich zur Schau tragen: *Na, wacht man, då ware di schon gäwe, wenn se tobus koame* (S. 86); *Na, wacht man, eck war di dat segge* (S. 105); *Na, wacht man, de Herr wart bool koame* (S. 115); *Wacht, du schlabbriget Oas, eck war di schon anfehre* (S. 146).
- 21 Die Vulgata-Vorlage Luthers bringt ebenfalls die entsprechenden Formen Imperativ im Erstsatz und Futurum im Zweitsatz: *eiice primum tabern de oculo tuo, et tunc perspicies, ut educas festucam de oculo fratris tui* (Luthers Werke, Sonderband 5, Weimar 1914, S. 555), vgl. auch Anm. 16. — Das Umgekehrte scheint im Hebräischen der Fall zu sein, denn im Alten Testament hat diese Sprache häufiger zwei Imperative hintereinander, von denen der erste als Bedingung, der zweite als Folgerung ausgelegt werden müssen; siehe W. Genesisius/E. Kautsch, *Hebrew Grammar*, hrsg. A.E. Cowly, Oxford 1963, S. 325; C. Brockelmann, *Hebräische Syntax*, Glückstadt 1956, S. 2; vgl. H. Birkeland, *Lærebok i hebraisk grammatikk*, Oslo 1950, S. 112 mit dem Beispiel: *zôṭ aśu wiḥeyū* ("Suchet mich, so werdet ihr leben"; Amos 5,4). — Inwiefern dies eine Eigenart des Semitischen spiegelt, entzieht sich meiner Kenntnis.
- 22 Zu dieser Frage siehe *Universals of Language*, MIT, Cambridge/London, S. 73 ff. und Beiträge von E. Coseriu, J.H. Greenberg, J. Kuryłowicz, H.-J. Seiler (mit dazugehörigen Bibliographien) am 11. Internationalen Linguistenkongreß, Bologna 1972.

Quellenverzeichnis

- Andres, S.: *Der Knabe im Brunnen*, München 1954. (Andres Der Knabe)
- Barack, M.: *Rheinschnoke*, Stuttgart o.J. (Barack Rheinschnoke)
- Brecht, B.: *Die Tage der Commune*. In: B.B., *Stücke X*, Berlin 1957. (Brecht Tage)

- Brinckmann, J.: Kasper-Ohm un ick, Hg. v. O. Weltzien, Leipzig o.J. (Brinckmann)
- Dürrenmatt, F.: Es steht geschrieben, Zürich 1959. (Dürrenmatt Es steht)
- Fallada, H.: Kleiner Herr – ganz groß, Berlin 1965. (Fallada Herr)
- Fallada, H.: Kleiner Mann – was nun? Hamburg 1962. (Fallada Kleiner)
- Gaiser, G.: Schlußball, München 1958. (Gaiser Schlußball)
- Grannas, G.: Plattdeutsche Volkserzählungen aus Ostpreußen, Marburg 1957. (Grannas Ostpreußen)
- Grass, G.: Hochwasser, Berlin 1963. (Grass Hochwasser)
- Kirst, H.H.: Keiner kommt davon, München 1957. (Kirst Keiner)
- Remarque, E.M.: Im Westen nichts Neues, Berlin 1960. (Remarque Westen)
- Schurek, P.: Pott will heiroden, Hamburg 1922. (Schurek Pott)
- Thoma, L.: Gesammelte Werke III, München 1924. (Thoma)
- Traven, B.: Ein General kommt aus dem Dschungel, Amsterdam 1940. (Traven General)
- Traven, B.: Das Totenschiff, Hamburg 1959. (Traven Totenschiff)
- Zuckmayer, C.: Der Hauptmann von Köpenick. In: Z.C., Gesammelte Werke, Frankfurt a.M. 1951. (Zuckmayer Hauptmann)
- Zweig, S.: Amok. Novellen einer Leidenschaft, Stockholm 1950. (Zweig Amok)

DAS REFLEXIVPRONOMEN:
EINE VARIANTE DES PERSONALPRONOMENS*

1. In allen Grammatiken, sei es, daß sie rein wissenschaftlich, pädagogisch oder popularisierend orientiert sind, wird das Reflexivpronomen explizit oder implizit als eine Subkategorie des Personalpronomens aufgefaßt. Es wird weiter semantisch oder auf formeller Grundlage definiert. Bei einer semantischen Definition heißt es dann gewöhnlich, das Reflexivpronomen diene dazu, das durch das Verb ausgedrückte Geschehen auf das Subjekt zu beziehen, m.a.W. es werde gebraucht, um die Rückbezüglichkeit von Objekt und Subjekt auszudrücken. Als logische Konsequenz ergibt sich hieraus die formell orientierte Definition: das Reflexivpronomen könne niemals im Nominativ, sondern nur in einer Objektsform auftreten (vgl. Duden 1965: § 511; Duden 1966: § 2620; Curme: § 142; Griesbach-Schulz: § D 100; Lyons: 361).

In einem früheren Aufsatz (Ley 1973) habe ich darauf hingewiesen, daß diese Definition der landläufigen Grammatik zu eng ist. Das Reflexivpronomen drückt nicht nur ein Rückbezüglichkeitsverhältnis zwischen Subjekt und Objekt aus, sondern u.U. auch zwischen Objekt und Objekt. Vgl.

- (1) *der Psychiater vertraute den schizophrenen Patienten wieder sich selbst an; er übergab ihn sich selbst; er schenkte ihn sich selbst zurück; die Bitte brachte den wilden Mann außer sich (Duden); wir überlassen die beiden am besten sich selbst (Duden); den Quotienten multipliziere man mit sich selbst (Duden); er verlängerte die Linie um sich selbst.*

Für einige dieser Sätze könnte man vielleicht vorschlagen, sie als komplexe Sätze zu betrachten, mit einem reduzierten Konstituentensatz: [*x ist er selbst*] (vgl. etwa: *wir überließen die beiden [die beiden waren sie selbst]*), so daß das

* Dieser Aufsatz erschien auch in der Zeitschrift "Leuvense Bijdragen" (1973) und wurde mit Genehmigung der Redaktion dieser Zeitschrift hier übernommen.

Reflexivpronomen sich letzten Endes doch noch auf ein Subjekt beziehen würde. Diese Lösung aber kann z.B. für die letzten Sätze nicht gelten, und für die übrigen Sätze ist sie auch mehr als problematisch.

Das Reflexivpronomen kann schließlich auch noch ein Rückbezüglichkeitsverhältnis zwischen Prädikativ und Subjekt ausdrücken, wie z.B. in nachstehenden Sätzen:

- (2) *er war er selbst nicht mehr; hier kann man noch rubig man selbst sein.*

Aus (2) ergibt sich dann die Schlußfolgerung, daß das Reflexivpronomen gegebenenfalls im Nominativ auftreten kann und somit kein defektives Paradigma aufweist, wie von allen Grammatiken auch immer wieder, aufgrund einer zu eng gefaßten semantischen Definition, vorausgesetzt werden mußte. Wenn wir für das Reflexivpronomen ein vollständiges Paradigma ansetzen dürfen, bedeutet das natürlich auch eine Vereinfachung der Grammatik.

Vorläufig scheint es also wohl am besten, wenn man das Reflexivpronomen eher syntaktisch definiert, und zwar als das Pronomen, das auftritt bei Pronominalisierung einer Nominalphrase, die koreferentiell ist mit einer im selben Teilsatz vorhergehenden Nominalphrase. Schematisch also:

- (3) [...NP¹ ...NP¹ ...]_S

Die Art und Funktion der vorhergehenden NP soll also im allgemeinen nicht eingeschränkt werden. Nur bei einer Subkategorie von Verben, den obligatorisch reflexiven Verben nämlich (Typus *sich beeilen*, *sich schämen*) gilt die Restriktion, daß das Reflexivpronomen sich ausschließlich auf das Subjekt zurückbezieht.¹

Die in (3) vorgeschlagene Definition des Reflexivpronomens beseitigt noch nicht alle Probleme. Der Begriff der (Ko-)Referentialität sollte noch näher umschrieben und gedeutet werden, und auch das Prinzip, daß die Reflexivierung sich im Deutschen zyklisch im Rahmen des einfachen Satzes vollzieht, kann nicht uneingeschränkt gelten. Auf diese Probleme kann hier nicht eingegangen werden.²

2. Wie steht es nun mit der Auffassung, das Reflexivpronomen sei eine Variante, eine Subklasse des Personalpronomens, einer Auffassung, die ohne weitere Rechtfertigung explizit oder implizit von allen Grammatiken vertreten wird? Um zu einer richtigen Einschätzung dieser Auffassung zu kommen,

betrachte man zunächst nachstehende Beispielsätze:

- (4) a. *der Mann war kaum noch er selbst*
a' *der Mann liebte nur sich selbst*
b. *er war kaum noch er selbst*
b' *er liebte nur sich selbst*
c. *man ist hier noch immer man selbst*
c' *man liebt hier nur sich selbst*
d. *dieser hier ist noch immer er selbst*
d' *dieser hier liebt nur sich selbst*
e. *derjenige ist noch er selbst, der ...*
e' *derjenige liebt nur sich selbst, der ...*
f. *ein/der Mann, der noch er selbst ist, ...*
f' *ein/der Mann, der nur sich selbst liebt, ...*
g. *wer ist hier noch er selbst?*
g' *wer liebt hier nur sich selbst?*
h. *kaum jemand ist hier noch er selbst*
h' *kaum jemand liebt nicht sich selbst*
i. *jedermann hier ist noch er selbst*
i' *jedermann liebt auch sich selbst*

Aus diesen und anderen leicht hinzuzudenkenden Sätzen wird ersichtlich, daß das Paradigma des Reflexivpronomens 3. Person Mask. im Deutschen folgendermaßen aussieht:

- | | | |
|----------------------|------|----------------------|
| (5) <i>er selbst</i> | bzw. | <i>man selbst</i> |
| <i>seiner selbst</i> | | <i>seiner selbst</i> |
| <i>sich selbst</i> | | <i>sich selbst</i> |
| <i>sich selbst</i> | | <i>sich selbst</i> |

Man sieht sich jetzt vor folgende Probleme gestellt. Berechtigt das Doppelparadigma unter (5), wo man doch neben *er selbst* auch *man selbst* antrifft, noch zur Auffassung, das Reflexivpronomen sei eine Subkategorie des Personalpronomens? Und wird diese Auffassung nicht noch problematischer angesichts der Sätze unter (4), wo man doch feststellen muß, daß die Formen *er selbst/sich selbst* nicht nur ein antezedierendes Personalpronomen, sondern jede Art von antezedierenden Nomina oder Pronomina (mit Ausnahme von *man*) reflexivieren, so daß eigentlich die Schlußfolgerung nahe liegen müßte, das Reflexivpronomen sei funktionsmäßig eine Variante jedes Nomens bzw. Pronomens. Formell und funktionell ist es also nicht ohne

weiteres deutlich, wieso das Reflexivpronomen eigentlich als eine Subkategorie des Personalpronomens zu betrachten wäre. Wenn die traditionelle Grammatik dies trotzdem immer getan hat, welche impliziten Gründe kann sie dafür gehabt haben?

Ausschlaggebend für die traditionelle Eingliederung des Reflexivpronomens in die Kategorie des Personalpronomens ist offenbar wohl der formelle Standpunkt gewesen. Das Reflexivpronomen 1.2.3. Person weist bekanntlich zu einem überwiegenden Teil die Formen des Personalpronomens auf, eventuell verstärkt mit der Partikel *selbst/selber*. In den Mundarten, die das Pronomen *man* und die Reflexivform *sich* nicht kennen, ist der Zusammenfall von Personal- und Reflexivpronomen sogar vollständig (stets noch abgesehen von der evtl. Markierung mit *selbst/selber*). Bei einer synchronen Betrachtung der Gegenwartssprache aber kann man, wie gesagt, formelle Kriterien nicht uneingeschränkt gelten lassen, um die Eingliederung des Reflexivpronomens in die Kategorie des Personalpronomens zu rechtfertigen. Zu viele Formen sind abweichend. Übrigens müßte der formelle Standpunkt eigentlich einzelsprachlich bedingt sein. Im Russischen z.B. gilt die Form *sebjä* (vgl. lat. *sibi*) als einzige Reflexivform, sowohl für die 1. und 2. wie für die 3. Person. Obwohl es in seinem Stammorphem formell vom Personalpronomen durchaus verschieden ist,³ wird das russische *sebjä* trotzdem in den meisten Handbüchern zur Kategorie des Personalpronomens gerechnet! Aus welchen Gründen, fragt man sich! Und schließlich sollte man auch noch bedenken, daß, wenn man bei der Klassifizierung des Reflexivpronomens schon formelle Kriterien gelten läßt, man solche Kriterien auch bei den anderen Pronomina gelten lassen sollte. Man sähe sich also veranlaßt, das interrogative und das relative *wer*, das demonstrative und das relative *der* gleichzuschalten und als distributionsmäßig differenzierte Subkategorien oder Varianten voneinander zu betrachten. Aber zu dieser äußersten Konsequenz ist die traditionelle Grammatik nicht gelangt. Die Pronomina hat sie größtenteils semantisch-funktionell definiert; beim Reflexivpronomen hat sie aber offenbar ausschließlich formelle Kriterien walten lassen. Zusammenfassend kann man also sagen, daß das Reflexivpronomen sich formell nicht einwandfrei dem Personalpronomen zuordnen läßt. Bei einer solchen Zuordnung wird außerdem der funktionelle Aspekt des Reflexivpronomens völlig außer acht gelassen.

Eine strukturalistische oder funktionalistische Oberflächengrammatik hätte sich wahrscheinlich vor folgende Alternative gestellt gesehen. Entweder verzeichnet man für jedes Nomen und Pronomen eine nicht-reflexive und eine

reflexive Variante, etwa wie in (6a), oder man behandelt das Reflexivpronomen als eine pronominale Klasse für sich, die dann allgemein reflexivisch auftritt, etwa wie in (6b).

(6a)

	[-reflexiv]	[+reflexiv]
Personal	<i>er</i>	<i>er selbst/ sich (selbst)</i>
Demonstr.	<i>dieser</i>	” ”
Interrog.	<i>wer</i>	” ”
Relativ	<i>der</i>	” ”
Indefinit	<i>jemand</i>	” ”
	<i>man</i>	<i>man selbst/sich (selbst)</i>

(6b)

Pr o n o m e n :

- Personal
- Demonstrativ
- Interrogativ
- Relativ
- Indefinit
- Reflexiv $\begin{cases} \rightarrow & \textit{er selbst/sich (selbst)} \\ \rightarrow & \textit{man selbst/sich (selbst)} \end{cases}$

Aber auch jetzt sieht man sich vor unüberwindliche Schwierigkeiten gestellt. System (6b) aber vor allem System (6a) würde eine ungeheure Komplizierung und Belastung der Grammatik bedeuten, indem man nämlich für jedes Nomen oder Pronomen eine reflexive Variante vorsehen müßte. Die Systeme (6a-b) würden auch deshalb nicht befriedigen, weil sie den schließlich nicht zu verkennenden formellen Zusammenhang zwischen Reflexiv- und Personalpronomen unerklärt ließen. Es kann kein Zufall sein, daß die Sprachen – so weit mir bekannt ist – nie ein formell unabhängiges System von reflexiven und nicht-reflexiven Kasusformen beim Nomen und Pronomen entwickeln. Im Gegenteil, so weit die Reflexivform eine pronominale ist, hängt sie meistens mit dem Personalpronomen formell engstens zusammen. Dies muß seine Gründe haben. – Schließlich lassen die Systeme (6a-b) auch die Tatsache unerklärt, warum das Reflexivsystem im Deutschen und in anderen Sprachen das in (5) skizzierte Doppelparadigma aufweist (*er selbst ~ man selbst*).

Wie man sieht: eine Grammatik, die nur mit einer Oberflächenstruktur der Sprache rechnet, steht im Bereich der Reflexivpronomina schon rein deskriptiv vor einer komplizierten und explanativ sogar vor einer unmöglichen Aufgabe. In keinerlei Richtung lassen sich die Probleme einwandfrei lösen.

3. Ein wichtiger, aber auffallenderweise bis jetzt immer vernachlässigter Aspekt der Problematik im Zusammenhang mit dem Reflexivpronomen ist m.E. folgender: wie jedes anaphorische Element setzt auch das Reflexivpronomen per definitionem ein koreferentielles und also irgendwie (semantisch) gleichwertiges Antezedens voraus.⁴ Diese Prämisse einer Gleichwertigkeit zwischen Antezedens und Anapher dürfte sogar noch stringenter sein im Fall des Reflexivpronomens als sonst, weil die Rückbezüglichkeit in diesem Fall auch am striktesten ist (sonstige Anaphern deuten tiefenstrukturell u.U. nicht nur rückwärts, sondern auch vorwärts⁵; sie nehmen vorhergehende Elemente eventuell nur teilweise wieder auf). Wenn die traditionelle Grammatik das Reflexivpronomen dem Personalpronomen zuordnete, stand sie also vor dem (zwar nie explizit gestellten) Problem, wieso ein Reflexivpronomen als Variante des Personalpronomens in Sätzen wie (4a, d-i) einem offenbar ungleichwertigen Antezedens gegenüberstehen könne. Hätte sie aber das Reflexivpronomen nicht dem Personalpronomen, sondern jedem Nomen oder Pronomen als gleichwertige Variante zugeordnet (System 6a), so hätte auch diese Alternative zu erheblichen, ja sogar unüberwindlichen Schwierigkeiten geführt, wie oben gezeigt wurde. Für eine Oberflächengrammatik war einem Dilemma also nicht zu entgehen, wenn man wenigstens am Prinzip der Gleichwertigkeit festhalten wollte.

Zu welchen Einsichten und Lösungen hinsichtlich der hier zur Diskussion gestellten Problematik verhilft uns nun die Transformationsgrammatik? M.E. wird auch sie das Reflexivpronomen dem Personalpronomen zuordnen müssen. Im Gegensatz allerdings zur traditionellen Grammatik wird die TG, dank ihrer Unterscheidung von Tiefen- und Oberflächenstruktur, den Status des Reflexivpronomens als den eines Personalpronomens explanativ verantworten können.

Im folgenden wird zunächst das negative Argument angeführt, daß das Reflexivpronomen unmöglich die Variante eines jeden Pronomens (vgl. 6a) sein kann. Es wird sodann in positivem Sinne dargelegt, daß das Reflexivpronomen eine Variante des Personalpronomens ist und als solche tatsächlich auf irgendeiner Stufe der Ableitung einem irgendwie gleichwertigen Antezedens gegenüber steht.

3.1. Zunächst ist es deutlich, daß das Reflexivpronomen nicht jedem beliebigen Pronomen als Reflexivvariante zugeordnet werden kann, auch wenn es in der Oberflächenstruktur jedes beliebige Pronomen zum Antezedens haben kann. Wenn in den Sätzen (4i-i'), die hier als (7a-b) wiederholt werden

- (7) a. *jedermann ist hier noch er selbst*
b. *jedermann liebt auch sich selbst*

die reflexivischen Elemente *er selbst*, *sich selbst* nur die reflexiv bedingten Varianten des sog. Indefinitpronomens *jedermann* wären, müßten die Sätze (7a-b) tiefenstrukturell und semantisch den Sätzen (8a-b) entsprechen

- (8) a. *jedermann ist hier noch jedermann*
b. *jedermann liebt auch jedermann*

Dies ist aber offensichtlich nicht der Fall (und es ist nicht das erste Mal, daß die neuere linguistische Forschung darauf hinweist). Die Sätze unter (7) und (8) sind semantisch und somit tiefenstrukturell völlig verschieden. Das Reflexivpronomen in (7) weist nicht die Merkmale von *jedermann* auf; es kann also auch nicht als die koreferentiell bedingte Variante dieses Pronomens betrachtet werden.

3.2. Der These, daß das Reflexivpronomen als Variante des Personalpronomens einem gleichwertigen Antezedens gegenübersteht, stehen keine Schwierigkeiten entgegen, was die Sätze (4b-b') betrifft. In diesen Sätzen weisen Reflexivpronomen und Antezedens tatsächlich das Paradigma von *er* auf.

Eine Gleichwertigkeit schlechthin ist selbstverständlich auch vorhanden in den Sätzen (4c-c'), in denen Antezedens und Reflexivpronomen dem Paradigma von *man* angehören. Die Frage, die sich hier aber stellt, ist natürlich die, ob und wie man das Reflexivpronomen hier noch als Variante des Personalpronomens auffassen kann. Das Problem löst sich, wenn man annimmt, daß das sog. Indefinitpronomen *man* eigentlich ein Personalpronomen ist. Für diese Annahme lassen sich tatsächlich auch unabhängig von der hier behandelten Problematik Gründe geltend machen und z.B. folgende:

Wie die definiten Nomina und die Personalpronomen *man* kennzeichnet sich durch die Spitzenstellung im Satz, wo die indefiniten Nomina und das Indefinitpronomen hingegen mehr zum Satzende tendieren und sich in der Spitzenstellung durch ein expletives, semantisch-leeres *es* vertreten lassen; vgl.

- (9) a. *der Mann stand vor der Tür / (es stand der Mann) ...*
 a.' *er stand vor der Tür / *es stand er ...*
 a.'' *man stand vor der Tür / *es stand man ...*
 b. *es stand ein Mann vor der Tür*
 b.' *es stand jemand vor der Tür*

Tatsache ist weiter auch, daß *man* mit den Personalpronomina konkurriert und übrigens historisch und mundartlich manchmal nicht vorhanden ist. Vgl.

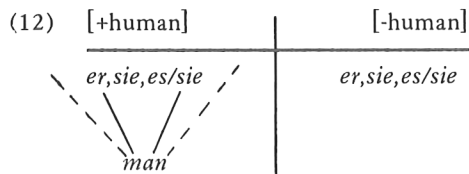
- (10) *man weiß ja nie/ du weißt ja nie / wir .../ sie ...*

Im Französischen kann *on* sogar alle Personalpronomina vertreten. Ein Satz wie z.B. *on va voir* kann stellvertretend sein für *je vais voir, tu vas voir, il/elle va voir, nous allons voir, vous allez voir, ils/elles vont voir* (siehe auch Muller 1970).⁶

Wenn man nun feststellen muß, daß *man* als einziges Pronomen neben den sog. Personalpronomina ein reflexives Paradigma aufweist (siehe (5)!), so ist das ein zusätzliches Argument, um *man* tatsächlich auch zur Kategorie der Personalpronomina zu rechnen. Auffällig in dieser Hinsicht ist übrigens auch, daß das Englische im Bereich der Reflexivformen ebenfalls über zwei und nur zwei Paradigmata verfügt, und zwar ein Paradigma, das sich auf das sog. Indefinitum *one* gründet neben einem solchen, dessen formelle Grundlage das traditionelle Personalpronomen ist. Vgl.

- (11) a. *he was no longer himself; he washes himself*
 b. *one has to be oneself; one has to wash oneself*

Es fragt sich nun nur noch: wenn *man* ein Personalpronomen ist, wie verhält es sich dann merkmalmäßig zu den anderen Personalpronomina der 3. Person (*er, sie, es/sie*)? Ohne daß auf das Problem tiefer eingegangen wird, darf hier wahrscheinlich wohl angenommen werden, daß *man* numerus- und genusin-different ist.⁷ Außerdem weist es normalerweise das Merkmal [+ human] auf. Schematisch würde das also folgende Verhältnisse für das Personalpronomen 3. Person ergeben:



Die Strichlinien sollten andeuten, daß *man* tatsächlich mit mehr als mit dem Pers.Pron. 3. Person konkurrieren kann. Wie das französische Beispiel zeigte, kann es u.U. mit allen übrigen Personalpronomina konkurrieren.

Die Annahme, daß *man* ein Personalpronomen ist, vereinfacht die Grammatik und generalisiert einige Phänomene. Es kann nun z.B. ohne weiteres behauptet werden, daß die Paradigmata des Reflexivpronomens im Deutschen (vgl. (5)) und den anderen germanischen Sprachen grundsätzlich denen des Personalpronomens entsprechen. Und auch die These, daß das Reflexivpronomen als Variante des Personalpronomens einem gleichwertigen Antezedens gegenübersteht, läßt sich nun angesichts der Sätze (4c-c') aufrechterhalten.

3.3. Diese These läßt sich auch da aufrechterhalten, wo ein Nomen dem Reflexivpronomen antezediert, wie in (4a-a'). Folgendes sollte dann allerdings vorausgeschickt werden:

(a) Das Personalpronomen (*er, ..., man*) hat das Merkmal [+definit]. – Der definite Charakter des Personalpronomens ist übrigens von der jüngsten Forschung indirekt vorausgesetzt worden, indem man nämlich versucht hat, das Personalpronomen und den definiten Artikel aus einer gemeinsamen Basisstruktur abzuleiten (Postal 1969, b möchte das Personalpronomen aus dem definiten Artikel ableiten; Sommerstein 1972 hingegen schlägt vor, den definiten Artikel aus einer pronominalen Basis zu erzeugen).⁸

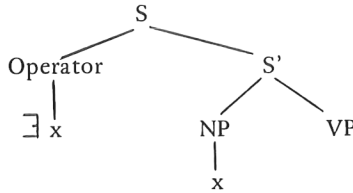
(b) Das vorausgesetzte Prinzip der Gleichwertigkeit von Antezedens und Reflexivpronomen sollte minimal bedeuten, daß das Reflexivpronomen vom Antezedens nicht distinkt sein darf, in dem Sinne, daß das Reflexivpronomen, wie übrigens das anaphorische Personalpronomen im allgemeinen auch, dem Antezedens gegenüber eventuell zwar weniger (d.h. nicht spezifizierte) Merkmale, aber gewiß keine ungleichwertigen Merkmale enthalten darf. Also kann zwar die Merkmalmenge (13), aber nicht die Merkmalmenge (14), die Merkmalmenge (15) (reflexivisch) pronominalisieren:

(13) [+a, +b, Oc, Od]

(14) [-a, +b, Oc, Od]

(15) [+a, +b, +c, -d]

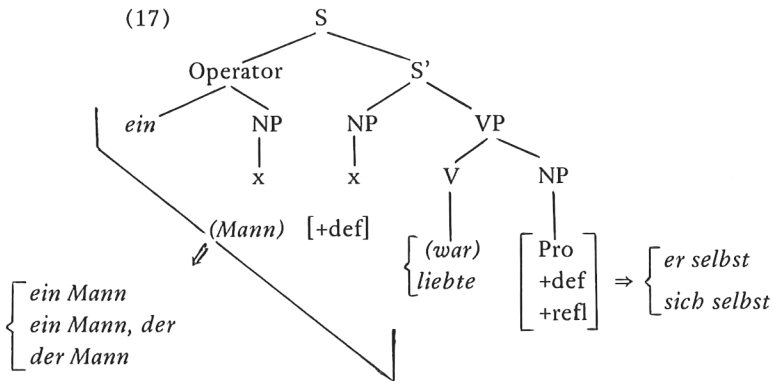
- (c) Wenn man ein Nomen x auf die Weise eines Operators (Quantors) einführt, so hat x im abhängigen Satz S' als [+definit] zu gelten. Im Schema



macht das höhere x das niedrige definit, ungefähr in einer Weise wie auch kontextuell jedes vorerwähnte Nomen ein weiterführendes Pronomen definit macht. Vgl.

- (16) a. *es stand e i n M a n n vor der Tür; e r war alt*
 b. *d e r M a n n stand vor der Tür; e r war alt*

Wenn diese Voraussetzungen zutreffen, ergibt sich hieraus die Schlußfolgerung, daß das Reflexivpronomen als Variante des Personalpronomens einem antezedierenden Nomen tatsächlich gleichwertig gegenübersteht. Betrachten wir das Ableitungsschema (17), das die Basisstruktur für die Sätze (4a-a') angibt:



Die Subjekts-NP in S' hat, wie soeben erörtert, als definit zu gelten. Dann hat aber auch die koreferentielle und rückbezügliche NP in VP als definit zu gelten, d.h. das sich aus [Pro- x] ergebende Reflexivpronomen ist eine Variante

des Personalpronomens, von dem wir tatsächlich angenommen haben, daß es das Merkmal [+def] aufweist (das Reflexivpronomen kann dann nicht die Variante anderer Pronomina sein, weil andere Pronomina irgendwie, z.B. interrogativ, spezifiziert oder markiert sind und ein vorhergehendes definites x generell also nicht pronominalisieren können). – Andererseits kann das definite Reflexivpronomen das vorhergehende, definite aber sonst semantisch "reichere" x (*Mann*) mengentheoretisch ohne weiteres pronominalisieren, und zwar aufgrund der obengenannten Voraussetzung (b): das Reflexivum verhält sich dem antezedierenden x (*Mann*) gegenüber wie die Merkmalmenge (13) gegenüber der Merkmalmenge (15).⁹

Die in (17) grob skizzierte Tiefenstruktur kann an der Oberfläche erscheinen als

- (18) a. *e i n M a n n w a r (n o c h i m m e r) e r s e l b s t ; e i n M a n n l i e b t e (n u r) s i c h s e l b s t*
 b. *e s g a b e i n e n M a n n , d e r (n o c h i m m e r) e r s e l b s t w a r ; e s g a b e i n e n M a n n , d e r (n u r) s i c h s e l b s t l i e b t e*

wobei sich die unter *Operator* verzeichneten Elemente irgendwie an der Oberfläche realisieren. Die NP in S' wird dann entweder getilgt (18a) oder als Relativpronomen realisiert (18b) (Auffällig ist wohl, daß in den indogermanischen Sprachen das Relativpronomen meistens entweder mit dem Personalpronomen oder mit dem Demonstrativpronomen – aus dem der bestimmte Artikel hervorging! – genetisch verwandt ist. Dies dürfte wiederum ein indirekter Hinweis sein darauf, daß die in (17) als Subjekt von S' auftretende NP als definit zu gelten hat!).

Die in (17) skizzierte Tiefenstruktur kann aber auch einen Satz mit definitivem Subjekt ergeben:

- (19) *d e r M a n n w a r (i m m e r n o c h) e r s e l b s t ; d e r M a n n l i e b t e (n u r) s i c h s e l b s t*

wobei sich also die unter *Operator* verzeichneten Elemente überhaupt nicht an der Oberfläche realisieren. Der Operator wird m.a.W. getilgt und zwar aus kontextuellen Gründen: in S kann die Komponente ($\exists x$) verschwinden, wenn die Existenz von x schon kontextuell oder situationell vorgegeben ist; es handelt sich m.a.W. um eine kontextuell oder situationell rekonstruierbare Tilgung (*r e c o v e r a b l e d e l e t i o n*). – Selbstverständlich kann durch ein Spiel wiederholter Einbettungen auch das definite Subjekt in (19) von einem Relativsatz begleitet werden, so daß sich an der Oberfläche folgende Sätze

ergeben:

- (20) *der Mann, der immer noch er selbst war, ist tot; der Mann, der nur sich selbst liebte, ist tot*

deren Tiefenstruktur etwa folgendermaßen zusammenzufassen ist:

- (21) $S(\exists x \ S'(x \ S''(x \ \text{war er selbst}) \ S'' \ \text{ist tot}) \ S')S$
[def] [def]

Wenn wir aus (17) sowohl (18) wie (19) ableiten, so setzt das voraus, daß der Unterschied definit ~ indefinit rein kontextuell ist und nur im Rahmen einer Textgrammatik eine angemessene Erklärung findet.

Die These, daß das Reflexivum eine Variante des Personalpronomens ist und als solche auf irgendeiner Stufe der Ableitung einem gleichwertigen Antezedens gegenübersteht, läßt sich also für die Sätze (4a-a', f-f'), wo ein Nomen bzw. ein Relativum dem Reflexivum antezediert, aufrechterhalten. Dies zu beweisen, wurde in diesem Abschnitt 3.3. versucht.

Man könnte die ganze Beweisführung eventuell auch umkehren und in entgegengesetzter Richtung verlaufen lassen: wenn man aus irgendeinem, von der hier gestellten Problematik unabhängigen Grund voraussetzen darf, daß das Reflexivum eine Variante des Personalpronomens und als solches definit ist, und wenn man weiter voraussetzen darf, daß Antezedens und Reflexivum gleichwertig sein sollten, so müßte das m.E. unweigerlich zur Annahme eines Ableitungsmodells führen, das wesentlich nicht von dem in (17) und im nachstehenden Abschnitt postulierten Modell verschieden ist. Das Reflexivum könnte sich m.a.W. als modelltheoretisch von höchster Wichtigkeit erweisen.

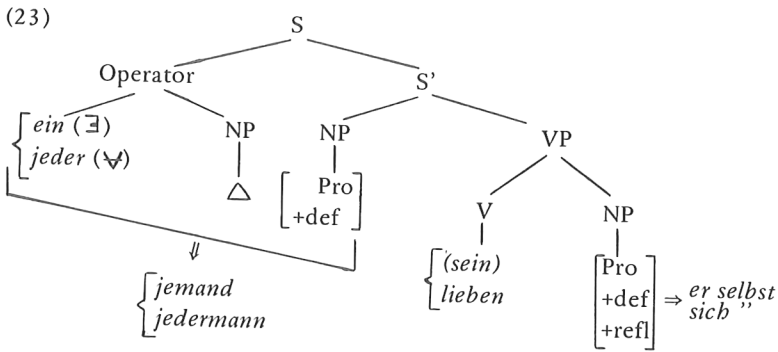
3.4. Die These, daß das Reflexivum eine Variante des Personalpronomens ist und aufgrund seiner Rückbezüglichkeit auf irgendeiner Stufe der Ableitung ein gleichwertiges Antezedens voraussetzt, läßt sich m.E. auch ohne größere Schwierigkeiten verteidigen für die Sätze (4g-i'), in denen das Antezedens in der Oberflächenstruktur ein offenbar anderartiges, ungleichwertiges Pronomen ist. Die Transformationsgrammatik hat tatsächlich schon längst, und im Sinne der Logik übrigens, angenommen, daß diese antezedierenden Pronomina auf transformationellem Wege entstehen durch die Verschmelzung eines Operators (Quantors) mit einer abhängigen NP in S'. Die Tiefenstruktur weicht also grundsätzlich nicht ab von der in (17) vorgeschlagenen, und es gelten die schon oben erörterten Voraussetzungen, daß das Personalpronomen definit ist und daß auch eine im Operator eingeführte Variable x im ab-

hängigen S' als definit zu betrachten ist.¹⁰

Die Sätze (4h-h', i-i') mit *jemand* bzw. *jedermann* als Subjekt entsprechen bekanntlich einer logisch-semantischen Tiefenstruktur, die eventuell wie in (22) wiedergegeben werden kann und wobei der Existenz- bzw. Universalquantor auftritt¹¹:

- (22) a (=4h): $(\exists x)x(x)$
- b (=4h'): $(\exists x) \textit{lieben} (x,x)$
- c (=4i): $(\forall x)x(x)$
- d (=4i'): $(\forall x) \textit{lieben} (x,x)$

In einem linguistisch-relevanten Baumschema könnte die Ableitung dieser Sätze in groben Umrissen folgendermaßen geschildert werden:¹²

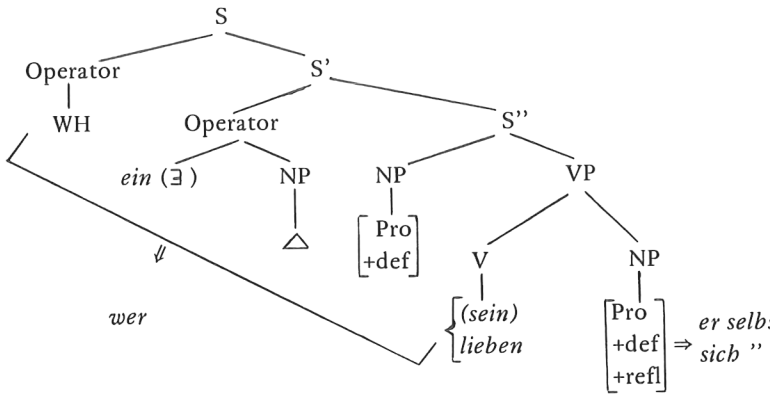


In den Sätzen (4g-g') hat das Reflexivum in der Oberflächenstruktur ein Fragepronomen zum Antezedens. Die logisch-semantische Struktur setzt einen Interrogativquantor Q als dominierendes Element voraus und ist etwa folgendermaßen zu formulieren (vgl. Keenan: 268):

- (24) a (=4g): $Q[(\exists x) x (x)]$
- b (=4g'): $Q[(\exists x) \textit{lieben} (x,x)]$

Diese Struktur läßt sich durch das Baumschema (25) abbilden:

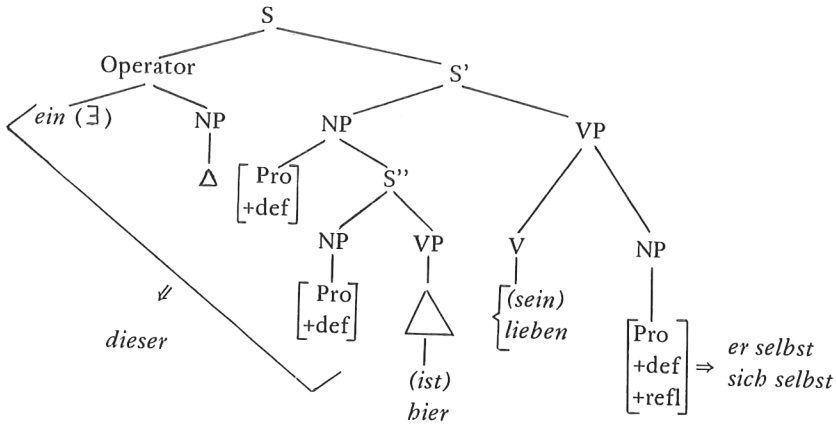
(25)



In (25) wie in (23) steht das Reflexivpronomen also als Variante des Personalpronomens zunächst einem gleichwertigen Antezedens gegenüber.

Unter (4) gibt es noch die Sätze (d-d', e-e'), in denen ein Demonstrativum dem Reflexivpronomen als Antezedens vorangeht. Das Demonstrativum ist in der Transformationsgrammatik schon immer in ein definites und ein hinweisendes Element zerlegt worden, so daß hier eigentlich keine wesentlichen Probleme im Zusammenhang mit unserer These der Gleichwertigkeit von Reflexivum und Antezedens entstehen dürften. Analog zum interrogativen Element in (25) könnte man vielleicht auch das hinweisende Element als einen höheren Operator einführen. Man kann es aber auch aus einem eingebetteten Satz, dessen Prädikativ ein hinweisendes Adverb ist (vgl. Sommerstein 205), hervorgehen lassen, so daß die Tiefenstruktur für z.B. (4d-d') etwa folgendermaßen aussieht:

(26)



Auch in (26) ist das Reflexivum ein Personalpronomen und gleichwertig mit seinem Antezedens.

Letzteres gilt dann schließlich auch nicht nur für die unter (4) verzeichneten Satztypen, sondern selbstverständlich für alle Fälle, in denen eine irgendwie quantifizierte Nominalphrase einem Reflexivum antezediert und die allgemeine Forderung nach koreferentieller Gleichwertigkeit vom Standpunkt der Oberflächenstruktur auf Widersprüche stößt. Vgl. in dieser Hinsicht z.B. noch die Sätze

(27) *einige/manche/wenige/alle/die meisten/andere ... (Menschen)
sind noch sie selbst*

deren Tiefenstruktur, analog zu (17), (23) und (25), einen einem höheren Operator (Quantor) unterstellten, abhängigen Satz S' voraussetzt, innerhalb dessen sich die reflexivische und die antezedierende NP als gleichwertig und zwar als eine definite Pro-Form darstellen lassen. Das Reflexivum, das sich also zunächst auf dieses tiefenstrukturelle Antezedens zurückbezieht, wird sich seinem späteren Oberflächenantezedens u.U. nur noch numerus- oder genusmäßig anpassen.

3.5. Wenn obenstehende Erörterung wesentlich das Richtige trifft, so ist die allgemeine Schlußfolgerung, daß die traditionelle Grammatik mit Recht,

sei es auch ohne gehörige Rechtfertigung, das Reflexivum dem Personalpronomen zugeordnet hat. Die Beweisführung hat sich auf die Annahme gestützt, daß das Reflexivum (mehr vielleicht noch als andere anaphorische Elemente) eine Gleichwertigkeit mit seinem Antezedens voraussetzt. Die These der Gleichwertigkeit aber läßt sich in generalisierter Weise nur vom Standpunkt eines tiefenstrukturellen Antezedens aufrechterhalten. Dem Oberflächenantezedens gegenüber weist das Reflexivum generell nur eine numerus- und genusmäßige Gleichwertigkeit auf; sonst ist es von diesem sekundären Antezedens manchmal distinkt, wie aus einigen unter (4) verzeichneten Sätzen ohne weiteres zu ersehen ist. Wenn das Reflexivum aufgrund tiefenstruktureller Eigenschaften syntaktischer und semantischer Art die Merkmale eines Personalpronomens aufweist, so ist zugleich erklärt, weshalb in so vielen Sprachen das Reflexivum in seinem Formenbestand ganz oder teilweise mit dem Personalpronomen zusammenfällt.

4. Sprachtypologisch verglichen mit dem Niederländischen und dem Englischen, weist die deutsche Sprache auch im Bereich des Reflexivpronomens wieder einmal ein beharrliches und verwickeltes System auf, wenigstens vom Standpunkt der Oberflächenstruktur. Aufgrund der vorhergehenden Betrachtungen kann das deutsche, das englische und das niederländische Reflexivsystem nämlich folgendermaßen zusammengefaßt werden (der Genitiv im Dt. wird außer acht gelassen):

(28)	Antezedens	Reflexiv	
		Prädikativ	Objekt
Dt.	(i) { <i>er</i> <i>sie</i> <i>es</i> <i>sie</i> (plur.) (ii) <i>man</i>	<i>er selbst</i>	<i>sich</i> (<i>selbst</i>)
		<i>sie selbst</i>	<i>sich</i> (<i>selbst</i>)
		<i>es selbst</i>	<i>sich</i> (<i>selbst</i>)
		<i>sie selbst</i>	<i>sich</i> (<i>selbst</i>)
		<i>man selbst</i>	<i>sich</i> (<i>selbst</i>)
Engl.		(i) { <i>he</i> <i>she</i> <i>it</i> <i>they</i> (ii) <i>one</i> <i>himself</i>
 <i>herself</i>		
 <i>itself</i>		
 <i>themselves</i>		
 <i>oneself</i>		

Ndl.	(i) $\left\{ \begin{array}{l} \text{bij} \\ \text{zij} \\ \text{bet} \dots \dots \dots \dots \dots \dots \\ \text{zij(plur)} \end{array} \right\}$	$\left. \vphantom{\begin{array}{l} \text{bij} \\ \text{zij} \\ \text{bet} \dots \dots \dots \dots \dots \dots \\ \text{zij(plur)} \end{array}} \right\} \text{zich zelf} \dots \dots \dots \dots \text{zich (zelf)}$

Oberflächlich gesehen ist das niederländische System am einfachsten: es verfügt im Bereich der 3. Person nur über eine einzige, verallgemeinerte Reflexivform *zich (zelf)*.¹³ Das Deutsche und das Englische verhalten sich aber schon konsequenter, wenn sie den verschiedenen Arten und Formen von Personalpronomina der 3. Person (*er ... ~ man*) ein geeignetes Reflexivum gegenüberstellen. Im Vergleich zum Niederländischen und Englischen ist die deutsche Sprache am konsequentesten, indem sie auch noch das Prinzip des Gleichsetzungsnominativs uneingeschränkt durchführt. Neben den Objektformen sieht das Deutsche für das Reflexivpronomen nämlich auch eine nominativische prädikativische Form vor, da, wo hingegen das Niederländische und das Englische Objektform und Prädikatsform auf eine einzige Form reduziert haben, obwohl sie sonst im pronominalen Bereich formell noch immer *casus rectus* und *casus obliqui* unterscheiden. Auffälligerweise weist die deutsche Sprache in ihrer Umgangsform ab und zu die Tendenz auf, diese äußerste Konsequenz, wodurch sie sich vom Niederländischen und vom Englischen abhebt, preiszugeben. Sätze wie (29), die von der Norm nicht akzeptiert werden, sind nicht unüblich (wenigstens in gewissen Teilen Deutschlands)

(29) *er war sich selbst nicht mehr.*

Es ist schwierig zu entscheiden, wann die in Kreisen der Transformationsgrammatik so stark betonten Prinzipien der Vereinfachung und der Verallgemeinerung sprachtypologisch eigentlich zutreffen. Ist das deutsche Reflexivsystem im Vergleich zum niederländischen und zum englischen, tatsächlich verwickelter oder nicht? Vom Standpunkt der Oberflächenstruktur und des Formenbestandes könnte man die Frage schon bejahen. Im Hinblick aber auf die Folgerichtigkeit, mit der die deutsche Sprache im Laufe des Ableitungsprozesses auch die allgemeinen Prinzipien der oberflächlichen Gleichwertigkeit und des prädikativischen Gleichsetzungskasus uneingeschränkt durchführt, dürfte die gestellte Frage nicht ohne weiteres noch zu bejahen sein. Die Vereinfachung und die Generalisierung des Reflexivpronomens im Niederländischen und im Englischen erfolgten auf Kosten der Allgemeingültigkeit einiger sonst fester Prinzipien.

Anmerkungen

- 1 Ich gehe nicht auf die Diskussion ein, inwieweit das Reflexivpronomen bei obligatorisch reflexiven Verben semantisch leer und als Bestandteil des Verbs zu betrachten sei. Das obligatorische Reflexivpronomen unterscheidet sich übrigens auch noch vom fakultativen Reflexivpronomen durch eine Menge syntaktischer Merkmale (vgl. Stötzel 163 ff; Erben § 387, 471; Bauer: 212 ff.)
- 2 Es sei auch noch bemerkt, daß das (fakultative bzw. obligatorische) Reflexivpronomen zu unterscheiden ist vom emphatisierten Personalpronomen, wie es z.B. vorliegt in Sätzen wie: *er selbst wollte es tun; ich sah, daß er es selbst tun wollte* (siehe jetzt auch Dirven 1973). Die Emphasisierung unterliegt nicht der Restriktion, daß sie sich im Rahmen des einfachen Satzes vollziehen würde. Auffällig ist aber wohl, daß Reflexivierung und Emphasisierung sich derselben verstärkenden Partikel *selbst/selber* bedienen bzw. bedienen können (die genauen Umstände, unter denen diese Partikel auftritt, müßten übrigens noch untersucht werden). Die Vermutung dürfte also naheliegen, daß es einen bis jetzt noch nicht exakt erkannten Zusammenhang zwischen Reflexivierung und Emphase gibt.
- 3 Das russische Reflexivpronomen gleicht sich nur flexionsmäßig an das Personalpronomen an.
- 4 Vgl. Postal (1969: 205): "I shall not attempt to give a serious definition of anaphoric element, a task which presupposes an understanding of this aspect of language which is, in my opinion, not now available. Evidently, however, the interpretation of such elements involves the notion of identity with some other portion of sentential structure."
- 5 In diesem Fall spricht man auch von *kataphorischen* Pronomina.
- 6 Diesen Hinweis verdanke ich Herrn Dr. W. van Langendonck (Löwen), dem ich auch noch für andere, wertvolle Bemerkungen zu Dank verpflichtet bin.
- 7 Siehe in diesem Sinne Kraak (1968), wo die Numerus-Indifferenz aber in Frage gestellt wird, Kraak meint auch, daß *man* und das Pro-Subjekt von Infinitivsätzen wie z.B. *es ist nicht gut, allein zu sein* merkmalmäßig nicht gleichzusetzen sind. Für eine solche Gleichsetzung spricht m.E. aber eine Konstruktion wie z.B. *man selbst zu sein, ist das höchste Glück*: das prädikative, reflexive *man selbst* setzt ein identisches *man* als Subjekt voraus!
Indem *man* numerus- und genusindifferent ist, erweckt es u.U. den Eindruck eines Kollektivums. Man sollte übrigens auch zwischen semantischem und grammatischem Numerus unterscheiden: *man* ist semantisch numerusindifferent; grammatisch ist es natürlich singularisch.
- 8 Auch der Gebrauch des französischen *l'on* (neben *on*) weist m.E. auf den definiten Charakter dieses Pronomens hin. Die etymologische Begründung (*l'on < les hommes*) allein genügt nicht, um das Erhalten des Artikels in dieser Stellung zu erklären. Daß der Artikel sich erhalten konnte, läßt sich m.E. nur dadurch erklären, daß es keinen Widerspruch gab zwischen def. Artikel und Pronomen.

- 9 Man könnte eventuell annehmen, daß das Subjekt in S' ebenfalls eine definite Pro-Form ist, die dann mit der reflexivischen Pro-Form völlig gleichwertig ist.
- 10 Die Logik führt diese Variable schon mit dem Operator ein. Dies ist in linguistischen Baumschemata m.E. zu Unrecht meistens unterlassen worden.
- 11 Die traditionelle Klasse der Indefinitpronomina ist ein Konglomerat verschiedenster Pronomina: *man* hat als Personalpronomen, *jemand* als Indefinitpronomen und *jedermann* als generalisierendes oder Universalpronomen zu gelten.
- 12 In (23) soll Δ das Symbol für eine lexikalisch unspezifizierte NP sein; *Pro* repräsentiert dann eine anaphorische NP.
- 13 Wie schon oben bemerkt, hat das Russische das Reflexivpronomen *sebjä* sogar dermaßen generalisiert, daß es alle Personen des Personalpronomens reflexiviert.

Literatur

- Bauer P. 1973: Die Definition des Reflexivpronomens im Deutschen. Ein Problem der Referenzidentität. Liz. Abhandlung Univ. Louvain (maschenschriftl.)
- Curme G.O. 1964²: A Grammar of the German Language. New York, Ungar.
- Dirven R. 1973: Reflexives in English and Dutch. Leuvense Bijdragen 63. Jg.
- Duden 1965: Hauptschwierigkeiten der deutschen Sprache. Mannheim, Bibliogr. Inst.
- Duden 1966²: Grammatik der deutschen Gegenwartssprache. Mannheim, Bibliogr. Inst.
- Erben J. 1972: Deutsche Grammatik. Ein Abriß. München, Hueber.
- Griesbach-Schulz 1960: Grammatik der deutschen Sprache. München, Hueber.
- Leys O. 1973: Bemerkungen zum Reflexivpronomen. Sprache der Gegenwart 24 (Festschrift P. Grebe). Düsseldorf, Schwann, 152 - 157.
- Lyons J. 1969: Introduction to Theoretical Linguistics. Cambridge U.P.
- Keenan E.L. 1971: Quantifier Structures in English. Foundations of Language 7. Jg., 255 - 284.
- Kraak A. 1968: A Search for Missing Agents. Le Langage et l'Homme n°8, 146 - 156.
- Muller Ch. 1970: Sur les emplois personnels de l'indéfini *on*. Rev. Linguistique Rom. 34. Jg., 48 - 55.
- Postal P. 1969: Anaphoric Islands. Papers 5th Regional Meeting Chicago Ling. Soc., 205 - 236.

- Postal P. 1969(b): On So-Called Pronouns in English. In: Reibel-Shane (eds), *Modern Studies in English*. Englewood Cliffs N.J., Prentice-Hall, 201 - 224.
- Sommerstein A.H. 1972: On the So-Called Definite Article in English. *Linguistic Inquiry* 3.Jg., 197 - 209.
- Stötzel G. 1970: *Ausdrucksseite und Inhaltsseite der Sprache*. München, Hueber (Linguistische Reihe 3).

ZUR ÜBERPRÜFUNG EINIGER WORTSTELLUNGSREGELN*

Wie unzulänglich die Angaben der deutschen Grammatiken zur Wortstellung sind, kann ein Schiller-Satz, auch wenn es Verse sind, zeigen:

Mit dem Pfeil, dem Bogen, durch Gebirg und Tal, kommt der Schütz gezogen, früh im Morgenstrahl.

Dieser Satz müßte nach allen deutschen Grammatiken und Arbeiten zur Wortstellung falsch sein. Er ist es sicher nicht. Er ist – auch abgesehen von der Versform – üblicher und funktionierender (d.h. als Kommunikationsinstrument funktionierender) Sprachgebrauch. Wir können das nachprüfen, indem wir das Modell mit anderem Material realisieren. Nämlich etwa so: *Mit Bällen und Stoppbren, durch den Nebeneingang, voll von Ärger über die letzte Niederlage, kommen die Spieler auf den Sportplatz zum Training, in den letzten Strahlen der untergehenden Sonne.* Das ist ein Satz mit der gleichen syntaktischen Konstruktion wie der genannte Satz von Schiller, nur noch um ein weiteres Satzglied erweitert, nämlich *voll von Ärger über die letzte Niederlage.*

Als eine der sicheren Regeln zur deutschen Wortstellung gilt, daß im Hauptsatz das Verb an zweiter Stelle steht, daß vor dem Verb im Hauptsatz, nach der Drachschen Terminologie also im Vorfeld, nur ein Glied stehen darf. Im Schillerschen Satz stehen vor dem Verb aber zwei Satzglieder, nämlich 1) *mit dem Pfeil, dem Bogen*, 2) *durch Gebirg und Tal*. In unserem nach dem Schillerschen Modell geformten Satz stehen sogar drei Glieder im Vorfeld vor dem Verbum des Hauptsatzes, nämlich erstens *mit Bällen und Stoppbren*, zweitens *durch den Nebeneingang*, drittens *voll von Ärger über die letzte Niederlage*. Es gibt im Deutschen noch viele solcher ganz normalen ‘falschen’ Sätze, etwa: *Am Vormittag in der Schule beim Turnen war sie plötzlich ohnmächtig geworden.* Oder: *Beim Turnen in der Schule am Vormittag...* Oder: *In der Schule am Vormittag beim Turnen...* usw. usw. Die Regel, daß

* Für Hilfe bei der Auswertung des Materials habe ich Herrn Dr. Klaus-Hinrich Roth und Dr. Wolfgang Sucharowski zu danken.

vor dem Verb im Aussagesatz nur ein einziges Satzglied stehen kann, stimmt also in der behaupteten Allgemeingültigkeit nicht.

Andere Regeln, die über die Wortstellung, die Wortfolge im deutschen Satz gegeben werden, sind vielfach weniger bestimmt. So wenn etwa gesagt wird, daß das Wichtigste am Ende stehen oder daß die einzelnen Satzglieder nach ihrem Mitteilungswert aufeinander folgen. Hier ist das Unsichere in der Definition, was denn jeweils als wichtig, als höherer oder geringerer Mitteilungswert verstanden werden soll. Auch andere bestimmter gefaßte Regeln bewähren sich keinesfalls bei der Nachprüfung. So etwa Regeln über die Reihenfolge der einzelnen im Satz zum Verb gegebenen Bestimmungen. Bei Curme¹ etwa wird als Reihenfolge angegeben: Zeit, Ort, Art und Weise, Grund, Zweck. Die ostdeutsche Dudengrammatik von W. Jung² gibt dafür folgende Reihenfolge an: Grund, Zeit, Art und Weise, Ort, Zweck. Curme gibt als Beispiel für seine Regeln den Satz an: *Er kehrt heute von Paris mit einem Freunde wegen Familienverhältnissen und zur Regelung seiner Geschäfte zurück.* Dieser Satz könnte sicher auf Deutsch auch in anderer Wortfolge mindestens ebenso gut (oder: so schlecht) lauten; also etwa: *Er kehrte zur Regelung seiner Geschäfte und wegen Familienverhältnissen mit einem Freunde heute von Paris zurück.* Das wäre dann also nicht die von Curme als Regel aufgestellte Reihenfolge "Zeit, Ort, Art und Weise, Grund, Zweck" sondern: "Zweck, Grund, Zeit, Art und Weise, Ort". Jung gibt für seine Regel folgenden Beispielsatz an: *Wir trafen uns wegen dieser Angelegenheit im März in Berlin zu gütlicher Einigung.* Dieser Satz könnte sicher ebenso gut lauten: *Wir trafen uns in Berlin im März zu gütlicher Einigung wegen dieser Angelegenheit.* Das wäre dann auch wiederum eine andere Reihenfolge als die von Jung aufgestellte Regel.

Man muß also offenbar versuchen, für die Regeln der deutschen Wortstellung einen festeren Boden, einen verlässlicheren Ausgangspunkt zu gewinnen. Das hat 1960 Bjarne Ulvestad mit einem Test über die im Deutschen möglichen Wortstellungen versucht³. Er hat den Test leider nur mit 10 Personen unternommen. Er hat dafür den Satz *Heute morgen geht das Mädchen mit dem Eimer in den Keller zu den Mäusen* unter Beibehaltung der Stellung des Verbums *geht* an zweiter Stelle und unter Variierung aller übrigen Satzglieder, also *heute morgen, das Mädchen, mit dem Eimer, in den Keller, zu den Mäusen* in den 120 möglichen Varianten seinen Testpersonen zur Beurteilung vorgelegt. Sie sollten zu jedem dieser 120 Sätze sagen, ob das ein guter deutscher Satz, ob es zweitens ein nicht guter, aber möglicher

deutscher Satz oder ob es drittens ein im Deutschen unmöglicher Satz ist.
Ich habe dann diesen Satz mit seinen 120 möglichen Stellungsvariationen
1963 und 1968 durch 27 bzw. 57 Germanistikstudenten testen lassen und
dafür, um den Satz etwas freundlicher zu machen, die Mäuse durch Pferde
und den Keller durch den Stall ersetzt, so daß der Ausgangssatz jetzt lau-
tete: *Das Mädchen geht heute morgen mit dem Eimer in den Stall zu den
Pferden.* Die Studenten erhielten folgenden Fragebogen:

Geburtsjahr: ; Geburtsort: Schulort:

Schulsprachen: Weitere Sprachkenntnisse:

Studienfächer:

(fließende Sprachbeherrschung jeweils unterstreichen)

Hinter jeden Satz bitte eines dieser drei Zeichen schreiben: + , - , 0

- (+ = normaler guter Satz
0 = nicht guter, aber möglicher Satz
- = unmöglicher Satz)
-

Unter jedem Satz – wenn möglich – bitte angeben:

- A) Bedeutungs-Besonderheit
B) Stil-Besonderheit
C) Sonstige Bemerkungen
-

Dazu dann die 120 Satzvarianten ausgeschrieben auf Blättern, also:

- 1) *Das Mädchen geht heute morgen mit dem Eimer in den Stall zu den Pferden*
- 2) *Das Mädchen geht heute morgen mit dem Eimer zu den Pferden in den Stall*
- 3) *Das Mädchen geht heute morgen in den Stall mit dem Eimer zu den Pferden*
- 4) *Das Mädchen geht heute morgen in den Stall zu den Pferden mit dem Eimer*
- 5) *Das Mädchen geht heute morgen zu den Pferden mit dem Eimer in den Stall*
- 6) *Das Mädchen geht heute morgen zu den Pferden in den Stall mit dem Eimer*
- 7) *Das Mädchen geht mit dem Eimer heute morgen in den Stall zu den Pferden*
- 8) *Das Mädchen geht mit dem Eimer heute morgen zu den Pferden in den Stall*
- 9) *Das Mädchen geht mit dem Eimer in den Stall heute morgen zu den Pferden*
- 10) *Das Mädchen geht mit dem Eimer in den Stall zu den Pferden heute morgen*
- 11) *Das Mädchen geht mit dem Eimer zu den Pferden heute morgen in den Stall*
- 12) *Das Mädchen geht mit dem Eimer zu den Pferden in den Stall heute morgen*
- 13) *Das Mädchen geht in den Stall heute morgen mit dem Eimer zu den Pferden*
- 14) *Das Mädchen geht in den Stall heute morgen zu den Pferden mit dem Eimer*
- 15) *Das Mädchen geht in den Stall mit dem Eimer heute morgen zu den Pferden*
- 16) *Das Mädchen geht in den Stall mit dem Eimer zu den Pferden heute morgen*
- 17) *Das Mädchen geht in den Stall zu den Pferden mit dem Eimer heute morgen*
- 18) *Das Mädchen geht in den Stall zu den Pferden heute morgen mit dem Eimer*
- 19) *Das Mädchen geht zu den Pferden heute morgen mit dem Eimer in den Stall*
- 20) *Das Mädchen geht zu den Pferden heute morgen in den Stall mit dem Eimer*
- 21) *Das Mädchen geht zu den Pferden in den Stall heute morgen mit dem Eimer*
- 22) *Das Mädchen geht zu den Pferden in den Stall mit dem Eimer heute morgen*
- 23) *Das Mädchen geht zu den Pferden mit dem Eimer in den Stall heute morgen*
- 24) *Das Mädchen geht zu den Pferden mit dem Eimer heute morgen in den Stall*
- 25) *Heute morgen geht das Mädchen mit dem Eimer in den Stall zu den Pferden*
- 26) *Heute morgen geht das Mädchen mit dem Eimer zu den Pferden in den Stall*
- 27) *Heute morgen geht das Mädchen in den Stall mit dem Eimer zu den Pferden*
- 28) *Heute morgen geht das Mädchen in den Stall zu den Pferden mit dem Eimer*
- 29) *Heute morgen geht das Mädchen zu den Pferden mit dem Eimer in den Stall*
- 30) *Heute morgen geht das Mädchen zu den Pferden in den Stall mit dem Eimer*
- 31) *Heute morgen geht mit dem Eimer das Mädchen in den Stall zu den Pferden*
- 32) *Heute morgen geht mit dem Eimer das Mädchen zu den Pferden in den Stall*

- 33) Heute morgen geht mit dem Eimer in den Stall das Mädchen zu den Pferden
- 34) Heute morgen geht mit dem Eimer in den Stall zu den Pferden das Mädchen
- 35) Heute morgen geht mit dem Eimer zu den Pferden das Mädchen in den Stall
- 36) Heute morgen geht mit dem Eimer zu den Pferden in den Stall das Mädchen
- 37) Heute morgen geht in den Stall das Mädchen mit dem Eimer zu den Pferden
- 38) Heute morgen geht in den Stall das Mädchen zu den Pferden mit dem Eimer
- 39) Heute morgen geht in den Stall mit dem Eimer das Mädchen zu den Pferden
- 40) Heute morgen geht in den Stall mit dem Eimer zu den Pferden das Mädchen
- 41) Heute morgen geht in den Stall zu den Pferden das Mädchen mit dem Eimer
- 42) Heute morgen geht in den Stall zu den Pferden mit dem Eimer das Mädchen
- 43) Heute morgen geht zu den Pferden das Mädchen mit dem Eimer in den Stall
- 44) Heute morgen geht zu den Pferden das Mädchen in den Stall mit dem Eimer
- 45) Heute morgen geht zu den Pferden mit dem Eimer das Mädchen in den Stall
- 46) Heute morgen geht zu den Pferden mit dem Eimer in den Stall das Mädchen
- 47) Heute morgen geht zu den Pferden in den Stall das Mädchen mit dem Eimer
- 48) Heute morgen geht zu den Pferden in den Stall mit dem Eimer das Mädchen
- 49) Mit dem Eimer geht das Mädchen heute morgen in den Stall zu den Pferden
- 50) Mit dem Eimer geht das Mädchen heute morgen zu den Pferden in den Stall
- 51) Mit dem Eimer geht das Mädchen in den Stall zu den Pferden heute morgen
- 52) Mit dem Eimer geht das Mädchen in den Stall heute morgen zu den Pferden
- 53) Mit dem Eimer geht das Mädchen zu den Pferden heute morgen in den Stall
- 54) Mit dem Eimer geht das Mädchen zu den Pferden in den Stall heute morgen
- 55) Mit dem Eimer geht heute morgen das Mädchen in den Stall zu den Pferden
- 56) Mit dem Eimer geht heute morgen das Mädchen zu den Pferden in den Stall
- 57) Mit dem Eimer geht heute morgen in den Stall das Mädchen zu den Pferden
- 58) Mit dem Eimer geht heute morgen in den Stall zu den Pferden das Mädchen
- 59) Mit dem Eimer geht heute morgen zu den Pferden das Mädchen in den Stall
- 60) Mit dem Eimer geht heute morgen zu den Pferden in den Stall das Mädchen
- 61) Mit dem Eimer geht in den Stall das Mädchen heute morgen zu den Pferden
- 62) Mit dem Eimer geht in den Stall das Mädchen zu den Pferden heute morgen
- 63) Mit dem Eimer geht in den Stall heute morgen das Mädchen zu den Pferden
- 64) Mit dem Eimer geht in den Stall heute morgen zu den Pferden das Mädchen

- 65) *Mit dem Eimer geht in den Stall zu den Pferden das Mädchen heute morgen*
- 66) *Mit dem Eimer geht in den Stall zu den Pferden heute morgen das Mädchen*
- 67) *Mit dem Eimer geht zu den Pferden heute morgen das Mädchen in den Stall*
- 68) *Mit dem Eimer geht zu den Pferden heute morgen in den Stall das Mädchen*
- 69) *Mit dem Eimer geht zu den Pferden das Mädchen heute morgen in den Stall*
- 70) *Mit dem Eimer geht zu den Pferden das Mädchen in den Stall heute morgen*
- 71) *Mit dem Eimer geht zu den Pferden in den Stall das Mädchen heute morgen*
- 72) *Mit dem Eimer geht zu den Pferden in den Stall heute morgen das Mädchen*
- 73) *In den Stall geht das Mädchen heute morgen mit dem Eimer zu den Pferden*
- 74) *In den Stall geht das Mädchen heute morgen zu den Pferden mit dem Eimer*
- 75) *In den Stall geht das Mädchen mit dem Eimer heute morgen zu den Pferden*
- 76) *In den Stall geht das Mädchen mit dem Eimer zu den Pferden heute morgen*
- 77) *In den Stall geht das Mädchen zu den Pferden heute morgen mit dem Eimer*
- 78) *In den Stall geht das Mädchen zu den Pferden mit dem Eimer heute morgen*
- 79) *In den Stall geht heute morgen das Mädchen mit dem Eimer zu den Pferden*
- 80) *In den Stall geht heute morgen das Mädchen zu den Pferden mit dem Eimer*
- 81) *In den Stall geht heute morgen mit dem Eimer das Mädchen zu den Pferden*
- 82) *In den Stall geht heute morgen mit dem Eimer zu den Pferden das Mädchen*
- 83) *In den Stall geht heute morgen zu den Pferden mit dem Eimer das Mädchen*
- 84) *In den Stall geht heute morgen zu den Pferden das Mädchen mit dem Eimer*
- 85) *In den Stall geht mit dem Eimer heute morgen das Mädchen zu den Pferden*
- 86) *In den Stall geht mit dem Eimer heute morgen zu den Pferden das Mädchen*
- 87) *In den Stall geht mit dem Eimer das Mädchen heute morgen zu den Pferden*
- 88) *In den Stall geht mit dem Eimer das Mädchen zu den Pferden heute morgen*
- 89) *In den Stall geht mit dem Eimer zu den Pferden das Mädchen heute morgen*
- 90) *In den Stall geht mit dem Eimer zu den Pferden heute morgen das Mädchen*
- 91) *In den Stall geht zu den Pferden das Mädchen heute morgen mit dem Eimer*
- 92) *In den Stall geht zu den Pferden das Mädchen mit dem Eimer heute morgen*
- 93) *In den Stall geht zu den Pferden heute morgen das Mädchen mit dem Eimer*
- 94) *In den Stall geht zu den Pferden heute morgen mit dem Eimer das Mädchen*
- 95) *In den Stall geht zu den Pferden mit dem Eimer das Mädchen heute morgen*
- 96) *In den Stall geht zu den Pferden mit dem Eimer heute morgen das Mädchen*

- 97) *Zu den Pferden geht das Mädchen heute morgen mit dem Eimer in den Stall*
- 98) *Zu den Pferden geht das Mädchen heute morgen in den Stall mit dem Eimer*
- 99) *Zu den Pferden geht das Mädchen mit dem Eimer heute morgen in den Stall*
- 100) *Zu den Pferden geht das Mädchen mit dem Eimer in den Stall heute morgen*
- 101) *Zu den Pferden geht das Mädchen in den Stall heute morgen mit dem Eimer*
- 102) *Zu den Pferden geht das Mädchen in den Stall mit dem Eimer heute morgen*
- 103) *Zu den Pferden geht heute morgen das Mädchen in den Stall mit dem Eimer*
- 104) *Zu den Pferden geht heute morgen das Mädchen mit dem Eimer in den Stall*
- 105) *Zu den Pferden geht heute morgen in den Stall das Mädchen mit dem Eimer*
- 106) *Zu den Pferden geht heute morgen in den Stall mit dem Eimer das Mädchen*
- 107) *Zu den Pferden geht heute morgen mit dem Eimer das Mädchen in den Stall*
- 108) *Zu den Pferden geht heute morgen mit dem Eimer in den Stall das Mädchen*
- 109) *Zu den Pferden geht mit dem Eimer heute morgen das Mädchen in den Stall*
- 110) *Zu den Pferden geht mit dem Eimer heute morgen in den Stall das Mädchen*
- 111) *Zu den Pferden geht mit dem Eimer das Mädchen heute morgen in den Stall*
- 112) *Zu den Pferden geht mit dem Eimer das Mädchen in den Stall heute morgen*
- 113) *Zu den Pferden geht mit dem Eimer in den Stall heute morgen das Mädchen*
- 114) *Zu den Pferden geht mit dem Eimer in den Stall das Mädchen heute morgen*
- 115) *Zu den Pferden geht in den Stall das Mädchen heute morgen mit dem Eimer*
- 116) *Zu den Pferden geht in den Stall das Mädchen mit dem Eimer heute morgen*
- 117) *Zu den Pferden geht in den Stall heute morgen das Mädchen mit dem Eimer*
- 118) *Zu den Pferden geht in den Stall heute morgen mit dem Eimer das Mädchen*
- 119) *Zu den Pferden geht in den Stall mit dem Eimer das Mädchen heute morgen*
- 120) *Zu den Pferden geht in den Stall mit dem Eimer heute morgen das Mädchen*

Die Ergebnisse der drei Tests sind nach Prozentzahlen ihrer Zustimmung auf der folgenden Übersicht geordnet. Dabei wurden – wie bei Ulvestad – für ‘gut’ 2 Punkte, für ‘möglich’ 1 Punkt, für ‘unmöglich’ 0 Punkt und – über Ulvestad hinaus – für “zwischen ‘gut’ und ‘möglich’ ” 1,5 Punkte, für “zwischen ‘möglich’ und ‘unmöglich’ ” 0,5 Punkt gegeben.

Unter B wird jeweils die Satz-Zahl auf dem vorstehend abgedruckten Fragebogen angegeben, unter B I und B II jeweils die erreichte Promillezahl der

möglichen Zustimmung, unter U die Prozentzahl. Hinter U noch unter U-Z die abweichende Zählung der Sätze bei Ulvestad.

Die beiden nächsten Spalten geben für B I und B II die jeweilige Reihenfolge der freien adverbialen Ergänzungen an, wobei Z = Zeit, A = Art und Weise, O = Ort und G = Grund ist.

Rang	B	BI	B	BII	B	U	U-Z	BI	BII
1	26	1000	26	965	1	95	1	ZAGO	ZAGO
2	50	981	25	947	2	95	2	AZGO	ZAOG
3	2	963	50	925	25	95	26	ZAGO	AZGO
4	97	942	2	886	26	95	25	GZAO	ZAGO
5	8	926	49	877	49	90	50	AZOG	AZOG
6	1	926	56	851	7	85	8	ZAOG	AZGO
7	25	923	55	842	50	85	49	ZAOG	AZOG
8	49	880	8	816	104	85	79	AZOG	AZOG
9	56	852	1	798	55	80	56	AZGO	ZAOG
10	7	768	7	728	8	70	7	AZOG	AZOG
11	104	760	97	710	4	65	6	GZAO	GZAO
12	99	740	104	710	56	60	55	GAZO	GZAO
13	55	731	99	693	27	45	29	AZOG	GAZO
14	53	593	53	640	29	40	27	AGZO	AGZO
15	6	574	79	570	31	40	32	ZGOA	OZAG
16	98	567	111	531	73	40	97	GZOA	GAZO
17	18	555	47	522	79	40	103	OGZA	ZGOA
18	30	538	69	509	84	40	107	ZGOA	AGZO
19	24	518	30	500	19	35	13	GAZO	ZGOA
20	47	518	73	482	41	35	44	ZGOA	OZAG
21	32	509	6	474	47	35	42	ZAGO	ZGOA
22	111	500	91	460	53	35	51	GAZO	OGZA
23	4	481	41	456	61	35	70	ZOGA	ZOGA
24	19	481	101	452	85	35	109	GZAO	GOZA
25	28	481	32	447	97	35	73	ZOGA	ZAGO

Rang	B	BI	B	BII	B	U	U-Z	BI	BII
26	29	471	98	447	103	35	80	ZGAO	GZOA
27	72	471	28	443	107	35	81	AGOZ	ZOGA
28	11	463	52	438	6	30	5	AGZO	AOZG
29	5	461	54	438	11	30	9	ZGAO	AGOZ
30	41	454	93	434	63	30	71	ZOGA	OGZA
31	31	452	117	430	67	30	64	ZAOG	AGZO
32	36	452	21	421	75	30	99	ZAGO	OGZA
33	21	444	51	421	77	30	102	OGZA	AOGZ
34	27	442	67	421	81	30	105	AGZO	AGZO
35	93	442	31	412	82	30	106	OGZA	ZAOG
36	109	442	105	412	86	30	110	GAZO	GZOA
37	54	435	11	403	87	30	111	AGOZ	AGZO
38	103	433	72	403	90	30	114	GZOA	AGOZ
39	51	426	109	399	91	30	117	AOGZ	GAZO
40	52	426	18	395	99	30	75	AOZG	OGZA
41	101	423	27	395	109	30	88	GOZA	GAZO
42	66	413	103	395	3	25	4	AOGZ	GZOA
43	73	413	43	386	5	25	3	OZAG	ZGAO
44	84	404	85	386	43	25	37	OZGA	OAZG
45	107	404	107	381	93	25	115	GZAO	GZAO
46	59	398	58	377	94	25	116	AZGO	AZOG
47	67	394	77	377	105	25	84	AGZO	OGZA
48	58	380	81	377	111	25	85	AZOG	OZAG
49	60	380	71	368	10	20	11	AZGO	AGOZ
50	69	375	19	360	13	20	23	AGZO	GZAO
51	3	370	20	360	14	20	24	ZOAG	GZOA
52	20	370	60	360	32	15	31	GZOA	AZGO
53	77	365	66	351	17	15	19	OGZA	AOGZ
54	91	365	92	346	18	15	20	OGZA	OGAZ
55	17	352	84	338	21	15	18	OGAZ	OZGA

Rang	B	BI	B	BII	B	U	U-Z	BI	BII
56	79	346	17	333	24	15	16	OZAG	OGAZ
57	65	336	29	333	68	10	63	AOGZ	ZGAO
58	75	336	75	333	12	10	10	OAZG	OAZG
59	100	327	87	333	54	10	52	AZGO	OAZG
60	94	308	100	333	70	10	62	OGZA	AZGO
61	105	308	80	324	101	0	77	GZOA	OZGA
62	117	308	59	316	9	0	12	GOZA	AZGO
63	43	305	74	316	15	0	22	ZGAO	OZGA
64	12	298	12	307	16	0	21	AGOZ	AGOZ
65	71	298	22	307	20	0	14	AGOZ	GOAZ
66	42	296	65	298	22	0	17	ZOGA	AOGZ
67	34	288	115	298	23	0	15	ZAOG	GOZA
68	81	288	86	298	28	0	30	OZAG	OAZG
69	86	288	94	294	30	0	28	OAZG	OGZA
70	115	288	76	285	33	0	36	GOZA	OAGZ
71	120	288	112	285	34	0	35	GOAZ	GAOZ
72	10	287	34	281	35	0	33	AOGZ	ZAOG
73	35	280	48	281	36	0	34	ZAOG	ZGOA
74	23	278	4	272	37	0	47	GAOZ	ZOGA
75	85	269	44	272	38	0	48	OAZG	ZGOA
76	87	269	118	272	39	0	46	OAZG	GOZA
77	96	269	35	263	40	0	45	OGAZ	ZAGO
78	102	269	42	263	42	0	43	GOAZ	ZOGA
79	74	260	78	263	44	0	38	OZGA	OGAZ
80	13	259	57	254	45	0	40	OZAG	AZOG
81	22	259	68	254	56	0	39	GOAZ	AGZO
82	45	250	89	254	48	0	41	ZGAO	OAGZ
83	76	250	24	246	51	0	54	OAGZ	GAZO
84	82	250	36	246	52	0	53	OZAG	ZAOG
85	90	250	70	246	57	0	60	OAGZ	AGOZ

Rang	B	BI	B	BII	B	U	U-Z	BI	BII
86	57	241	102	246	58	0	59	AZOG	GOAZ
87	80	240	3	237	59	0	57	OZGA	ZOAG
88	118	240	90	237	60	0	58	GOZA	OAGZ
89	44	231	116	237	62	0	72	ZGOA	GOAZ
90	64	231	120	228	64	0	69	AOZG	GOAZ
91	68	231	5	219	65	0	68	AGZO	ZGAO
92	70	231	45	219	66	0	67	AGOZ	ZGAO
93	88	231	83	219	69	0	61	AOGZ	OZGA
94	95	231	113	215	71	0	66	OGAZ	GAOZ
95	108	231	10	210	72	0	65	GZAO	AOGZ
96	110	231	82	210	74	0	98	GAZO	OZAG
97	14	222	106	210	76	0	100	OZGA	GZOA
98	48	222	88	202	78	0	101	ZGOA	OAGZ
99	9	213	63	193	80	0	104	AOZG	AOZG
100	40	211	110	184	83	0	108	ZOAG	GAZO
101	63	211	15	182	88	0	112	AOZG	OAZG
102	78	211	108	180	89	0	113	OGAZ	GZAO
103	113	211	61	175	92	0	118	GAOZ	AOZG
104	116	211	64	175	95	0	120	GOAZ	AOZG
105	92	202	13	167	96	0	119	OGZA	OZAG
106	114	202	16	167	98	0	74	GAOZ	OAGZ
107	89	192	37	167	100	0	76	OAGZ	ZOAG
108	39	185	62	167	102	0	78	ZOAG	AOGZ
109	83	183	96	167	106	0	83	OZGA	OGAZ
110	37	176	23	158	108	0	82	ZOAG	GAOZ
111	46	176	38	158	110	0	87	ZGAO	ZOGA
112	16	167	40	158	112	0	86	OAGZ	ZOAG
113	112	144	95	158	113	0	89	GAOZ	OGAZ
114	62	135	119	149	114	0	90	AOGZ	GOAZ
115	106	135	33	140	115	0	95	GZOA	ZAOG

Rang	B	BI	B	BII	B	U	U-Z	BI	BII
116	119	135	114	140	116	0	96	GOAZ	GAOZ
117	33	115	14	131	117	0	94	ZAOG	OZGA
118	15	111	39	114	118	0	93	OAZG	ZOAG
119	38	92	46	114	119	0	92	ZOGA	ZGAO
120	61	77	9	96	120	0	91	AOZG	AOZG

Vergleicht man die Ergebnisse der drei Tests auf ihren unterschiedlichen Zustimmungsteil zu den 120 Satztypen, so ergibt sich folgendes Bild:

Differenz des %Anteils

B	BI - BII	BI - U	BII - U
1	129	- 24	152
2	77	13	- 64
3	133	- 13	12
4	209	- 28	181
5	225	144	- 31
6	10	274	174
7	4	- 82	- 122
8	11	226	116
9	117	213	96
10	77	87	1
11	6	163	103
12	- 2	187	207
13	92	59	- 33
14	91	22	- 69
15	- 71	111	182
16	0	167	167

Differenz

B	BI - BII	BI - U	BII - U
17	19	202	183
18	16	405	245
19	12	131	1
20	1	37	36
21	23	294	271
22	- 48	259	307
23	18	278	158
24	272	368	96
25	- 58	- 61	- 03
26	- 02	13	15
27	31	- 24	- 55
28	2	463	443
29	121	54	- 67
30	18	513	50
31	23	35	12
32	62	309	247
33	- 29	111	14
34	- 03	278	281
35	- 04	259	263
36	205	451	246
37	09	176	167
38	- 66	92	158
39	71	185	114
40	46	204	158
41	02	104	106
42	33	296	263
43	55	- 81	55
44	- 41	231	272
45	31	25	219

Differenz

B	BI - BII	BI - U	BII - U
46	62	176	114
47	- 04	168	172
48	- 54	222	281
49	- 76	2	56
50	56	131	75
51	05	426	421
52	- 12	426	438
53	- 48	242	29
54	03	335	338
55	- 111	- 69	42
56	01	252	251
57	- 13	241	254
58	03	38	377
59	82	398	316
60	2	38	36
61	- 101	39	175
62	37	13	167
63	11	- 96	- 107
64	47	222	175
65	26	324	298
66	47	398	351
67	- 41	8	121
68	- 32	72	104
69	- 148	361	509
70	- 24	122	146
71	- 81	287	368
72	51	454	403
73	- 84	02	82
74	- 66	25	316

Differenz

B	BI - BII	BI - U	BII - U
75	- 09	24	33
76	- 44	241	285
77	- 25	52	77
78	- 59	204	263
79	237	- 67	17
80	- 93	231	324
81	- 99	- 22	77
82	31	- 59	- 9
83	- 43	176	219
84	51	- 11	- 62
85	- 127	- 91	36
86	- 2	- 22	02
87	74	- 41	33
88	2	222	202
89	- 09	185	254
90	- 06	- 69	- 63
91	- 108	52	16
92	- 152	194	346
93	- 08	176	184
94	02	46	44
95	64	222	158
96	92	259	167
97	197	557	36
98	99	546	447
99	2	413	393
100	- 18	315	333
101	- 43	307	352
102	13	259	246
103	22	67	45

Differenz

B	BI - BII	BI - U	BII - U
104	21	- 119	- 14
105	- 116	46	162
106	8	13	21
107	08	39	31
108	42	222	18
109	27	126	99
110	38	222	184
111	- 5	231	281
112	- 146	139	285
113	- 11	204	215
114	54	194	14
115	- 2	278	298
116	- 33	204	237
117	- 134	296	43
118	- 41	231	272
119	- 19	13	144
120	5	278	228

Das ergibt folgende Gesamtsumme und Durchschnittswerte:

	BI - BII	BI - U	BII - U
Σ	734.	2294.8	2286.4
m	6.116	19.123	19.053

Der fast gleiche Durchschnittsabstand von BI und BII zu U dürfte eine gewisse Gewähr für das Durchschnittsergebnis von BI und BII sein.

Bei weitgehender Übereinstimmung der drei Ergebnisse besteht doch wohl ein auffallender Unterschied zwischen dem Ergebnis von Ulvestad und den beiden anderen: daß nämlich bei Ulvestad fast die Hälfte der Satzformen, nämlich 59, von allen seinen Testpersonen als nicht möglich bezeichnet werden. Bei den beiden Tests von 1963 und 1968 mit 26/27 bzw. 57 Testpersonen gegenüber den 10 Testpersonen von Ulvestad wurde hingegen kein einziger der angegebenen Sätze von allen als unmöglich bezeichnet. So fand z.B. 1963 (= B I) derjenige Satz, der die geringste Zustimmung erhielt, nämlich Nr. 61 "Mit dem Eimer geht in den Stall das Mädchen heute morgen zu den Pferden" immerhin noch 2, die ihn zwar für nicht gut aber möglich hielten und sogar einen, der ihn für einen guten deutschen Satz hielt. 1968 (= B II) erhielt dieser Satz sogar von 2 Testpersonen das Prädikat "guter deutscher Satz" und von 16 Testpersonen wurde er als zwar nicht guter aber noch möglicher Satz bezeichnet, während 39 ihn als unmöglich ablehnten. Er stand jetzt an 103. und nicht mehr an 120., letzter Stelle der Zustimmungsskala. Die 84 deutschen Germanistikstudenten der Jahre 1963 und 1968 billigten der Wortstellung im Deutschen größere Freiheiten zu als die 10 älteren Gewährsleute im Ausland etwa ein halbes bzw. ein ganzes Jahrzehnt zuvor.

Als ein weiteres allgemeineres Ergebnis ist festzuhalten, daß bei dem Test von 1968 (B II) mehr als die Hälfte der Sätze, nämlich 66, von mindestens 50% und mehr als noch möglich bzw. gut angesehen werden, 13 der Sätze werden von 50% und mehr als gut angesehen. Es sind die Satznummern, und zwar in dieser Rangfolge: 26, 25, 50, 2, 49, 56, 55, 8, 1, 7, 97, 104, 99. Oder in ausgeschriebenen Sätzen:

1. Nr. 26: *Heute morgen geht das Mädchen mit dem Eimer zu den Pferden in den Stall.*
2. Nr. 25: *Heute morgen geht das Mädchen mit dem Eimer in den Stall zu den Pferden.*
3. Nr. 50: *Mit dem Eimer geht das Mädchen heute morgen zu den Pferden in den Stall.*
4. Nr. 2: *Das Mädchen geht heute morgen mit dem Eimer zu den Pferden in den Stall.*
5. Nr. 49: *Mit dem Eimer geht das Mädchen heute morgen in den Stall zu den Pferden.*
6. Nr. 56: *Mit dem Eimer geht heute morgen das Mädchen zu den Pferden in den Stall.*

- 7. Nr. 55: *Mit dem Eimer geht heute morgen das Mädchen in den Stall zu den Pferden.*
- 8. Nr. 8: *Das Mädchen geht mit dem Eimer heute morgen zu den Pferden in den Stall.*
- 9. Nr. 1: *Das Mädchen geht heute morgen mit dem Eimer in den Stall zu den Pferden.*
- 10. Nr. 7: *Das Mädchen geht mit dem Eimer heute morgen in den Stall zu den Pferden.*
- 11. Nr. 97: *Zu den Pferden geht das Mädchen heute morgen mit dem Eimer in den Stall.*
- 12. Nr. 104: *Zu den Pferden geht heute morgen das Mädchen mit dem Eimer in den Stall.*
- 13. Nr. 99: *Zu den Pferden geht das Mädchen mit dem Eimer heute morgen in den Stall.*

Weitere 6 erhalten mindestens 50% der möglichen Zustimmungspunkte: 53, 79, 111, 47, 69, 30.

- 1. Nr. 53: *Mit dem Eimer geht das Mädchen zu den Pferden heute morgen in den Stall.*
- 2. Nr. 79: *In den Stall geht heute morgen das Mädchen mit dem Eimer zu den Pferden.*
- 3. Nr. 111: *Zu den Pferden geht mit dem Eimer das Mädchen heute morgen in den Stall.*
- 4. Nr. 47: *Heute morgen geht zu den Pferden in den Stall das Mädchen mit dem Eimer.*
- 5. Nr. 69: *Mit dem Eimer geht zu den Pferden das Mädchen heute morgen in den Stall.*
- 6. Nr. 30: *Heute morgen geht das Mädchen zu den Pferden in den Stall mit dem Eimer.*

Beim Test von 1963 (B I) waren es 12, die von 50% und mehr als gut angesehen wurden: Nr. 26, 50, 2, 25, 49, 1, 97, 56, 99, 104, 8, 7.

- 1. Nr. 26: *Heute morgen geht das Mädchen mit dem Eimer zu den Pferden in den Stall.*
- 2. Nr. 50: *Mit dem Eimer geht das Mädchen heute morgen zu den Pferden in den Stall.*
- 3. Nr. 2: *Das Mädchen geht heute morgen mit dem Eimer zu den Pferden in den Stall.*

4. Nr. 8: *Das Mädchen geht mit dem Eimer heute morgen zu den Pferden in den Stall.*
5. Nr. 97: *Zu den Pferden geht das Mädchen heute morgen mit dem Eimer in den Stall.*
6. Nr. 1: *Das Mädchen geht heute morgen mit dem Eimer in den Stall zu den Pferden.*
7. Nr. 25: *Heute morgen geht das Mädchen mit dem Eimer in den Stall zu den Pferden.*
8. Nr. 49: *Mit dem Eimer geht das Mädchen heute morgen in den Stall zu den Pferden.*
9. Nr. 56: *Mit dem Eimer geht heute morgen das Mädchen zu den Pferden in den Stall.*
10. Nr. 104: *Zu den Pferden geht heute morgen das Mädchen mit dem Eimer in den Stall.*
11. Nr. 99: *Zu den Pferden geht das Mädchen mit dem Eimer heute morgen in den Stall.*
12. Nr. 7: *Das Mädchen geht mit dem Eimer heute morgen in den Stall zu den Pferden.*

Weitere 9 erhielten mindestens 50% der möglichen Zustimmungspunkte: 55, 53, 6, 18, 98, 24, 30, 47, 32.

1. Nr. 55: *Mit dem Eimer geht heute morgen das Mädchen in den Stall zu den Pferden.*
2. Nr. 53: *Mit dem Eimer geht das Mädchen zu den Pferden heute morgen in den Stall.*
3. Nr. 6: *Das Mädchen geht heute morgen zu den Pferden in den Stall mit dem Eimer.*
4. Nr. 18: *Das Mädchen geht in den Stall zu den Pferden heute morgen mit dem Eimer.*
5. Nr. 98: *Zu den Pferden geht das Mädchen heute morgen in den Stall mit dem Eimer.*
6. Nr. 24: *Das Mädchen geht zu den Pferden mit dem Eimer heute morgen in den Stall.*
7. Nr. 30: *Heute morgen geht das Mädchen zu den Pferden in den Stall mit dem Eimer.*
8. Nr. 47: *Heute morgen geht zu den Pferden in den Stall das Mädchen mit dem Eimer.*
9. Nr. 32: *Heute morgen geht mit dem Eimer das Mädchen zu den Pferden in den Stall.*

Untersucht man die 14 besten Sätze, die bei B I und B II identisch sind – zu den guten 13 bzw. 12 kommen dann noch die Satznummern 53 bzw. 55 und 53 hinzu – dann ergeben sich noch folgende Besonderheiten: 1. Die Spitzenstellung im Satz wird am häufigsten von *heute morgen* eingenommen, weiter dann in dieser Reihenfolge von *mit dem Eimer, das Mädchen, zu den Pferden*. 2. Die dritte Stelle im Satz wird meistens von *das Mädchen* eingenommen. Im deutlichen Abstand folgt *heute morgen*. 3. Die Satzglieder *in den Stall* und *zu den Pferden* erscheinen nie an der dritten Stelle. 4. Die Schlußstelle wird nur von den Satzgliedern *in den Stall* und *zu den Pferden* eingenommen. *In den Stall* erscheint als Schlußglied häufiger als *zu den Pferden*. 5. Die Reihenfolge *zu den Pferden in den Stall* wird deutlich gegenüber der Stellung *in den Stall zu den Pferden* bevorzugt.

Stellen wir nun umgekehrt einmal die 10 Sätze zusammen, die von den meisten als unmöglich bezeichnet wurden, so sind es bei B II die Sätze Nr. 9, 39, 33, 14, 46, 40, 114, 38, 95 und 119. Oder in Worten ausgeschrieben:

1. Nr. 9: *Das Mädchen geht mit dem Eimer in den Stall heute morgen zu den Pferden.*
2. Nr. 39: *Heute morgen geht in den Stall mit dem Eimer das Mädchen zu den Pferden.*
3. Nr. 33: *Heute morgen geht mit dem Eimer in den Stall das Mädchen zu den Pferden.*
4. Nr. 14: *Das Mädchen geht in den Stall heute morgen zu den Pferden mit dem Eimer.*
5. Nr. 46: *Heute morgen geht zu den Pferden mit dem Eimer in den Stall das Mädchen.*
6. Nr. 40: *Heute morgen geht in den Stall mit dem Eimer zu den Pferden das Mädchen.*
7. Nr. 114: *Zu den Pferden geht mit dem Eimer in den Stall das Mädchen heute morgen.*
8. Nr. 38: *Heute morgen geht in den Stall das Mädchen zu den Pferden mit dem Eimer.*
9. Nr. 95: *In den Stall geht zu den Pferden mit dem Eimer das Mädchen heute morgen.*
10. Nr. 119: *Zu den Pferden geht in den Stall mit dem Eimer das Mädchen heute morgen.*

Bei B I finden sich 6 dieser Sätze (die Nrr. 9, 46, 14, 40, 114 und 95) erst an 110.-105. schlechtester Stelle, dafür gehören dort zu den 10 am meisten als

unmöglich bezeichneten Sätzen noch die Nrr. 61, 15, 62, 16, 106 und 112. Auffällig ist hier der Gegensatz bei Satz 112, der bei B II von der knappen Hälfte an 71. Stelle als möglich angesehen wird (*zu den Pferden geht mit dem Eimer das Mädchen in den Stall heute morgen*). Das ist wohl nur aus der mehr oder weniger (un)bewußt mitwirkenden Semantik eines mehr oder weniger deutlich vorgestellten Kontextes zu verstehen, etwa in der Art, daß die den Satz Akzeptierenden mit Anfangs- und Endstellung als Hervorhebung sich absetzen gegen einen Oppositionssatz *Zu den Küben geht mit dem Eimer das Mädchen in den Stall heute abend*.

Eine leicht abweichende Reihenfolge, im ganzen aber fast gleicher Bestand ergibt sich für die 10 schlechtesten Sätze, wenn man nach der Zahl der möglichen Zustimmungspunkte ordnet. Dann kommt bei B I z.B. Satz 83 statt 39 hinzu, während sich bei B II die oben genannten 10 schlechtesten Sätze auch nach der Punktwertung ergeben.

Bei allen vier Einteilungen erscheinen unter den 10 schlechtesten Sätzen nur die Nrr. 33, 38, 119. Einheitlicher wäre hier das Bild – im Gegensatz zur Auswahl der besten Sätze – erst bei den 20 oder 30 schlechtesten Sätzen: das Sprachgefühl ist in der Bestimmung der guten Sätze sicherer als in der der unmöglichen Sätze.

Stellt man noch stärkere Zustimmungsgrade für 'gut' als mindestens die Hälfte zusammen (s.o. die 12 bzw. 13 Sätze), so ergeben sich für die Zustimmung von mindestens zwei Dritteln die Sätze:

B I: 1, 2, 8, 25, 26, 49, 50, 56, 97 = 9 Sätze,
 B II: 2, 8, 25, 26, 49, 50, 55, 56 = 8 Sätze

Gemeinsam sind also die bei B II fett gedruckten 7 Sätze (= alle ohne 55).

Eine Zustimmung von 3/4 der Testpersonen finden als 'gut' die Sätze:

B I: 1, 2, 8, 25, 26, 49, 50, 97 = 8 Sätze
 B II: 2, 25, 26, 49, 50 = 5 Sätze

Gemeinsam sind also die 5 Sätze von B II.

Für 'akzeptabel' (+ gut) erhielten die Zustimmung von mindestens der Hälfte der Testpersonen bei B I 63, bei B II 66 Sätze, davon sind gemeinsam 54 Sätze:

1, 2, 6, 7, 8, 11, 18-21, 25-32, 41, 47, 49-56, 58-60, 66, 67, 69, 72, 73, 77, 79, 84, 87, 91, 93, 97-101, 103-105, 107, 109, 111, 115.

Mindestens 2/3 der Testpersonen sahen als 'akzeptabel' (+ gut) bei B I 32, bei B II 31 Sätze an, davon sind gemeinsam 23 Sätze: 1, 2, 6-8, 21, 25, 26, 32, 41, 47, 49-51, 53-56, 93, 97, 99, 104, 111.

Mindestens 3/4 sahen als 'akzeptabel' (+ gut) an bei B I 16, bei B II 18 Sätze, davon stimmen überein 15 Sätze:

1, 2, 6-8, 25, 26, 49, 50, 55, 56, 97, 99, 104, 111. Diese Sätze stimmen wiederum bis auf 6 und 111 mit den oben nach der 'gut'-Bewertung gewonnenen 14 besten Sätzen zusammen. Also 13 von 14 Sätzen stimmen überein, es fehlt hier lediglich Satz 53. Auch das ist wohl nochmals Probe und Gewähr für die verlässliche Repräsentanz dieser so gewonnenen 'besten Sätze'.

Wie weit sich Wortstellungsregeln einiger Grammatiken an den obengenannten (und eben nochmals bestätigten) 14 "besten Sätze" bewähren, soll ein Vergleich mit den Regeln von Curme, der Leipziger Dudengrammatik (Walter Jung) und der Mannheimer Dudengrammatik zeigen. Curme gibt als Reihenfolge an: Zeit, Ort, Art und Weise, Grund, Zweck. Jung gibt als Reihenfolge an: Grund, Zeit, Art und Weise, Ort, Zweck. Im Mannheimer Duden lautet die Regel in der 2. Ausgabe der Grammatik unter der Nummer 7095: "Ebenso häufig stehen sie (die freien Umstandsangaben) auch nach der Personalform des Verbs. Treffen hier mehrere freie Umstandsangaben zusammen, dann gilt gewöhnlich die Folge: Zeit, Grund, Art und Weise, Ort." Darüber hinaus stellt der Mannheimer Duden im Abschnitt 7065 noch ein "allgemeingültiges Stellungsprinzip" auf: "Die Stellung aller nicht verbalen Satzglieder, die der Personalform folgen oder die im Rahmen des eingeleiteten Gliedsatzes stehen, richtet sich nach dem Mitteilungswert dieser Glieder. Dabei besetzt das Glied mit dem höchsten Mitteilungswert die Endstelle, soweit diese nicht bereits durch einen Prädikatteil besetzt ist."

Wie weit sich diese Regeln bewähren, läßt sich aus der Gesamt-Rangtabelle ablesen. Mit den dort verwendeten Abkürzungen lautet also die Formel für Curme ZOAG, für den Leipziger Duden GZAO, für den Mannheimer Duden ZGAO. Da man in unserem Beispiel das Satzglied *zu den Pferden* – ohne weiteren Kontext – sowohl als Grund wie als Zweck interpretieren kann, ergibt sich für den Leipziger Duden auch noch die Formel ZAOG, während sich bei Curme die Reihenfolge nicht ändert, wenn 'Zweck', das ja unmittelbar auf 'G(rund)' folgt, an dessen Stelle tritt. Und beim Mannheimer Duden bleibt es ebenfalls unverändert, da er ja nicht zwischen Grund und Zweck scheidet, nur 'G(rund)' hat.

Bei den 14 besten Sätzen aus den beiden Tests B I und B II finden sich von den von den Grammatiken aufgestellten Regeln für die Wortfolge nur die beiden Varianten des Leipziger Duden, GZAO und ZAOG, und zwar je zweimal, d.h. also nur für 1/7 der Fälle zutreffend. Das kann man also wohl kaum mehr eine Regel nennen. Für Curme und Mannheimer Duden fällt die Bewährungsprobe noch schlechter aus: ihre Regelreihenfolge ist unter den 14 besten Sätzen überhaupt nicht vertreten. Am häufigsten findet sich unter den 14 besten Sätzen die Reihenfolge AZGO und AZOG, und zwar je dreimal.

Sieht man nach der Besetzung der einzelnen Stellen in der Reihenfolge, so ist die erste Stelle am häufigsten mit A besetzt (7 von 14), dann folgt Z (4 von 14) und G (3 von 14); O erscheint nie. Die letzte Stelle ist am häufigsten mit O besetzt (9 von 14), danach mit G (5 von 14), A und Z erscheinen nie.

An 2. Stelle steht am häufigsten Z (8 von 14), danach A (5 von 14) und G (1 von 14), O nie. An 3. Stelle erscheinen am häufigsten G und O (je 5 von 14), dann A und Z (je 2 von 14).

Am stärksten festgelegt erscheint also O, das nie an 1. oder 2. Stelle (wie bei der Curme-Regel) steht; danach A und Z, die nie an letzter Stelle stehen. G ist am beweglichsten, es kann an jeder Stelle stehen.

Betrachtet man auf der Gesamt-Rangliste die Wortstellung bis zur Zustimmungquote von mindestens noch 50% (bei B I also bis zur 22. Stelle, bei B II bis zur 19.), so finden sich von den Regel-Modellen wiederum nur die beiden Ostduden-Varianten GZAO bzw. ZAOG, und zwar je zweimal unter den ersten 12 (bis zu den ersten 23), also wiederum nur für einen Bruchteil der Fälle, 1/6 bis 1/11. Eine 'Regel' kann man das wohl nicht nennen, das Modell Curmes und des Mannheimer Duden wiederum noch weniger. Die Westduden-Regel erscheint erst an 26. und 29. Stelle, die Curmes an 51. und 87. Stelle.

Faßt man die Regel der Grammatiken so, daß sie nur für die Satzformen gelten soll, die beginnen *Das Mädchen geht*, so sind also vom Fragebogen die Sätze 1-24 zu überprüfen. Unter den am meisten akzeptierten 9 Sätzen findet sich dann wiederum das Ostduden-Modell mit ZAOG bzw. GZAO, und zwar jeweils bei B I und B II an 3. bzw. 9. Stelle. Auch das kann man sicher keine 'Regel' nennen, wenn sie nur für 1/9 der Fälle gilt. Das Westduden-Schema ZGAO erscheint bei B I an 11., bei B II an 17. Stelle, Curmes Reihenfolge ZOAG bei B I an 13., bei B II an 16. Stelle – also auch in dieser eingeschränkten Form bewährt sich keine der Regeln (zugleich aber sind

sie wiederum in ihrer 'Bewährung' charakteristisch unter sich in der gleichen Weise abgestuft wie bei den vorausgegangenen Überprüfungen).

Weiterhelfen kann hier wohl nur die stärkere Einbeziehung der Semantik, und das heißt aber eben auch: des Kontextes. Das sei zum Abschluß noch einmal – wie oben schon an Satz 112 – an Satz 4 verdeutlicht, bei dem die Wertungen noch stärker auseinandergehen: Bei U. steht er an 10. Stelle, bei B I an 22. und bei B II an 74. Stelle. Der Satz Nr. 4 lautet: *Das Mädchen geht heute morgen in den Stall zu den Pferden mit dem Eimer.*

Ulvestad (bei dem der Satz als Nr. 6 erscheint) hat ihn vielleicht zu Unrecht unter seine "12 guten" (d.h. besten) Sätze eingereiht – deshalb vielleicht zu Unrecht, weil nur 4 seiner 10 Testpersonen ihn als gut, einer ihn als unmöglich und die restlichen 5 ihn als möglich aber nicht gut bezeichnen. Aber die so stark differierende Beurteilung hängt sicher mit verschiedenen Kontextvorstellungen, verschiedenen semantischen Verknüpfungen zusammen. Die negativste Bewertung (in B II) ist sicher die kontextfreiste, in der dann *mit dem Eimer* als fast unverbunden nachklappende Angabe von 'Art und Weise' empfunden wird. Das stimmt auch damit zusammen, daß bei den 14 besten Sätzen A nie an letzter Stelle erschien. Wird der Satz aber in einem weiteren Kontext so verstanden, daß das Mädchen statt *mit dem Eimer* (voll Hafer) auch *mit einem Sack* (voll Hafer) zu den Pferden gehen kann, so wird die Opposition durch die Endstellung hervorgehoben und entsprechend besser bewertet (wie in B I). Es kann aber mit dem Satz auch ein Kontext assoziiert werden mit Pferden, die eine Krippe statt eines Behelfseimers als ständige Futterstelle haben. Dann sind die armen *Pferde mit dem Eimer* gegenüber den glücklichen *Pferden mit der Krippe* eben noch stärker in Endstellung hervorzuheben und der Satz ist noch entsprechend besser zu bewerten (allerdings entfällt diese Möglichkeit für Ulvestads *Mäuse im Keller*).

Der Test müßte in verbesserter Form noch mehrmals wiederholt werden. Es müßten dabei Kontext und semantische Varianten mit einbezogen werden (so wie auch das bereits vorliegende Material unter diesen Gesichtspunkten noch besser auszuwerten wäre).

Aber auch mit den bisherigen Tests und ihrer ersten Aufarbeitung ließ sich doch wohl schon zeigen, daß keine der bisher in den gängigen Grammatiken gegebenen Wortstellungsregeln für die freien adverbialen Angaben brauchbar ist, daß keine stimmte. So können wir abschließend als immer noch gültig Hermann Pauls Sätze zitieren, mit denen er 1919 in seiner Deut-

schen Grammatik die Darstellung der Wortstellung begann: "Die Wortstellung im Deutschen ist nicht so eng gebunden wie die im Franz., aber auch nicht so einfach. Ihre Regeln sind nicht leicht zu fassen."⁴

Keineswegs so unsicher wie diese Regel über die Reihenfolge der freien Umstandsangaben, aber auch keineswegs so sicher, wie alle Grammatiken sie angeben, ist die Regel über die Zweitstellung des Verbums im Aussage-Hauptsatz oder, von der anderen Seite gesehen, daß vor dem Verb (in Drachs 'Vorfeld') nur e i n Satzglied stehen kann. Hier wird, wie wir einleitend sahen, die Einzahl, das einzige Satzglied um der 2. Stelle des Verbs willen oft manipuliert, ohne daß immer klare Kriterien dafür erkennbar wären. Auch hier kann abschließend als Aufgabe ein noch immer gültiger, über 50 Jahre alter Satz von Hermann Paul zitiert werden: "Es bedarf aber noch einer Erörterung, was als ein Satzglied zu betrachten ist."⁵

Anmerkungen

- 1 George O. Curme, A grammar of the German language, ²New York 1960, S. 590.
- 2 Walter Jung, Kleine Gram. d. dt. Sprache, Leipzig 1955, S. 270.
- 3 Im Jahrbuch der Universität Bergen, dann 1968 in deutscher Bearbeitung bei H. Steger, Vorschläge für eine strukturelle Grammatik des Deutschen.
- 4 Hermann Paul, Deutsche Grammatik, ⁵Halle (Saale) 1959, Bd. III, S. 65.
- 5 Ebd.

AUS DER SCHUBLADE DER POPANZE

Schubladenbeiträge unter Festschriftaufsätzen werden traditionell kritisch angesehen. Mit Recht, wenn sie aus einer Ablegenschublade stammen, in der zurückgehaltene Seitenergebnisse auf eine gelegentliche Verwendung warten. Dabei braucht weniger die Qualität bezweifelt zu werden, als die gedankliche Einpassung in "geplante Gelegenheitsschriften", denen die Planer doch soweit wie möglich inneren Zusammenhang und förderliches Ineinandergreifen zu sichern suchen.

So bedarf die Schubladenprovenienz dieses Beitrages einer gewissen Erläuterung. Diese gilt ebenso der Aktualität der Themenstellung wie dem Bezug zu dem Empfänger dieser Festschrift. Die Schublade, in die gegriffen wird, ist nicht die der auf Veröffentlichung wartenden Manuskripte. Sie beherbergt zwar Akten verschiedenen Alters. Aber diese sind so zahlreich geworden, daß nichts Angestaubtes zum Vorschein kommt, sondern die Jahrgänge 1972 und selbst 1973 so zahlreich vertreten sind, daß nur einige Zeugnisse herausgeholt werden können. Die Auswahl selbst hat aber auch einen Bezug zu dem Jubilar, indem sie diesem das Urteil über Kontroversen anheimstellt, die sich in dem Zeitraum der über zwanzig Jahre enger fachlicher und persönlicher Verbindung entwickelten und bei deren Entscheidung es auf das offene und freimütige Urteil des Sachkenners ankommt, der dem kritischen Austausch nicht ausweicht.

Popanze in der Sprachforschung – gibt es so etwas? Im Grunde ist das, was sich unter diesem Titel vorstellt, eine allgemeine, man muß fast sagen unvermeidliche Begleiterscheinung alles wissenschaftlichen Austausches. Die Wissenschaft lebt vom kritischen Disput, vom prüfenden Austausch der Meinungen. Gerät dieser aus dem Gleichgewicht, so entstehen die Gefahren des Monologs oder des Popanzes. Im Grunde sind es zwei Folgen des Aufhörens des Dialogs: die eine zieht sich auf den internen Bereich zurück zum Selbstgespräch; die andere bringt den Gesprächspartner um seine Rolle, indem sie ihn gedanklich festnagelt auf eine Interpretation, die nun als seine dauernde und eindeutige Meinung festgelegt erscheint, für deren Einordnung es keiner neuen Argumente bedarf, sondern nur der Bekräftigung der eigenen Meinung. – Ein solcher Abladeplatz der Selbstbestätigung hat nun eine fatale Neigung, sich

auszudehnen: nicht nur vertretbare wissenschaftliche Gegenargumente verfestigen sich stereotyp, sondern unter dieser Decke sammeln sich Mißverständnisse, Unterstellungen, Vermutungen an, auf die ungeprüft mit der gleichen Vehemenz eingeschlagen wird wie auf etwaige begründete Mängel. Die kritische Auseinandersetzung wird zum Kreislauf von Selbstsicherheit und einer aus eigener Phantasie mitgestalteten Gegnerschaft. Der Popanz ist fertig, und auf ihn kann mit gutem Gewissen losgeprügelt werden.

Ein solches Umschlagen von kritischem Bemühen in vorgefaßte Urteile erlebt jeder Forscher, und er wird darauf aus sein, an die Quelle der Unterbrechung des Dialogs heranzukommen. Es gelingt aber nicht immer, das unterbrochene Gespräch rechtzeitig wieder zu aktivieren, und darüber gewinnen solche Fehlentwicklungen an Reichweite. Ein gut ausgestaffierter Popanz hat beachtliche Anziehungskraft und läßt auch solche, die zu einer originalen Auseinandersetzung nicht in der Lage sind, zum Mittun ein. Unkenntnis, Unverständnis und Vor-Urteile schließen sich zu kaum mehr durchbrechbaren Hindernissen zusammen.

Solche Erfahrungen hat jeder in öffentlicher Auseinandersetzung Stehende gemacht und darüber gelernt, die gelegentlichen Auswüchse mißgeleiteter Kritik der Korrektur durch das wissenschaftliche Gesamtgespräch zu überlassen. Aber es gibt auch Anzeichen von Situationen, in denen man sich gegen die Popanzierung wehren muß. Das gilt besonders dort, wo ein so zugerichtetes Bild in Übersichten über den Stand einer Wissenschaft übergreift und von dort aus Aussicht hat, in die Stufen der Geschichtsschreibung einzugehen, auf denen kaum mehr einer sich um Originalurteile bemüht, sondern auch Ergebnisse dieser Art als feste Tatsachen promulgiert. Dabei zeigt sich vor allem, daß man auch mit Generationen von Popanzen rechnen muß, daß Popanzenkinder und -enkel oft noch mehr entstellt sind als die Originale selbst und noch weniger durch eine Rücksicht gehemmt sind, daß vielleicht ein Mitlebender sie korrigieren könnte.

Zu solchen Überlegungen geben die Erfahrungen einer fünfzigjährigen Gelehrtentätigkeit Anlaß genug, zumal wenn diese der Mannigfaltigkeit der Probleme gerecht zu werden versuchte, die in dieser Zeit nach Behandlung verlangten und mit zunehmender Fülle immer weniger Zeit ließen, eine Kontroverse bis zur ausgewogenen Lösung durchzuführen. Es hat sich tatsächlich eine Schublade gefüllt mit Beispielen dieser Art, und es ist nicht leicht, daraus die Fälle herauszusondern, die am dringendsten einer Behandlung bedürften, sei es, daß sie zu besonders mißgestalteten Ergebnissen geführt haben, sei es, daß

von ihrer Korrektur am meisten für die laufende Forschung abhängt. Im Hinblick auf die Bestimmung dieses Beitrages setze ich an den jüngsten einschlägigen Erfahrungen an, soweit sie auch Probleme berühren, die den Jubilar beschäftigt haben.

Die Ankündigung einer Schrift "Bestimmt die Sprache unser Weltbild?" von Erhard Albrecht erweckte im Herbst 1972 die Erwartung, daß in der von M. Buhr herausgegebenen Reihe "Zur Kritik der bürgerlichen Ideologie" nun die "Kritik der gegenwärtigen bürgerlichen Sprachphilosophie" vorangetrieben werden sollte. Beim Erscheinen Anfang 1973 bestätigte es sich, daß ein zielstrebigter Versuch der Auseinandersetzung mit der für den Westen als charakteristisch empfundenen vertieften Sprachauffassung unternommen wurde; die Namen fast aller durch Äußerungen über Sprache hervorgetretenen Philosophen treten auf, wobei vor allem die Positionen von M. Heidegger und L. Wittgenstein vorgeführt wurden. Daß in diesem Zusammenhang der "Weltbild"-Autor L. Weisgerber auch genannt wurde, war nicht zu verwundern; auffällig war aber, daß das Namenverzeichnis nach den Bezugstellen auf Lenin am zweithäufigsten solche auf L. Weisgerber enthält: da es sich sicher nicht um bestätigende Äußerungen handeln konnte, war der Verdacht auf eine Popanz-Funktion nicht unbegründet, und es zeigte sich rasch, daß die kurz vorher aus der "Geschichte der neueren Sprachwissenschaft" von G. Helbig 1971 bekannt gewordenen Vorwürfe aus marxistischer Sicht sich auf einer noch ideologisierenderen Stufe wiederholten und auffüllten.

In einer Weise ist es schade, daß für meine Helbig-Kritik "Gefärbte Brillen" (Grebe-Festschrift 1973) die Darstellung von E. Albrecht noch nicht verfügbar war; sie hätte zu der genaueren Bestimmung der Brillenfarben noch manches beitragen können. Aber wahrscheinlich ist die Aufnahme in die Popanzsammlung doch angemessener, denn es zeigt sich an einer nicht alltäglichen Stelle, wie ein solcher Popanz hergestellt wird. (Da das Wort *Popanz* wahrscheinlich slawischer Herkunft ist, könnte die räumlich-geistige Nähe auch der Praxis seiner Verfertigung noch förderlich sein.) Diese wird wahrhaftig breit genug vorbereitet: "Die Auffassung, daß Sprachstrukturen, Weltbilder und Kulturstrukturen einen wechselseitigen Zusammenhang bilden, dient offen der Rechtfertigung der Herrschaftsinteressen der Monopolbourgeoisie. Diese von den äußerst reaktionären idealistischen Sprachphilosophen und Linguisten wie Weisgerber, Sapir und Whorf vertretene 'Theorie' hängt eng mit den sprachphilosophischen Auffassungen des Strukturalismus zusammen. Letztere liefern die erkenntnistheoretische 'Argumentation' für

das von Weisgerber, Sapir und Whorf vertretene Prinzip des sprachlichen Relativismus. Auch hängt diese sprachphilosophische Strömung mit der Abwertung der Leistungen der kulturellen Errungenschaften der Völker der nationalen Befreiungsbewegung in Afrika, Asien und Lateinamerika zusammen." (72).

Mit dieser Einordnung in *äußerst reaktionäre idealistische Sprachphilosophie* im Dienste der *Rechtfertigung der Herrschaftsinteressen der Monopolbourgeoisie* über das *Prinzip des sprachlichen Relativismus* und die Praxis der *Abwertung der Leistungen der kulturellen Errungenschaften der unterdrückten Völker* ist eine solide Grundlage für einen Popanz geschaffen, auf die man bereits lustig einschlagen und auf der man beliebig viel aufmontieren kann, wie es dann in den "Bemerkungen zur sprachphilosophischen Situation in der BRD" geschieht (S. 102 ff). Was hier alles für den Popanz von E. Albrecht zu rechtgeschnitten wird, läßt sich gar nicht aufzählen. Einige von ihm selbst hervorgehobene Tendenzen (die darum noch nicht die Gipfelpunkte der Entstehung zu sein brauchen) müssen für viele andere stehen. Am ernstesten würde ich den Vorwurf der Verkehrung von Humboldts Sprachauffassung nehmen (S. 102 ff). Im vollen Zugeständnis der Tatsache, daß wohl niemand dem umfassenden Gedankenflug von W. von Humboldt ganz gerecht werden kann und daß ich meine Aufgabe nie in einem bloßen Abklatsch von Humboldts Sprachphilosophie gesehen habe, richte ich an E. Albrecht die Frage, ob nicht Humboldt selbst die kürzeste Fassung seines Sprachanliegens in dem Titel des Hauptwerks "Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts" gegeben hat; wenn er mir einen Verstoß gegen den Sinn dieser Formel nachweisen kann, will ich mich von einem vorbildlichen Interpreten geduldig zurechtweisen lassen und nur darum bitten, die Ursache dieser Unzulänglichkeit lieber in allgemeinem menschlicher Dummheit als in chauvinistisch-nationalistischen Absichten zu suchen. — Aber E. Albrecht scheint hier einen besonders dankbaren Schmuck für seinen Popanz gefunden zu haben: da vertritt dieser Weisgerber schon in seinem ersten Buch "Muttersprache und Geistesbildung" "eine äußerst extreme nationalistische und irrationalistische Linie in der Auffassung von Sprache und Denken" (102). Die wohlwollendste Erklärung wäre wohl, daß Albrecht dieses Buch weniger aus eigener Lektüre als durch die vereinigten Brillen von Beurteilern kennt, denen lange nach dem Erscheinungsjahr 1928 das Wort *Muttersprache* genügte, um Verdächtigungen auszustreuen. Wenn ja, so sei ihm und seinen Gewährsleuten die Lektüre des Aufsatzes "Hat das Wort Mut-

tersprache ausgedient?“ (Muttersprache 1970, S. 163 ff) empfohlen, auf jeden Fall aber die Verifizierung auch nur eines “äußerst extrem nationalistischen” Beispiels vorgeschlagen. – Wer so etwas liest, weiß auch von selbst, was er zu halten hat von Ausbrüchen wie: “Weisgerber diene ebenso wie Heidegger mit seinen sprachphilosophischen Auffassungen den reaktionären Kräften des deutschen Monopolkapitals und rechtfertigte deren imperialistische Expansionen mit den Mitteln der Sprachphilosophie” (S. 102). Der Popanz ist vollendet – nur ist kein wahres Wort daran, und jedes Wort der Verteidigung wäre verschwendet.

Nach solchen Hochleistungen hat es eigentlich wenig Zweck, die einzelnen Flicker, mit denen der Popanz aufgepolstert ist, zu durchmustern. Über ein Verwundern oder eine ironische Antwort führt das selten hinaus, denn der eigentliche Dialog ist in diesem Stadium meist schon “totgeschlagen”. Etwas anderes scheint mir dringlicher und aussichtsreicher zu sein. Ein solcher Popanz ist im Durchschnittsfall kein gezieltes Produkt, sondern eher die Folge einer Entgleisung. Am Anfang mag durchaus ein kritisches Bemühen stehen; es stößt auf eine unverständene Stelle, beißt sich fest und wird geneigt, auch in der Fortsetzung Bestätigungen seines Einhakens zu finden. Das läuft dann in zwei Richtungen: die Thesen eines Verfassers werden suspekt, man findet in ihnen zunehmend angreifbare Punkte, die Gefahren des Mißverstehens wachsen und auch beim durchaus rechtlich denkenden Kritiker kommt die Stelle des Entgleisens, des Sich-Überschlagens der notwendigen kritischen Grundhaltung. So etwas passiert alle Tage, braucht aber noch kein Popanz zu sein. Aber an ein mißverstehendes Einhaken schließen dann Befürchtungen an, die der Kritiker aus seinem eigenen Busen hervorholt: mögliche Konsequenzen der inkriminierten Stellen werden aus dem eigenen Vorbehalt in die Absicht des Kritisierten verlegt, und nun ist der Popanz fertig: auf ihn wird mit der ganzen Überzeugung eines abzuwehrenden Schadens eingeschlagen, die Linie des Opfers selbst gerät ganz außer Sicht, und zum Schluß merkt der sich Eifernde gar nicht mehr, daß er mehr auf die Produkte der eigenen Befürchtungen einschlägt, als auf die Intentionen des nun zunehmend verdächtigen Gegenspielers.

Beispiele solcher Art finden sich bei E. Albrecht bedenklich oft, und so kommen nicht nur Einzelfälle grober Mißdeutung zustande, sondern es macht sich eine voreingenommene Tendenz seines ganzen Buches breit, mit der nun wirklich niemandem gedient ist. Wir können nur in Stichworten einige Stellen berühren, an denen der Abbau von Popanz-Elementen am dringlichsten wäre.

Da veröffentlicht Weisgerber 1931 in dem Vierkandt'schen Handbuch der Soziologie einen Beitrag über Sprache (übrigens den frühesten Gesamtentwurf einer Soziologie der Sprache). Dem Gesamtthema entsprechend stehen die sozialen Bezüge der Sprache im Vordergrund, Größen wie die deutsche, die englische Sprache selbst und das zugehörige Phänomen der Sprachgemeinschaften, die die "Träger" einer solchen Sprache sind. Dabei wird es aus innersprachwissenschaftlichen Gründen nötig, Dasein und Lebensprozesse der letzteren aufzuweisen und zu analysieren. Ist das eine legitime Aufgabe? Für Albrecht aber ist es ein Beitrag 'zur Vorbereitung des Faschismus' (105). Warum? Eine Sprachgemeinschaft hat ja wohl etwas zu tun. Wer diese unerwartete Frage stellt, wird notwendig in zwei Richtungen geführt. Einmal, und das dürfte nicht ganz unvernünftig sein, wird sie wohl ein wichtiger Bezugspunkt für die Schöpfung einer Sprache sein, und da eine Sprache eine sinnlich-geistige Ganzheit ist, wird die Sprachgemeinschaft eine Aufgabe haben nicht nur beim lautlichen Aufbau einer Sprache (was jeder zugibt), sondern auch bei ihrem geistigen Aufbau. Das letztere ist ungeläufiger, und hier setzt bei Albrecht der Popanz an. Und es ist gleich ein zweiköpfiger Popanz. Diese Sprachgemeinschaft muß wohl auch im Gemeinleben spürbar sein. Das war sie auch seit je, nur lief sie wegen ihrer Selbstverständlichkeit mit unter andern Titeln wie Volk oder Nation. Mein Anliegen war, diese Vermengungen aufzulösen und die Sprachgemeinschaft streng auf ihre primäre Rolle hin zu untersuchen. Das war umso nötiger, als jene Jahre voll waren von Diskussionen über Gemeinschaftsformen, über Volk, Nation, über Auswirkungen von Rasse und Raum. Aus alledem mußte die bis dahin unbeachtete Sprachgemeinschaft herausgelöst und in ihrer primären Leistung durchleuchtet werden; dazu gehörten vor allem klare Abgrenzungen gegen jene anderen Größen. Ist das legitim und nötig? Bei Albrecht aber sind offenbar die Grenzen des Verständnisses erreicht, und vor allem bei der Analyse der Leistungen der Sprachgemeinschaft kann er das Einfließen seiner Verdähte nicht mehr hemmen: wie kann jemand, der den genannten Artikel gelesen hat, behaupten, daß hier "Begriffe wie Volksgemeinschaft und Nation ganz im Sinne der faschistischen Ideologie verwendet" werden, daß "Begriffe wie Volk und Nation in chauvinistischer Verblendung von einer wissenschaftlichen Analyse ausgeschlossen werden" usw. Es muß wohl doch so sein, daß bestimmte Wörter und Probleme automatisch die Fähigkeit, ein Problem bis zu Ende mitzuverfolgen, blockieren.

Es ist nicht zuviel behauptet, daß E. Albrechts Kritik der gegenwärtigen bürgerlichen Sprachphilosophie stark mit solchen Popanzen durchsetzt ist. Was mich angeht, so war ich zuerst erfreut, mit welcher Behutsamkeit er zunächst den Gedanken von der Sprache als einer "Kraft geistigen Gestaltens" aufnimmt, obwohl rechts und links anderwärts so bewährte Popanzen wie *Weltbild* und *Weltauffassung* auftauchen (107). Aber warum dann der Zick-Zack-Weg, Weisgerber ziehe den unzulässigen Schluß, daß der Mensch die Wirklichkeit nicht erkennen könne, die energetische Sprachauffassung führe zu einem "agnostizistischen Standpunkt in der Erkenntnistheorie", daß die Meinung, dem Menschen sei kein adäquater Zugang zur Wirklichkeit möglich, einer erkenntnistheoretischen Kritik nicht standhalte, um dann in einem Atem zu sagen, daß ein absolut adäquates Erfassen der Wirklichkeit nicht möglich ist. Auch das gehört zum Popanzverfahren, die Meinungen des anderen so aufzublähen, daß man sie dann soweit reduzieren kann, wie der andere sie von Anfang an gefaßt hatte.

Aber auch solche halben Wege der Begegnung werden nicht zu Ende gegangen. Es scheint, daß hier Marx-Worte wie etwa daß die Sprache "die unmittelbare Wirklichkeit des Gedankens" sei, dazu führen, daß schon in weitem Umkreis Barrieren gegen mögliche Abweichungen gebaut werden. Nur so ist es zu verstehen, daß die inhaltbezogene Grammatik ganz unverstanden bleibt und daß von allen Bemühungen um die geistige Seite der Sprache nur der Popanz übrig bleibt: "Jegliches Bemühen um eine zwangsläufige Parallelität zwischen der Strukturierung einer Sprache in Wörter und der Begriffsstruktur des Denkens führt in letzter Konsequenz zur Liquidierung der Sprachwissenschaft, führt zurück zu den unwissenschaftlichen etymologischen Konstruktionen der Scholastik und zur scholastischen 'spekulativen' Grammatik" (109). Bei einer solchen Popanzisierung des Ansatzes muß der Schluß ans Unsinnige streifen.

Es mag mit solchen Beispielen sein Bewenden haben, so viel aus dem eigenen Schaffen und verwandten Gedankengängen vor allem bei H. Gipper in die Popanzsphäre hineingeraten ist. Man wird bedauern, daß so viele Ansätze zerstört sind, die durchaus auch einer förderlichen Diskussion hätten dienen können. Aber die Einebnung auf den Popanz "bürgerliche Ideologie" greift noch viel weiter aus und zieht ziemlich alle Philosophen ein, die sich zum Thema Sprache geäußert haben: Man sieht eine weltweite Auseinandersetzung kommen, und es wäre nur erwünscht, daß vorher alle gefärbten Brillen abgelegt und alle Popanzgewohnheiten aufgegeben würden.

Eines der Stichwörter, die bei einer solchen Auseinandersetzung eine Hauptrolle spielen müssen, klingt bei E. Albrecht verhältnismäßig schwach an: Idealismus. Gewiß ist es auch an seinem Weisgerber-Popanz beteiligt, und die "idealistische Grundposition" (109) würde ihm durchaus genügen, um eine "inhaltsbezogene Grammatik in den Irrationalismus zu führen und überhaupt den Aufbau einer wissenschaftlichen Grammatiktheorie zu verhindern". Aber gemessen an dem, was die "Geschichte der neueren Sprachwissenschaft" von G. Helbig von idealistischen Verfehlungen der inhaltsbezogenen Grammatik verzeichnet (vgl. den oben genannten Aufsatz "Gefärbte Brillen"), sind die Marx-Worte, die er ihr entgegenzuhalten hat, weniger schlagend. Doch soll das hier unerörtert bleiben. Wohl aber muß bei dem Stichwort Idealismus betont werden, daß dieser Vorwurf nicht nur im Osten, sondern auch im Westen durchaus geläufig ist, und daß die Versuchungen, ihn ohne ausreichende Prüfung als popanzförderlich auszuschlachten, kaum geringer erscheinen.

Der Gerechtigkeit halber müssen wir hier auch ein Wort zu dem Popanzstand im Westen sagen. Daß ich hier allerlei gewöhnt bin, brauche ich kaum zu belegen; von den ersten Versuchen, die geistige Seite der Sprache aufzuzeigen und die Daseinsart einer Sprache verständlich zu machen, über das Einbeziehen der Sprachgemeinschaft, den Aufbau der energetischen Sprachbetrachtung, die Analyse des Prozesses der sprachlichen Gestaltung der Welt, bis zum Aufweisen der Wirkungsformen von Sprache im menschlichen Leben ist seit 1925 kein Jahr vergangen, in dem nicht die Forderung, scheinbar geläufige Dinge neu zu durchdenken, auf Überraschung, Mißverständnis, Ablehnung gestoßen wäre. Darüber hat sich die Schublade der Popanze bis oben auf gefüllt, und die Verringerung im Gefolge wachsender Einsichten wurde wieder aufgeholt durch Zuwachs, namentlich in den Jahren des wachsenden Linguistik-Imports. Was im Osten das Schreckbild der bürgerlichen Ideologie zustande brachte, das war für die *meaning*-freien Linguistiken des Westens die Suche nach dem Geistigen in der Sprache. Ein Unterschied ist allerdings wert festgehalten zu werden: während man im Osten, wie Helbig und Albrecht ausreichend belegen, wenigstens in eine (allerdings im Ergebnis vorbestimmte) Auseinandersetzung eintritt, üben sich die von Amerika abhängigen Strömungen mehr in der Kunst des nicht zur Kenntnis-Nehmens. Das ist allerdings einfacher.

Immerhin hat die Schublade der Popanze nicht über Mangel an Neuzugängen zu klagen. Aber sie zeigen einige Veränderungen, und die jüngsten enthalten geradezu Hinweise auf etwas, was ich in meiner unbeholfenen Sprechweise

als *Depopanzisierung* bezeichnen möchte. (Sollte so etwas sich fortsetzen, so würde ich den Jubilar um eine seiner markanten Wortprägungen bitten). Zwei der jüngsten Beispiele mögen das veranschaulichen.

Wenn einem Forscher ein "platter spiritualistischer Idealismus" attestiert wird (Heeschen-Kegel, Ling.Berichte, 21, 1972, 49), so sollte das jeden Linguistiker von dem Pflichtgefühl entbinden, sich mit einem solchen vorsintflutlichen Menschen abzugeben. So tun auch die beiden Autoren, gestützt auf einen völlig aus dem Zusammenhang gerissenen Satz, ermutigt durch den Sprachgebrauch der "materialistischen Philosophie bei Autoren wie Klaus, Schaff und Albrecht (!)" (brieflich). In vollkommener Popanztechnik heißt es da: "Das "soziale Objektivgebilde" Sprache wird hier hochstilisiert zur Mutter Sprache, zur Sprachkraft, die über den Menschen kommt und ihn in seinem Verhalten und seinem Weltbild total determiniert. Man kann sich des Gefühls nicht erwehren, daß bei Weisgerber der Mensch nur noch als passives Opfer metaphysischer Gewalten gesehen wird". So etwas läßt sich kaum mehr überbieten, und die nachträgliche Entschuldigung, daß die Diktion in dem Artikel "etwas salopper war als der Sache angemessen", hätte statt *salopp* ruhig sagen können *unverantwortlich*.

Trotzdem scheint es C. Heeschen bei diesem Reifall auf Oststil nicht recht wohl zu sein, und so verweist er auf die Tatsache, daß er in sein Büchlein "Grundfragen der Linguistik" (1972) einen ausführlichen Beitrag seines Bruders V. Heeschen über L. Weisgerber (S. 54 - 69) aufgenommen habe und daß dort begründet wird, weshalb es gerechtfertigt erschien, "einen Beitrag über Weisgerber, mag dieser im übrigen auch noch so sehr aus dem herausfallen, was man heute üblicherweise unter Strukturalismus versteht, hier aufzunehmen" (42). Das klingt wesentlich anders und zwingt dazu, diese Stellungnahme aus der Popanzdiskussion herauszunehmen. Als eine der drei Schulen des europäischen Strukturalismus (neben der Prager Schule und der Glossematik) lassen sich die Anfänge der Inhaltsforschung einordnen und die eigenen Wege begründen und darlegen. Gewiß würde ich jemand, der sich ein Bild von der Lehre Weisgerbers machen will, Heeschen nicht uneingeschränkt empfehlen. In einem entscheidenden Punkt bleibt ein fundamentaler Gegensatz ("Es rächt sich, daß Weisgerber zu sehr auf die Sprache als geistige Kraft und nicht auf sie als bloßes Mittel der Verständigung und des Ausdrucks achtet" (69) – als ob man beides trennen und dem kommunikationswissenschaftlichen Modell den Vorrang geben könnte.) Aber das alles bleibt offen für eine Diskussion, die sicher klarer geworden wäre, wenn Heeschen bereits mein Buch "Die gei-

stige Seite der Sprache und ihre Erforschung" (1971) in Händen gehabt hätte. Vieles sinkt auch auf die Stufe der Schönheitsfehler herab, und die lassen sich ertragen, wenn man sie mit dem Aufbau von Popanzen vergleicht, wie er C. Heeschen offenbar in der linguistischen Luft unterläuft.

Ein Zufall will es, daß am 15.4.1973, an dem ich ein Schlußbeispiel für diesen Beitrag suche, das 13. Heft von 'Linguistik und Didaktik' Jahrgang 4, 1973, in meine Hand kommt. Es enthält einen Aufsatz von U. Maas, "Linguistik als Legitimationswissenschaft" (S. 34 - 52), der mir ein treffliches Beispiel für die Abmontierung eines Weisgerber-Popanzes zu enthalten scheint. Ohne daß ich über die Ansichten des ganzen Aufsatzes diskutieren wollte, hier einige Bemerkungen.

Es gibt seit der Mitte der sechziger Jahre einen Gemein-Popanz, an dem verschiedene Strömungen gebastelt haben. Ohne ihn ins einzelne zu verfolgen kann man als Hauptquellen leicht erkennen einerseits politisch-weltanschauliche Verdächtigungen, die ihre Sprecher bis in Germanistentagungen hinein gefunden haben, andererseits fachliche Spannungen, die mit den vorwärtsdrängenden "Linguistiken" Hand in Hand gingen, und schließlich Generationsunterschiede, bei denen für die Jungen die Kenntnis der Tätigkeiten und Motive der Älteren in so bewegten Zeiten auf ein Minimum von Schlagworten zusammenschrumpft. Da sich hier jedes Eingehen auf einzelnes aus Raumgründen verbietet, greife ich die Stelle heraus, an der ein gegenwärtiges Bild gewissermaßen rundfunkwürdig wurde, auf jeden Fall dem weitesten Zuhörerkreis nahegebracht wurde. Es ist kaum zuviel gesagt, daß das Rundfunkkolleg "Sprache", mit dem 1971/72 zwei Semester lang eine mit allen Reizmitteln zusammengebrachte Hörerschaft auf die "moderne Linguistik" eingetricimt werden sollte, zur Begründung seiner Notwendigkeit und Glaubwürdigkeit eines Gegenpols bedurfte, gegen den es sich abheben konnte. Schade nur, daß die sicher diskussionsfähigen Punkte nicht in offener Auseinandersetzung behandelt wurden, sondern daß der hauptverantwortliche Koordinator K. Baumgärtner es vorzog, seinen Hörern gleich zu Anfang einen Weisgerber-Popanz vorzuführen, auf den man nach Bedarf einschlagen und dem man an Stellen der Bedrängnis noch ein paar zusätzliche Lappen umhängen konnte. Ich verweise für diesen Verlauf, in dem auch die Veranstalter bis zu den Rundfunkmächtigen hinauf keine rühmliche Rolle spielten, auf meine beiden Aufsätze "Fünfspännige Linguistik" (Muttersprache 82, 1972, 129 ff) und "Sprache in der kopernikanischen Wende" (ebd. 83, 1973, 120 ff).

Was uns hier interessiert, ist eine Beobachtung aus dem Verlauf des Kollegs, wie ein solcher Popanz es schließlich selbst leid wird, immer als Prügelknaube zu dienen. In dem dritten Satz der Einführungssendung stellte Baumgärtner seinen Weisgerber-Popanz und dessen Hauptwerk "Vom Weltbild der deutschen Sprache" vor: "auf diese Weise wird die Linguistik zu einer Spielart des Darwinismus, – mit der Aufgabe, ein zweifelhaftes nationales Selbstverständnis abzusichern". Diesen Popanz braucht er für die Fortsetzung: "Es braucht kaum weiter verteidigt zu werden, warum wir darauf verzichten wollen, diese Auffassungen zum Thema Sprache genauer zu behandeln" (aus dem Tonband der Einführungssendung vom September 1971). Die Hörer sollten ihm das unbesehen abnehmen.

Das taten sie nun nicht. Und was noch wichtiger ist: selbst Mitträger des Funkkollegs weigerten sich, unter einer solchen Flagge zu kämpfen. Und dafür ein bezeichnendes Beispiel: Als die Klagen der Kolleghörere, daß sie mit den Gegenständen, zu denen man sie im Namen der Linguistik gelockt hatte, weder mitkämen noch etwas anzufangen wüßten, allzu eindringlich wurden, zog Baumgärtner wieder seinen Weisgerber-Popanz hervor. In einer der Podiumdiskussionen, in denen den Beschwerden der Linguistik-Überdrüssigen nachgegangen werden sollte, hatte er als einzige Rechtfertigung für seinen formalisierten Linguistikaufbau das Schreckbild: "Ich kann nur mit Grausen daran denken, wie es gewesen wäre, wenn an Stelle des strikten operationalen Strukturalismus nur so etwas existiert hätte, wie die sehr, sehr ungenaue und mit wer weiß was für Prämissen und Detailhypothesen belastete inhaltsbezogene Grammatik", usw. Diese Popanz-Tonart wurde nun selbst dem als Autor von Pragmatik-Sendungen mitwirkenden Unterredner Utz Maas zu bunt und er weist hier und auch später Baumgärtner in seine Schranken. Ich bin U. Maas nie persönlich begegnet und habe aus dem Kontext den Eindruck, daß sein Weisgerber-Bild durch die Unterschiebungen der "Antifaschisten" wie durch die Vorwürfe der Computerlinguistiker gestaltet ist. Aber nun ist offenbar gerade durch die Übertreibungen sein wissenschaftliches Gewissen aufgerufen, und er bemüht sich, den Gemeinpopanz durch Autopsie zu überprüfen.

In den Stand dieser echten Depopanzisierung vermittelt der genannte Aufsatz aufschlußreiche Einblicke. Wenn ich mich hier auch auf Stichworte beschränken muß, so ist der Anlaß die Prüfung der Ansprüche technischer Vorherrschaft (Computer) in der Sprachwissenschaft, und die damit verbundene Frage, woher sprachwissenschaftliche Strömungen ihren Berechtigungsnachweis beziehen. Darüber kommen unerwartet viele Bestandteile des Weisgerber-

Popanzes zur Sprache. Anlaß gaben die von U. Maas bereits öffentlich gerügten Mängel des Funkkollegs Sprache (vgl. U. Maas und D. Wunderlich, Pragmatik und sprachliches Handeln, 1972). In der Kritik an den "linguistischen" Blöcken kommt vor allem die erste Vorbedingung, die Berichtigung des kommunikationswissenschaftlichen Modells mit allen ihren Folgerungen, immer deutlicher heraus. Noch weiter die Einsicht: "An die Stelle einer Auseinandersetzung mit dem Gegenstand tritt die Anpassung an die technifizierte Produktion" (43); diese Vormacht der Technik in der Dreiheit Geist-Natur-Technik, wie sie mit der Linguistik durchgebrochen ist, muß wieder eingedämmt werden. Auch in der Beurteilung des Geist-Natur-Verhältnisses entfernt sich Maas weithin von dem Weltbild-Popanz. "Wenn hier Sprache mit dem Prozeß der Bewußtwerdung, mit der Verwandlung der Natur in Natur für uns, zusammengebracht wird, so besteht auch hier eine gemeinsame Position mit Weisgerber" (44). Die Diskussion des Geistigen umgeht Maas allerdings lieber, und so bleiben manche der anschließenden Fragen noch kontrovers (44). Aber die Stellen der Diskussion werden offengelegt, und diese Rückkehr vom Popanz zum Gespräch ist das Entscheidende.

Schmäler bleibt die Öffnung zu dem Abbau des Ideologie-Komplexes. Offenbar unbezweifelt für ihn steht die Überzeugung: "Die Rolle, die die Wissenschaft, insbesondere die Sprachwissenschaft, im Faschismus gespielt hat, ist ein paradigmatisches Beispiel für die Pervertierung von Wissenschaft" (46) mit offensichtlicher Möglichkeit der Anwendung auch auf Weisgerber. Dieser auch in den Diskussionen des Funkkollegs durchscheinende Popanz ist noch in den Anfängen einer Überprüfung. Nun ist Maas wissenschaftlich genug, um allgemein zu bedauern, daß unsere Unkenntnis über die tatsächlichen Zusammenhänge der Zeit des "Faschismus" erschreckend groß ist, und seine eingestreuten Vermutungen über die Rolle der Sprachwissenschaft im Dritten Reich bestätigen erschütternd diese Ahnungslosigkeit und Undifferenziertheit. Immerhin bekundet Maas überzeugend seine Bereitschaft zur Überprüfung von Vorurteilen. Und da ist viel zu tun, weil manche der dazu Berufenen ihre Chronistenpflicht mit der Weitergabe von Halbwahrheiten verwechselt haben. So ist für Maas die genauere Kenntnis der Vorgänge um W. Boehlich, um die sich gegen 1965 manche Popanz-Ansätze sammelten, offenbar völlig neu und unerwartet. Er ist objektiv genug, um die Umkehrung seiner Urteilsgrundlagen, die ich mit der Übersendung einer kurzen Darstellung über "Die Lehre von der Sprachgemeinschaft" (Frankfurter Hefte 1965, 197 ff) angestoßen hatte, auf ihre Tatsächlichkeit und ihre Konse-

quenzen zu überprüfen (48, Anm. 2). Er wird viel umdenken müssen, um seine Vorstellungen über die völkische Sprachwissenschaft, in denen er sich in unbezweifelnder Gemeinsamkeit mit Baumgärtner, Wiegand und anderen Funkkollegautoren wußte, einmal in die Wirklichkeit der braunen Jahre umzusetzen. Aber seine jetzt bewiesene Objektivität berechtigt zu der Hoffnung, daß er im eigenen Sichten der Quellen nicht nur für sich, sondern auch für aufgeschlossene Hörer und Leser einen Popanz von den Lappen befreien wird, die selbst den ahnungslos Vorübergehenden zum Einschlagen einladen.

Es möchte sein, daß dieser Blick in meine Popanzschublade dem Jubilar ein kleines Lächeln entlockte. Das wäre nicht ganz ungewollt, auch in dem Sinne, daß der Wahl-Aachener es verstehen wird, wenn das Alter auf solche Weise mit Erfahrungen fertig zu werden sucht, die, wenn man sie mit "tierischem Ernst" aufnähme, wohl geeignet wären, einem die Freude an der Wissenschaft zu vergällen.

HANS GLINZ –

VERZEICHNIS SEINER WISSENSCHAFTLICHEN SCHRIFTEN

zusammengestellt von Rolf Martin

I. Buchveröffentlichungen

1. Geschichte und Kritik der Lehre von den Satzgliedern in der deutschen Grammatik (zugleich Diss. Zürich 1947). – Bern 1947.
2. Die innere Form des Deutschen. Eine neue deutsche Grammatik (zugleich Habil.-Schr. Zürich 1948). – Bern 1952, ²1961, ³1962, ⁴1965, ⁵1968, ⁶1972.
3. Der deutsche Satz. Wortarten und Satzglieder wissenschaftlich gefaßt und dichterisch gedeutet. – Düsseldorf 1957, ²1961, ³1963, ⁴1965, ⁵1967, ⁶1970.
4. Die Sprachen in der Schule. Skizze einer vergleichenden Satzlehre für Latein, Deutsch, Französisch und Englisch. – Düsseldorf 1965 (unter dem Titel: "Sprachliche Bildung in der höheren Schule" erstmals 1961).
5. Ansätze zu einer Sprachtheorie (= Beiheft 2 zum Wirkenden Wort). – Düsseldorf 1962, ²1966.
6. Sprache und Welt. Rede anlässlich der Überreichung des Konrad-Duden-Preises der Stadt Mannheim am 14. Juni 1962 (= Duden-Beiträge 6). – Mannheim 1962.
7. Deutsche Syntax (= Sammlung Metzler 43). – Stuttgart 1965, ²1967, ³1970.
8. Grundbegriffe und Methoden inhaltbezogener Text- und Sprachanalyse (= Sprache und Gemeinschaft, Grundlegung Band III). – Düsseldorf 1965.
9. Sprachwissenschaft heute. Aufgaben und Möglichkeiten (= Texte Metzler 4). – Stuttgart 1967, ²1970.

10. Linguistische Grundbegriffe und Methodenüberblick (= Studienbücher zur Linguistik und Literaturwissenschaft 1). – Frankfurt 1970, ²1971, ³1971.
11. Deutsche Grammatik I. Satz – Verb – Modus – Tempus (= Studienbücher zur Linguistik und Literaturwissenschaft 2). – Frankfurt 1970, ²1971.
12. Deutsche Grammatik II. Kasussyntax – Nominalstrukturen – Wortarten – Kasusfremdes (= Studienbücher zur Linguistik und Literaturwissenschaft 3). – Frankfurt 1971.
13. Textanalyse und Verstehenstheorie I. Methodenbegründung – soziale Dimension – Wahrheitsfrage – acht ausgeführte Beispiele (= Studienbücher zur Linguistik und Literaturwissenschaft 5). – Frankfurt 1973.

II. Aufsätze und Beiträge

1. Grammatischer Satz, sprachlicher Ausdruck und klares Denken. – In: Schweizerische Lehrerzeitung 91, 26.4.1946, S. 297 f. – Wiederabdruck in: Ehrengabe zum Germanistentag Mannheim 1962, Düsseldorf 1962, S. 43 - 48.
2. Das Verhältnis der Sprachwissenschaft zur Philosophie. – In: Studia Philosophica 9, 1949, S. 19 - 34. – Wiederabdruck in: Ehrengabe zum Germanistentag Mannheim 1962, Düsseldorf 1962, S. 49 - 61.
3. Das Problem einer idealen Sprache in Hermann Hesses "Glasperlenspiel". – In: Beiträge zur Einheit von Bildung und Sprache im geistigen Sein. Festschrift zum 80. Geburtstag von Ernst Otto, Berlin 1958, S. 262 - 269. – Wiederabdruck in: Ansätze zu einer Sprachtheorie, Düsseldorf 1962, ²1966.
4. Sprache, Sein und Denken. Eine Betrachtung von einem Gedicht aus. – In: Der Deutschunterricht 6, H.2, 1954, S. 56 - 67. – Wiederabdruck in: Das Prinzip der Ganzheit im Deutschunterricht, hg. von Erich Weisser (= Wege der Forschung 71), Darmstadt 1967, S. 105 - 119.

5. Die logisch-methodischen Grundlagen der Sprachstrukturforschung und die Bedeutung ihrer Resultate für die Arbeit anderer Wissenschaften. — In: Actes du congrès international de l'Union internationale de philosophie des sciences, Zürich 1954, S. 137 - 145.
6. Aufgabe und Werdegang der deutschen Grammatik. — In: Wirkendes Wort 6, 1956, S. 328 - 335.
7. Die Begründung der abendländischen Grammatik durch die Griechen und ihr Verhältnis zur modernen Sprachwissenschaft. In: Wirkendes Wort 7, 1957, S. 129 - 135. — Wiederabdruck in: Ehrengabe zum Germanistentag Mannheim 1962, Düsseldorf 1962, S. 62 - 70.
8. Wortarten und Satzglieder im Deutschen, Französischen und Lateinischen. — In: Der Deutschunterricht 9, H.3, 1957, S. 13 - 28.
9. Zur sprachwissenschaftlichen Methodenlehre. Diskussionsbeiträge am 8. Internationalen Linguistenkongress in Oslo, August 1957. — In: Proceedings of the 8th International Congress of Linguists, Oslo 1958, S. 81/82, S. 209-211, S. 377 - 379, S. 682 - 688. — Wiederabdruck in: Ehrengabe zum Germanistentag Mannheim 1962, Düsseldorf 1962, S. 71 - 80.
10. Begriffsentwurf, Experiment und Interpretation und ihre Rolle in verschiedenen Richtungen der Sprachwissenschaft. — In: Proceedings of the 8th International Congress of Linguists, Oslo 1958, S. 842 - 847. — Wiederabdruck in: Das Ringen um eine neue deutsche Grammatik. Aufsätze aus drei Jahrzehnten (1929 - 1959), hg. von Hugo Moser, Darmstadt 1962, 2¹⁹⁶⁹, S. 36 - 41.
11. Grammatik und Sprache. — In: Wirkendes Wort 9, 1959, S. 129 - 139. — Wiederabdruck in: Sammelband I Wirkendes Wort: Sprachwissenschaft, Düsseldorf 1962, S. 184 - 194. Und in: Das Ringen um eine neue deutsche Grammatik. Aufsätze aus drei Jahrzehnten (1929 - 1959), hg. von Hugo Moser, Darmstadt 1962, 2¹⁹⁶⁹, S. 42 - 60.
12. Die Leistung der Sprache für zwei Menschen. Interpretation eines Gesprächs aus dem "Schwierigen" von H. von Hofmannsthal. — In: Sprache — Schlüssel zur Welt, Festschrift für Leo Weisgerber zur Vollendung des 60. Lebensjahres, hg. von Helmut Gipper, Düsseldorf 1959, S. 87 - 105. Etwas erweiterter Wiederabdruck in: Ansätze zu einer Sprachtheorie (= Beiheft 2

zum Wirkenden Wort), Düsseldorf 1962, ²1966, S. 11 - 32.

13. Das Wort als Erlebensnotiz: das sprachliche Gebilde und das Gemeinte. — In: Festschrift für Hennig Brinkmann (= Beiheft 3 zum Wirkenden Wort), Düsseldorf 1961, S. 111 - 130. — Wiederabdruck in: Ansätze zu einer Sprachtheorie (= Beiheft 2 zum Wirkenden Wort), Düsseldorf 1962, ²1966, S. 33 - 56.

14. Der Sprachunterricht im engeren Sinn oder Sprachlehre und Sprachkunde. — In: Handbuch des Deutschunterrichts im 1. bis 10. Schuljahr, hg. von Alexander Beinlich, Bd. 1, Teil 4, Emsdetten (Westf.) 1961, S. 215 - 313.

15. Methoden für die Abgrenzung fester Wortinhalte aus konkreten Sätzen und ganzen Texten. — In: Proceedings of the 9th International Congress of Linguists 1962, Den Haag/London/Paris 1964.

16. Eine neue deutsche Grammatik. Möglichkeiten zur Belebung des Grammatikunterrichts in der Volksschule. Referat an der 5. Tagung der Interkantonalen Mittelstufenkonferenz Zug (Schweiz), 1961 in Bern. — In: Schulpraxis 52, H. 1/2, 1962/63, S. 12 - 28. Wiederabdruck in: Sprachschulung, Sprachbetrachtung. Handreichung für den Sprachunterricht, hg. von der Interkantonalen Mittelstufenkonferenz, Winterthur 1970, S. 13 - 30.

17. Über Wortinhalte, Wortkörper und Trägerwerte im Sprachunterricht. — In: International Review of Applied Linguistics in Language Teaching 1, H. 1, 1963, S. 42 - 49.

18. Worttheorie auf strukturalistischer und inhaltsbezogener Grundlage. — In: Proceedings of the 9th International Congress of Linguists Cambridge, Mass., 1962, The Hague 1964, S. 1053 - 1065.

19. Ziele und Arbeitsweisen der modernen Sprachwissenschaft. — In: Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen 115. Jg., 200. Bd., 1964, S. 161 - 181.

20. Zum Tempus- und Modusystem des Deutschen. Einige grundsätzliche Bemerkungen. — In: Der Begriff Tempus — Eine Ansichtssache? (= Beiheft 20 zum Wirkenden Wort), Düsseldorf 1969, S. 50 - 58.

21. Sprachwissenschaftliche Voraussetzungen für die Arbeit des Didaktikers und Pädagogen. – In: Sprache und Erziehung, Berichte über die Arbeitstagung der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft vom 7. - 10. April 1968 in Göttingen (= 7. Beiheft der Zeitschrift für Pädagogik), hg. von Otto Friedrich Bollnow, Weinheim 1968, S. 189 - 212.
22. Textanalyse als Vereinigung von Sprachwissenschaft, Literaturwissenschaft und Sprachdidaktik. – In: Germanistik in Forschung und Lehre, Vorträge und Diskussionen des Germanistentages in Essen, 21.-25.10. 1964, hg. von Rudolf Henß und Hugo Moser, Berlin 1965, S. 209 - 219.
23. Synchronie – Diachronie – Sprachgeschichte. – In: Sprache – Gegenwart und Geschichte, Probleme der Synchronie und Diachronie (= Jahrbuch 1968 des Instituts für deutsche Sprache), Düsseldorf 1969, S. 78 - 91.
24. Sprechen und Sprache – Gedanken zum Ort der Sprecherziehung im Ganzen der Sprach- und Literaturwissenschaft. – In: Sprechen und Sprache (= Sprache und Sprechen, Bd. 2), hg. von Hellmut Geißner und Wilhelm L. Höffe, Wuppertal 1969, S. 9 - 28.
25. Methoden zur Objektivierung des Verstehens von Texten, gezeigt an Kafka "Kinder auf der Landstraße". – In: Jahrbuch für Internationale Germanistik 1, 1969, S. 75 - 107.
26. Gegenwartssprache, linguistisch-literarische Methodenlehre und Sprachtheorie im Grundstudium der Germanistik. – In: Festschrift für Hugo Moser zum 60. Geburtstag, hg. von Ulrich Engel, Paul Grebe und Heinz Rupp, Düsseldorf 1969, S. 82 - 111.
27. Moderne Linguistik im germanistischen Studium. – In: Ansichten einer künftigen Germanistik (= Reihe Hanser 29), München 1969, ²1969, ³1970, S. 172 - 192.
28. Zur Lage der Germanistik im linguistischen Bereich. – In: Linguistik und Didaktik 1, 1970, S. 172 - 176.
29. Sprache als Ergebnis und Ursache sozialen Handelns. – In: Soziologen – Korrespondenz 1, H. 4. 1970, S. 218 - 224.
30. Muttersprache und Fremdsprachen in didaktischer Sicht. – In: Beiträge zu den Sommerkursen des Goethe-Instituts 1970, München 1970, S. 125 - 128.

31. Zur Verbindung qualitativer (kategorialer) und quantitativer Verfahren bei der Textanalyse. – In: Studien zur Syntax des heutigen Deutsch, (= Sprache der Gegenwart, Bd. 6), Düsseldorf 1970, S. 212 - 262.
32. Die vier Fälle: Üben – Erkennen – Durchschauen, im 1. bis 10. Schuljahr. – In: Sprachschulung, Sprachbetrachtung, Handreichung für den Sprachunterricht, hg. von der Interkantonalen Mittelstufenkonferenz Zug (Schweiz), Winterthur 1970, S. 31 - 52.
33. Logisches, Vor-Logisches und Außer-Logisches in der Sprache. – In: Der Berliner Germanistentag 1968. Vorträge und Berichte, hg. von Karl Heinz Borck und Rudolf Henß, Heidelberg 1970, S. 135 - 156.
34. Zusammenwirken von Linguistik, Literaturwissenschaft und Sprachdidaktik. – In: Zum Streit um den Deutschunterricht, hg. von Wolfgang Ritzel (= Ergänzungshefte zur Zeitschrift für Wiss. Pädagogik H. 13), 1970, S. 77 - 116.
35. Der deutsche Satz. Die Lehre vom Satz in Wissenschaft und Unterricht. In: Germanistik. Bericht über die gesamtösterreichische Arbeitstagung für Lehrer an allgemeinbildenden Höheren Schulen vom 25.-29.8.1969 in Wien (= Beiträge zur Lehrerfortbildung, Bd. 4), Wien 1971, S. 26 - 64.
36. Soziologisches im Kernbereich der Linguistik. Skizze einer Texttheorie. – In: Sprache und Gesellschaft. Jahrbuch 1970 des Instituts für deutsche Sprache (= Sprache der Gegenwart, Bd. 13), Düsseldorf 1971, S. 80 - 88.
37. Erfahrungsbericht zum integrierten linguistischen Grundkurs für Germanisten, Romanisten und Anglisten an der RWTH Aachen. – In: Konzeptionen linguistischer Grundkurse, hg. von Horst Sitta (= Methoden und Modelle 1), Bebenhausen 1972, S. 93 - 98.
38. Linguistik und Gesellschaft. – In: Neue Grammatiktheorien und ihre Anwendung auf das heutige Deutsch. Jahrbuch 1971 des Instituts für deutsche Sprache (= Sprache der Gegenwart, Bd. 20), Düsseldorf 1972, S. 194 - 214.
39. Sprache – Mathematik – Studierfähigkeit. – In: Gymnasium Helveticum 26, H.2, 1972, S. 123 - 144.

40. Deutsche Standardsprache der Gegenwart. – In: Lexikon der germanistischen Linguistik, hg. von Hans Peter Althaus, Helmut Henne, Herbert Ernst Wiegand, Tübingen 1973.

41. Germanistik in der Gesamthochschule, Zielsetzung und Aufbau. – In: Neue Ansichten einer künftigen Germanistik, hg. von Jürgen Kolbe (= Reihe Hanser 122), München 1973, S. 247 - 271.

III. Mitarbeit an Schulbüchern

1. Deutscher Sprachspiegel, Sprachgestaltung und Sprachbetrachtung. Ausgabe für Gymnasien in 5 Bänden. – Düsseldorf 1956 - 1964.

2. Deutscher Sprachspiegel. Sprachgestaltung und Sprachbetrachtung. Ausgabe für Realschulen in 3 Bänden. – Düsseldorf 1965 - 1968.